Gero – der Zugvogelfürst

Die private und bündische Biografie von Rolf Gehrke

Ein ungrader Weg mit einfacher Jugend, Wirren, Irrungen und Zufriedenheit in einer Lebensaufgabe

Eine dynamische Biografie

Band I: Text-Teil

Verfasst von Helmut Wurm und Rolf Gehrke

Derzeitiger Stand 17. Februar 2013

Begründung für diese Biografie

Manche Zeiten sind besonders geeignet, markante Persönlichkeiten hervorzubringen. Eine solche Zeit ist auch das unruhige 20. Jahrhundert gewesen, genauer die Zeit vom Ende des 1. Weltkrieges bis zur Festigung des deutschen Wohlstandsstaates ab 1950. Ruhige Zeiten fordern die Menschen weniger und fördern deswegen auch weniger die Ausbildung von originalen, markanten, stetigen und kreativen Menschentypen. Zu solchen markanten, herausragenden Menschentypen der Mitte des 20. Jahrhunderts gehören auch eine Reihe von bündischen Führern.

Dabei kann man unterscheiden zwischen solchen bündischen Führern, die mehr kreativ aber weniger stetig und solchen, die weniger kreativ aber mehr stetig gewesen sind. Das Beste ist es, wenn sich diese beiden Führertypen innerhalb eines Bundes ergänzen. Und das ist im Zugvogel-Bund so gewesen. Der kreative Alo Hamm (Trenk) hat den Zugvogel-Bund gegründet und geformt, er war der König. Rolf Gehrke (Gero) hat ihn als treuer Fürst stabilisiert und über Höhen und Tiefen gesteuert.

Das berechtigt, dass der nicht einfache, nicht geradlinige Lebensweg, aber im Dienst an der Jugend so erfolgreiche und segensreiche Wirkungsweg von Rolf Gehrke für die Nachwelt festgehalten wird – als Erinnerung, als Orientierung und aus Dankbarkeit heraus.

Ich habe Gero deswegen in den vergangenen Jahren wiederholt wegen eines solchen biografischen Projektes angesprochen. Im Frühjahr 2012 haben wir beschlossen, diese Biografie von Rolf Gehrke (Gero) gemeinsam zu beginnen und zwar als „dynamische Biografie", so wie ich es bisher auch bei anderen Biografien bündischer Persönlichkeiten gemacht habe. „Dynamische Biografie" heißt, dass zuerst ein biografischer Grundbestand zusammengestellt wird und dieser dann ständig mit weiteren Details aus der Erinnerung, aus Archivbeständen und aus Nachlässen erweitert wird. Denn eine solche Grundform einer Biografie im Internet kann Besucher motivieren, weitere Daten beizusteuern, die sonst verloren oder unbekannt geblieben wären.

Dabei sollen alle diejenigen Biografien, die ich gestalte, keine knappen und trockenen Lexika-Biografien sein, sondern lebendige, detailreiche und anschauliche Lebensbiografien, die sich nicht scheuen, liebevolle Einzelheiten darzustellen. Wem das zu langweilig ist, kann ja solche Stellen überfliegen. Andererseits hat sich immer wieder gezeigt, dass solche liebevollen historischen Details später an Bedeutung gewonnen haben – nicht unbedingt nur aus einer biografischen Sicht.

Wer also zu dieser Biografie von Rolf Gehrke (Gero) noch historische Quellenstücke (Bilder, Briefe, Urkunden) und anschauliche Erzähl-Details beisteuern kann, ist herzlich gebeten, diese mir zukommen zu lassen.

Ich möchte aber bezüglich solcher biografischen Nachträgen eine ehrliche Einschränkung machen. Natürlich muss der Historiker Objektivität als Ziel haben und wahren. Ich finde es aber nicht wissenschaftlich vorbildhaft, bei denjenigen markanten Persönlichkeiten, die sich unter vielen persönlichen Opfern lebenslang um die Jugend und die bündische Bewegung verdient gemacht haben, mit Häme und gemeiner Akribie nach Schwächen zu suchen und in dunkle Lebensecken zu leuchten. Denn jene markanten Persönlichkeiten sind auch nur Menschen gewesen mit Unvollkommenheiten und Schwächen. Man kann solche Schwächen dezent andeuten oder behandeln. Nur dort, wo Charakterstrukturen voll untolerierbarer Schwächen bewusst und mit schauspielerischer Begabung das zu überdecken versuchen, da bin ich für eine uneingeschränkte historische Objektivität und Enttarnung.

Allgemeine Hinweise auf die benutzten Quellen

1. Mit Gero habe ich am 17. 5. 012 in seiner Wohnung in Essen einen ganzen Tag über seine Vorfahren und sein Leben gesprochen und habe mir dazu Notizen gemacht. Diese ausgearbeiteten Notizen hat Gero anschließend durchgesehen und dann in einer Reihe von kontinuierlichen e-Mails und Telefongesprächen verbessert und ausführlich ergänzt.

2. In diesen Ergänzungen ist eine erheblich größere Menge von biografischen, historischen und soziokulturellen Details zusammen gekommen, als in den bisherigen Quellen zu Geros Leben bekannt oder angedeutet sind und die den Lesern der Gegenwart und Zukunft als Ganzes erhalten bleiben sollen. Diese Daten sind von vielfältigem authentischem Wert. Denn wer weiß, was den einzelnen Leser interessiert und was einmal wichtig werden wird. Diese vielen Ergänzungen und Berichtigungen sind nur teilweise unter Literaturhinweise aufgelistet, sondern oftmals nur als Fußnoten angeführt.

Diese biografische Detail-Sammlung von Berichten und Ergänzungen konnten aber nicht einfach in der Form, wie ich sie erhielt, in diese Biografie eingefügt werden. Weil Gero seine Erlebnisse, Beobachtungen und Erinnerungen so niedergeschrieben hat, wie die Erinnerung an damals „ihn überkam" bzw. wie er Erinnerungsfehler erkannte, mussten sie thematisch zerlegt und neu geordnet zusammen gestellt und in einigen Fällen auch thematisch und sprachlich überarbeitet werden. Die hier mitgeteilten Zitate aus Geros Niederschriften sind also stellenweise keine ganz reinen Zitate, sondern geben dann nur inhaltlich das genau wieder, was Gero in subjektiver Sprachform mitgeteilt hat.

3. Gero hat mir eine Reihe Bilder zur Verfügung gestellt, die seine Vorfahren, seine Familie und ihn als Jugendlichen, Soldat, Berufstätigen und Wandervogel betreffen. Diese Fotos wurden fast alle eingearbeitet.

4. Ich hatte schon früher einige Artikel/Beiträge gesammelt, die Gero in den Zeitschriften des Zugvogels verfasst hatte (Bundeszeitschrift des Zugvogels, Ordensschrift der Geusen, Patenbrief usw.). Diese Beiträge betreffen aber mehr die Zugvogel-Bundesgeschichte und Alo Hamm (Trenk) und nur in Bruchstücken Gero selbst, weshalb sie hier nicht alle zitiert werden.

5. Gero überreichte mir bei meinem Besuch einen Text zur biografischen Auswertung, der von Herrn Dr. Martin Rüther und einer Begleiterin (beide NS-Dokumentationszentrum in Köln) aufgrund eines Interviews im Herbst 2011 mit Gero einschließlich von Video-Aufnahmen verfasst worden ist und für eine Ausstellung in Essen zum Thema "Jugend und Leben im Nationalsozialismus" (Frühjahr 2012) und für biografische Dokumentationen in der Webseite „www.jugend1918-1945.de" angefertigt worden ist. Gero hat dabei in seiner schriftlichen Genehmigung alle Rechte an den zur Verfügung gestellten Bildern, Texten und Inhalten behalten und nur die Erlaubnis erteilt, dass diese Daten für die oben genannten Zwecke verwendet werden dürfen.

Diese Biografie von Gero für das NS-Dokumentationszentrum Köln und für die genannte Webseite ist deutlich knapper und thematisch und sprachlich anders aufgebaut als die hier vorliegende Biografie. Sie orientiert sich mehr an wissenschafts-journalistischen, sprachlich lockeren Darstellungsweisen. Sie enthält auch einige derjenigen Bilder, die Gero mir neben anderen ebenfalls zur Verfügung gestellt hat. Nach einem Telefongespräch am 31. 7. 012 mit Herrn Dr. Martin Rüther darf ich jederzeit bereits unter einer übergeordneten Quellen-Herkunftsangabe auch auf diese Biografie zurück greifen. Das wird dankend angenommen, aber es wird trotzdem versucht, möglichst auch im Detail über Fußnoten diese Benutzung zu dokumentieren.

6. Gero hat zu diesem Text im NS-Dokumentationszentrum Köln eine Ergänzung bzw. Fehlerberichtigung an Herrn Dr. Martin Rüther geschrieben, die ebenfalls weitere Daten enthält. Diesen Brief hat mir Gero ebenfalls zur Auswertung übergeben.

7. In seiner Rede an die Gäste zu seiner 85jährigen Geburtstagsfeier im Kochshof 2010 hat sich Gero stellenweise auch ausführlich zu seiner Vergangenheit geäußert. Diese Rede wurde deshalb einerseits biografisch ausgewertet, ist aber andererseits auch als Abschluss von Band I als Ganzes angefügt.

Allgemeine kurze Hinweise auf die Form der Darstellung

1. Die Biografie von Rolf Gehrke in der www.buendische-blaue-blume.de (siehe Biografien, dort in zwei Bänden) ist bewusst eine „dynamische Biografie", d.h. sie soll allmählich immer mehr erweitert werden durch zusätzliche Datenfunde und Ergänzungen aus den Kreisen der Besucher dieser Webseite. Diese Biografie ist also für längere Zeit nicht fertig, sondern unterliegt kontinuierlichen Erweiterungen und Veränderungen. Deshalb ist am Anfang der beiden Bände auch immer der jeweilige Zeit-Stand angegeben, für den sie gilt.

Das hat einerseits Nachteile bezüglich der Internet-Form-Kontinuität, hat aber andererseits den Vorteil, mehr Personen ansprechen und für Erweiterungen gewinnen zu können, als wenn man die Biografie wie ein Buch-Manuskript oder eine Examensarbeit so lange liegen lässt, bis man eine endgültige Form gefunden zu haben glaubt. Alle diejenigen, die noch Ergänzungen zur Biografie von Gero beisteuern können, sind deswegen herzlich gebeten, ihre Erinnerungen, Erlebnisse und Bilder zu Rolf Gehrke (Gero) dem Verfasser/Bearbeiter zukommen zu lassen, damit diese, nach einer Sichtung, noch eingearbeitet werden können.

2. Dass diese Biografie in 2 Bände (einen Textband und einen Bildband) aufgegliedert worden ist, hat bestimmte Gründe:

- Einmal lässt sich eine ausführlichere Biografie in einen chronologischen, in Textform gestalteten Teil zum Lesen und in einen Teil zum Betrachten mit bildlichen Schlaglichtern aufteilen. Der Textteil enthält eine zeitlich fließende Darstellung, der Bildteil Momente der Veranschaulichung und Ergänzung dieser fließenden Darstellung. Solch ein Bild-Teil sollte nicht endlos ausufern, sondern sollte sich auf einen gewissen Größenrahmen von wichtigen Veranschaulichungen beschränken, damit er nicht durch die Bilderfülle erdrückt.

- Zum anderen soll eine solche dynamische biografische Darstellung regelmäßig aktualisiert werden. Sie unterliegt also kontinuierlichen Veränderungen durch Erweiterungen und/oder Korrekturen. Solche Aktualisierungen lassen sich technisch leichter bearbeiten, wenn man mindestens 2 Teilgliederungen zur Verfügung hat. Man braucht dann nicht jeweils das Ganze neu zu bearbeiten und ins Netz hoch zu laden. Der Leser erkennt auch etwas leichter, am Bearbeitungsdatum des jeweiligen Bandes nämlich, wo sich etwas verändert hat.

Rechtlicher Hinweis

Die Rechte dieses Manuskriptes bleiben vollständig bei den Verfassern. Aber nach guter wissenschaftlicher Tradition dürfen dieses Manuskript und seine späteren Veränderungen bzw. Erweiterungen weiter verwendet werden, wenn die benutzten Stellen bezüglich ihrer Herkunft zitiert werden. Über Mitteilungen einer umfänglicheren Weiterverwendung würden sich die Verfasser freuen.

Der Bearbeiter/Verfasser Helmut Wurm

Inhaltsverzeichnis

Begründung für diese Biografie

Allgemeine Hinweise auf die benutzten Quellen

Rechtlicher Hinweis

1. Die Vorfahren und Eltern

1.1. Die Herkunft der Vorfahren

1.2. Die Herkunft der Eltern

1.3. Die neue Heimat der Eltern im Ruhrgebiet

2. Aus der Jugendzeit von Gero

2. 1. Die erste Zeit in Essen-West bis 1934

2.1.1. Die Wohnverhältnisse in Essen-West und das Umfeld der Familie

2.1.2. Die sozial vorbildliche Firma Krupp

2.1.3. Die damaligen Spiele der Kinder in Essen-West

2.1.4. Erste flüchtige bündische Gruppenkontakte

2.1.5. Die politischen Spannungen in der späten Weimarer Republik in Essen-West aus der Sicht des jungen Gero

2.1.6. Sonstige Bemerkungen zur damaligen Zeit

2. 2. Die Zeit in Gelsenkirchen-Rotthausen 1934 bis 1938

2.2.1. Die Wohnverhältnisse in Gelsenkirchen-Rotthausen und das Umfeld der Familie

2.2.2. Der unternehmungsfreudige wilde junge Rolf Gehrke

2.2.3. Die zeitweise bündische Schwester

2. 3. Der Vater als SA-Mitglied und seine Arbeit am Westwall bis 1938

2.4. Die Familie ab 1938 wieder in Essen-Wes***t***

2.5. Die Schulzeit

2.6. Die Jungvolk-Zeit

2.7. Die Zeit nach dem Jungvolk, die HJ-Zeit und die Meldung zur Waffen-SS

2.8. Die Juden und der NS-Antisemitismus aus der Sicht des heranwachsenden Rolf Gehrke

2.9. Die Landhilfe- und Lehrzeit nach der Schule (1940 bis 43)

3. Die Zeit des Krieges und die Kriegserlebnisse in Frankreich

3.1. Kriegsbeginn und erste Kriegsjahre in den Erinnerungen des heranwachsenden Rolf Gehrke

3.2. Die Ausbildung bei der SS-Leibstandarte in Berlin

3.3. Gero wird nach Nord-Belgien abkommandiert

3.4. Wie Gero die Invasion und die damit verbundenen Kämpfe erlebte

3.5. Gefangennahme und Gefangenschaft in Frankreich

4. Die Zeit der Gefangenschaft und inneren Öffnung in England

5. Geros berufliche Tätigkeiten nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft

6. Gero als früher privater Wandervogel und dann als Zugvogel

6.1. Die private Wandergruppenzeit

6.2. Gero wird Zugvogel

6.3. Gero als Neugründer des Zugvogels

6.4. Gero als Liedschöpfer

7. Gero als privater und bündischer Rentner

10. Auflistung der benutzten Quellen

1. Die Vorfahren und Eltern

1. 1. Die Herkunft der Vorfahren

Die Vorfahren von Rolf Gehrke väterlicher- und mütterlicherseits kamen alle aus Westpreußen. Sie gehörten väterlicherseits teilweise dem höheren Bürgertum an (sie waren dann Beamte, Lehrer und hatten große Häuser) oder waren Handwerker, Angestellte oder niedere Beamte). Beruflich waren die Vorfahren mütterlicherseits meist Handwerker.

1. 2. Die Herkunft der Eltern

Der Lebensweg von Geros Vater war gewissermaßen untypisch für die väterliche Familie. Paul Heinrich Julius Gehrke wurde am 30. Mai 1890 in Konitz, Kreis Konitz (Westpreußen) als Sohn des Lokomotivführers Paul Gehrke und seiner Ehefrau Maria (geb. Pehl) geboren und machte nur die mittlere Reife. Danach absolvierte er eine Bautechniker-Ausbildung.

Geros Mutter war Hedwig Anna Berta Wunke, geboren am 15. Oktober 1888 in Schneidemühl, Kreis Kolmar (Westpreußen). Sie war die Tochter des Maschinenschlossers Wilhelm Wunke und seiner Ehefrau Berta, geborene Marotzke. Der Großvater mütterlicherseits hatte eine Tischlerei in Schneidemühl. Er starb aber bereits im Jahr 1925, drei Monate vor der Geburt von Gero.

Konitz[1] (heute Chojnice) hatte um 1900 ca. 12000 Einwohner. Konitz (Westp.) war eine Kreisstadt im Königreich Preußen, Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder.

Schneidemühl[2] (heute Pila) war um 1900 eine Stadt im Königreich Preußen, Provinz Posen, Regierungsbezirk Bromberg, Kreis Kolmar.

Wie die Bekanntschaft zwischen Geros Vater und Mutter zustande kam, ist offen, aber eine Eisenbahnlinie verband schon in den letzten Jahrzehnten des 19. Jhs. die beiden Städte. Vielleicht arbeitete Geros Mutter als junge Frau in Konitz.

---

[1] Konitz war Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Schneidemühl-Güldenboden, Gnesen-Konitz u. a. Die Stadt hatte eine alte Stadtbefestigung, 2 evangelische und 2 katholische Kirchen, eine Synagoge, ein schönes Kreishaus, ein neues Rathaus, Denkmal Kaiser Wilhelms I., Gymnasium, Konvikt, Waisenhaus, Landarmen- und Korrektionsanstalt (900 Insassen), Landgericht, Hauptsteueramt, eine Nebenstelle der Reichsbank, 2 Spezialkommissionen, 2 Eisengießereien, eine Dampfmahl- und eine Dampfsägemühle, Dampfziegelei, Molkerei und ein Elektrizitätswerk.
Siehe genauere Darstellung von Konitz Stadt und Landkreis bei http://www.deutsche-schutzgebiete.de/konitz.htm.

[2] Schneidemühl liegt an der Küddow und 57 Meter über dem Meer. Die Stadt ist Knotenpunkt der Staatsbahnlinien Berlin-Schneidemühl, Schneidemühl-Thorn, Posen-Stargard u.a. Schneidemühl hatte um 1900 drei evangelische und eine katholische Kirche, eine Kirche der evangelischen Gemeinschaft, Synagoge, Denkmal Kaiser Wilhelms I., Gymnasium, Realschule, Schullehrerseminar, Taubstummenanstalt, Landgericht, Westpreußische Landschaftsdirektion, Nebenstelle der Reichsbank, Maschinen-, Dachpappen-, Stärke-, Zement- und Kalksandsteinfabrikation, Sägemühlen, Bierbrauerei, Ziegelbrennerei, eine Eisenbahnreparaturwerkstatt. Die Stadt hat im Jahr 1905 mit der Garnison (ein Infanterieregiment Nr. 149) 21.624 Einwohner, die überwiegende Mehrheit sind Evangelische, 7674 sind Katholiken und 653 Juden.
Der Versailler Vertrag bestimmte 1919 die Abtretung der Provinzen Posen und Westpreußen an Polen. Nur kleine Teile der Provinzen verblieben bei Deutschland. Diese wurde als Grenzmark Posen-Westpreußen zusammengefasst und Schneidemühl die neue Provinzhauptstadt. Ende Februar 1945 eroberte die Rote Armee Schneidemühl, dabei wurde die Stadt fast vollständig zerstört. Schneidemühl wurde unter polnische Verwaltung gestellt und die Bevölkerung vertrieben. Die Polen nennen die Stadt nun Pila.
Genaueres zu der Stadt Schneidemühl siehe bei http://www.deutsche-schutzgebiete.de/schneidemuehl.htm

1. 3. Die neue Heimat der Eltern im Ruhrgebiet

Geros Vater suchte wegen des besseren Arbeitsangebots eine Arbeit im Ruhrgebiet und fand bei der Firma Krupp eine Beschäftigung als Bautechniker. Nach dem 1. Weltkrieg arbeitete er einige Jahre bei Krupp als Maurer-Polier. Geros Vater ließ noch im Jahre 1913 seine spätere Frau aus Schneidemühl nachkommen. Die Eltern wurden am 17. November 1913 in der Lutherkirche in Essen-West getraut. Sie wohnten in Essen West in die Berzeliusstraße 20.

Eine erste Tochter wurde dem Ehepaar am 22. 2. 1914 in Essen geboren und in der Apostelkirche in Essen West getauft, die dann aber am 23. Oktober 1915 in Schneidemühl wieder verstarb. Eine weitere Schwester wurde am 27. 10. 1915 in Schneidemühl geboren.

Der Vater war nämlich 1915 Soldat geworden. Während des 1. Weltkrieges behielten seine Eltern anfangs die Wohnung in Essen eine Zeitlang bei (wahrscheinlich weil damals fast jeder glaubte, der Krieg sei in 6 Wochen beendet), und gaben sie dann auf, weil während ihrer Abwesenheit die Wohnung ohne Einbruchspuren leergeräumt worden war. Sie hatten den Vermieter in Verdacht, weil er als einziger einen Schlüssel zur Wohnung hatte und er zudem der Möbelhändler war, bei dem sie die Möbel gekauft hatten. Die polizeilichen Ermittlungen brachten nichts. So zog seine Mutter zurück zu ihrer Großfamilie nach Schneidemühl in Westpreußen, denn sie wollte nicht alleine in Essen bleiben.

Über seine Soldatenzeit hat der Vater kaum etwas erzählt. Gero wusste nur, dass er bei Verdun dabei gewesen und irgendwo in französische Gefangenschaft geraten war. Es gab im Familienbesitz eine Fotografie mit seinem Vater zusammen mit einer größerer Gruppe Gefangener in der südfranzösischen Stadt Sete am Mittelmeer.

Gero wusste auch nicht, wann der Vater genau aus der Gefangenschaft entlassen worden ist. Jedenfalls vereinte sich die Familie wieder in Essen, aber nicht mehr in der gleichen Wohnung wie vor 1915, sondern sie zog in die Berzeliusstraße 17, wo eine Wohnung frei geworden war. Auf Grund der wirtschaftlich schlechten Lage wurde der Vater aber nicht als Bautechniker neu eingestellt, sondern als Maurerpolier, welchen Beruf er bis zu seinem Lebensende am 12. März 1957 ausübte.

Die Mutter übte keine Berufstätigkeit aus, sondern sorgte als Hausfrau immer für die Familie.

Dort in der Berzeliusstraße 17 wurde Rolf Gehrke (Gero) am 17. 10 1925 geboren.

2. Aus der Jugendzeit von Gero

2. 1. Die erste Zeit in Essen-West bis 1934

Hier in der Berzeliusstraße 17 verlebte Rolf den größten Teil seiner Kindheit, nämlich 9 Jahre. Er kennzeichnet sie als schlicht und funktional, aber nicht als ärmlich.[3]

Die Berzeliusstraße und ein Teil der Frohnhauserstraße tauschten nach dem zweiten Weltkrieg ihre Namen, da durch Kriegsschäden und Umbau-Maßnahmen die ehemalige Frohnhauserstraße keine Durchgangsstraße mehr war. Die Frohnhauserstraße ist eine sehr lange Straße, die vom Stadtteil Fronhausen-Breilsort an der Grenze zu Mülheim bis in die Essener Innenstadt führt. Durch die ganze Frohnhauserstraße führte eine Straßenbahnlinie,

[3] nach www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Kindheit.

die Linie 9. Heute fährt hier teils die Straßenbahn (Linie 109), teils der Bus (Linie 145 und 147). Die damaligen Häuser stehen nicht mehr, sie wurden entweder alle im Krieg zerstört oder bei den neuen Straßenbau-Maßnahmen abgerissen.

2. 1. 1. Die Wohnverhältnisse in Essen-West und das Umfeld der Familie

Das Haus Berzeliusstraße 17 war ein Eckhaus, Berzeliusstraße, Dinglerstraße., gelegen an einer wichtigen Zufahrtsstraße in die Essener Innenstadt (der heutigen Frohnhauser Straße). In dem Haus war im Erdgeschoss eine Eckkneipe. Die Familie Gehrke wohnte im 2. Stock über dieser Eckkneipe.

Gero berichtet dazu aus seiner Jugendzeit das Nachfolgende:[4]

Das Haus in der Berzeliusstraße 17 war und ist ein Eckhaus. Hier zweigt die Dinglerstraße ab, die nur etwa 100 Meter lang ist, aber ziemlich steil bergab führt. Am unteren Ende stößt die Dinglerstraße auf die Bunsenstraße und damals genau auf die Tore der Kruppschen Feuerwehr, die es heute nicht mehr gibt. Wenn es Schnee gab, war die Straße eine beliebte Rodelbahn, aber wenn man nicht aufpasste, donnerte man gegen ein Tor der Feuerwehr. Dann hieß es kurzfristig Reißaus nehmen, da sehr schnell ein wütender Feuerwehrmann erschien. Und damals gab es sehr schnell Ohrfeigen. Ich erinnere mich noch deutlich, dass ein Fuhrmann mir mit seiner langen Fuhrmannspeitsche einen Hieb über beide Waden verpasste. Aus Jux! Ich bemerkte nicht, dass ein Erwachsener irgendeinen Einspruch erhob.

Der Hauseingang befand sich in der Berzeliusstraße, da gab es einen kleinen Vorraum bevor man an der Haustür war. In dem Vorraum links war die Eingangstür zur Kneipe, rechts die der Heißmangel.

Bevor die Heißmangel einzog, hatte dort ein Metzger seinen Laden und im Innenhof eine allgemein so genannte "Wurstküche". Als ich dort lebte, stand die Wurstküche leer. Sie war zwar verschlossen, aber wir Jungen fanden immer eine Möglichkeit an dem Abflussrohr der Regenrinne hochzuklettern und von da durch ein zerstörtes Fenster hineinzukommen. Innen befand sich eine Menge Gerümpel, darunter ein langes Eisengitter, das am Fenster angestellt eine gute Ausgangsmöglichkeit schaffte, und ein paar alte Matratzen, die unseren Spielen dienten.

Der Wirt (er war der Eigentümer des Hauses und hieß Hegemann) hatte einen Schlüssel und überraschte uns einmal. Es wurde ein großes Theater deswegen gemacht aber für mich ging die Sache harmlos aus, weil mein Vater die damalige Bestrafungsart, eine Tracht Prügel nur ungern ausführte. Nur wenn meine Mutter ihm stundenlang meine Verfehlungen vorjammerte, tat er so kurz wie möglich seine "Pflicht".

Hinter der Haustür war ein langer dunkler Flur, rechts führte eine Tür in die Heißmangel und dahinter, auch nach rechts, begann die Treppe in die oberen Geschosse. Dieser Treppe gegenüber, auf der linken Seite, war eine zweite Tür in die Kneipe, durch die die Gäste zur Toilette gingen. Die erreichte man, wenn man eine halbe Treppe hinunter ging, lag links erst die Tür in den Innenhof, dann kam die Toilettentür und rechts ging es hinunter in den Keller. Die Toiletten des ganzen Hauses befanden sich einem separaten Vorbau. Sie lagen jeweils einen Treppenabsatz tiefer als die Wohnungen. Vom Hausflur aus ging es also ein paar Stufen abwärts zu den Gästetoiletten und einen Absatz aufwärts zu den Toiletten der Mieter im ersten Stockwerk. Durch diesen Vorbau wurde ein kleiner Innenhof gebildet, auf den man durch die kleinen Toilettenfenster und durch die Küchenfenster der Wohnungen

[4] Nach Mail von Gero vom 25. 5. 012 und hauptsächlich Gesamtbericht per Mail vom 6. 9. 2012

blicken konnte. Wenn ich dort spielte, konnte meine Mutter mich vom Küchenfenster aus sehe

Von diesem kleinen Innenhof kam man dann in den großen Hof mit der Wurstküche. Rechts war eine hohe, völlig mit Efeu bewachsene Mauer, deren eigenartigen Geruch ich mir heute noch vorzustellen vermag. Es gibt ein frühes Bild von mir vor dieser Efeumauer. Dahinter war dann die Wurstküche und auf der anderen eine mit Gras bewachsene Fläche.

Auf der Wiese waren einige Rohrbogen für Wäscheleinen, an denen wir gelegentlich turnten, was immer zu einem lauten Gezeter aus fast allen Stockwerken führte. Wir spielten daher meist in der Dinglerstraße (wenn wir nicht heimlich in die Wurstküche kletterten).

Dieser Gang von der Eingangstür war mir vor allem abends immer ein Gräuel. Er war fast dunkel (zumindest in der Zeit, in der es noch keine Elektrizität im Hause gab), und oft begegnete ich dann besoffenen Gästen, von denen sich viele einen Spaß daraus machten mich zu erschrecken.

In der ersten Etage wohnte links der Wirt mit seiner Frau, sie waren kinderlos, rechts wohnte Frau Meister, deren Mann Schachtmeister im Tiefbau war. Von Frau Meister sind mir zwei Sprüche in Erinnerung geblieben: "Heute ist Vollmond, da säuft Konrad (ihr Mann) wieder" und "Rolf hat schon wieder meinen Strumpf kaputt gemacht!". Wir hatten damals noch Gaslicht und wenn ich da ein bisschen in der Wohnung herumsprang, gab dieser Glühstrumpf seinen Geist auf

Wir wohnten in der zweiten Etage rechts, wenn man die Treppen hinauf stieg. Eine halbe Treppe tiefer war die erste Toilette unser, die andere gehörte Martins (unsere Nachbarn).

Die Toilette war immerhin schon ein Wasserklosett. Die Treppe war während der Gaslicht-Zeit natürlich unbeleuchtet und man zog im Dunkeln mit der Petroleumlampe los. Als es später dann elektrisches Licht gab, hatte man zwar auf dem Hinweg Licht, aber weil der Schalter natürlich auf Zeit eingestellt war, musste man zurück im Dunkeln die Treppen hoch tasten.

Das Toilettenpapier bestand ausschließlich aus Zeitungspapier, das in Oktavheft große Stücke geschnitten wurde. Ich versuchte immer die passenden Stücke zusammenzufinden um sie zu studieren. Ich glaube mich zu erinnern, dass die neue, unzerschnittene Zeitung mich erst interessierte, als ich die Kinoanzeigen studierte.

Nun zur Wohnung. Man öffnete die Wohnungstür und stand in der Wohnküche. Da gab es rechts ein Sofa, ganz rechts ein Kabuff, die Speisekammer. Der Eingang war sehr niedrig und am Boden war die Schwelle auch noch erhöht. Ich weiß nicht wie oft meine Mutter auf diese Schwelle trat und sich mit einem lautem "Aua" den Kopf stieß. Wenn ich mal auf sie wütend war, grinste ich heimlich. Daneben war das Fenster, das auf den Hof stieß, und daneben das Waschbecken, an dem man sich wusch. Mein Vater pflegte sich dort zu rasieren und musste dabei regelmäßig niesen. Im Sommer rief er bei offenem Fenster nicht „Hatschi‟ oder so was, sondern "Schutzmann", was meine Mutter jedes Mal aufregte und mich köstlich amüsierte. Denn genau gegenüber wohnte nämlich ein Schutzmann, wie man die Polizisten damals nannte. Gegenüber dem Sofa war der große Küchenschrank und links an der Wand, neben der Tür in das Wohnzimmer, befand sich der herrliche Kochherd, der die Wohnung heizte, ständig für heißes Wasser sorgte, in dem man backen und auf dem man kochen konnte. Samstagabends wurden die Herdringe herausgehoben und der große Kessel mit Wasser (zum Baden) erhitzt. Ich konnte ja eine lange Zeit noch bequem sitzend in der Wanne baden, für die größeren war das nicht so einfach. Als es finanziell etwas

besser ging, marschierte die ganze Familie ins nahe Friedrichsbad - auch eine Kruppsche Einrichtung.

Links neben der Küche war das Wohnzimmer, in dem, solange ich klein war, meine zehn Jahre ältere Schwester auf so einer Art Schlafcouch schlief. Als wir von Gelsenkirchen zurückkommend (später dazu mehr) wieder in die gleiche Wohnung, allerdings eine Etage tiefer, einzogen, durfte ich dann im Wohnzimmer schlafen und meine Schwester musste ins elterliche Schlafzimmer.

Das Wohnzimmerfenster zeigte auf die Dinglerstraße. Nach links kam man ins Schlafzimmer. Dort war ein Eckfenster mit dem damals unbedingt notwendigen Fahnenhalter. So lang ich mich erinnern kann, hing dort bei uns bei gegebenem Anlass die Hakenkreuzfahne. Beim Nachbarn Martin flatterte dann z.B. am 1. Mai die rote Fahne mit Hammer und Sichel. Zumindest bis Anfang 1933.

Die Familie Martin hatte einen gleichaltrigen Sohn Walter. Ich kann mich dunkel daran erinnern, dass der im ganz frühen Alter eine Glatze hatte. Wahrscheinlich wollte der Vater den Frisör sparen. Es glaube, es war mein Vater, der ihm den Namen Globus verpasste. Ich hatte jedenfalls Angst vor ihm. Eines Tages wollte ich runter in den Hof zum Spielen, aber da muss ich wirklich noch sehr klein gewesen sein, da stand Walter auf dem Flur. Ich zog mich sofort wieder in die sichere Wohnung zurück. Als meine Mutter fragte, was los sei, soll ich nur geantwortet haben "der Gobus". Das L konnte ich wohl noch nicht richtig sprechen.

Später waren wir gute Freunde trotz der entgegengesetzten politischen Färbungen unserer Eltern, bis er nach dem Krieg kurz nach der Währungsreform nach Amerika auswanderte. Von wo er mich einmal in der Giesebrechtstraße besuchte, weil er seine Versicherungsansprüche geltend machen musste und mit starkem amerikanischen Akzent sprach.

2. 1. 2. Die sozial vorbildliche Firma Krupp

„Der Gründer der Kruppdynastie, Alfred Krupp, hatte den Spruch "Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein" zur Devise erhoben. Wo hört man heute schon so etwas? Man kann das heute natürlich auch als clever ansehen, dass die Firma Arbeitersiedlungen mit preiswerten Wohnungen bauen ließ, dass es ein großes kruppsches Kaufhaus in der Innenstadt mit dem Namen Bazar gab und in den Arbeitervierteln so genannte "Kruppsche Konsumanstalten", in denen es so ziemlich alles gab, außer Fleischwaren. Die konnte man nur im „Fleischkonsum" kaufen. Sowohl im Bazar als auch in den Konsumanstalten konnten nur Kruppianer mit Einkaufsausweis kaufen. Es war dort alles um einiges billiger als anders wo.

Es gibt diese alten Beispiele über den schnodderigen Essener Slang, wo ein Junge seinen Kumpel fragt "Wo gehße? Konsum! Wat vorn? Fleisch". Oder wenn die Essener in das Bazar-Kaufhaus einkaufen gingen, sagten sie: "Ich geh' im Bazar".

Man kann natürlich sagen, so blieb das Geld, das die Leute verdienten, weitestgehend bei der Firma. Ich weiß nur, dass wir den Konsum nutzten und auch der Frau Meister hin und wieder den Einkaufsausweis liehen.

Eine Eigentümlichkeit war auch, dass im Segeroth wie im Schederhof (zwei Kruppsche Arbeitersiedlungen) jeden Mittag ein Pferdewagen kam und die Henkelmänner mit den Mittagessen für die arbeitenden Männer abholte. Natürlich hatte Krupp auch ein eigenes Krankenhaus, eine eigene Feuerwehr, ein Schwimmbad und in mehreren Stadtteilen Bibliotheken. Städtebaulich vorbildlich gilt heute noch der Essener Stadtteil Margarethenhöhe, benannt nach Margarete Krupp." [5]

---

[5] Mail von Gero vom 25. 5. 012 und hauptsächlich Gesamtbericht per Mail vom 6. 9. 2012

2. 1. 3. Die damaligen Spiele der Kinder in Essen-West

„Die Dinglerstraße war unsere Hauptspielstätte. Wegen des starken Gefälles lag die Straße tiefer als die Hinterhöfe und so erreichte man bei allen Häusern die Eingangstür nur über ein paar ins Haus hinein gebaute Stufen. Auf diesen Stufen hockten wir oft. Die Mädchen auf der einen Seite, die Jungen auf der anderen.

Wir Jungen spielten vor den Feuerwehr-Toren Fußball mit selbst gebastelten Stoffbällen und auf der schrägen Straße "Pinneken kloppen", was nichts kostete, weil man dazu nur einen Holzknüppel brauchte und einen an beiden Seiten angespitzten Holzpin. Die Straße war, wie damals üblich gepflastert und man machte eine Rille zwischen zwei Pflastersteinen frei, legte den Pin quer darüber und versuchte ihn dann mit dem Knüppel so weit wie möglich herauszuschleudern. Bei der abschüssigen Straße flog das Ding ganz schön weit, wenn man Glück hatte und wenn man damit umgehen konnte. Abwärts standen die anderen Jungen und versuchten diesen Pin zu schnappen. Wenn man ihn in der Luft fing, durfte man drei Schritte vorlaufen. Sonst musste man den Pin von dort wo er gelandet war auf den über der Rille quergelegten Knüppel werfen. Wenn man den Knüppel mit dem Pin traf, war derjenige, der getroffen hatte dran. Sonst wurden die Schritte gezählt, die der Pin von der Rille entfernt war. Hört sich kompliziert an, ist es aber nicht. Ich habe mich meinen Pimpfen auf den Großfahrten immer gespielt, und alle waren begeistert.

Die Mädchen spielten mit ihren Puppen oder mit Gummibällen, die sie an die Hauswand warfen und mit dem Kopf, mit der Brust und dem Bauch wieder auffingen. Nie wäre es jemanden eingefallen irgendetwas zusammen mit den Mädchen zu spielen. Wir hatten ja auch nie Kontakt mit Mädchen. Schon von der Grundschule an, waren Jungen und Mädchen getrennt. Das änderte sich erst als es eine große Schulreform gab. Das muss noch vor dem Anfang des Krieges gewesen sein. Bis dahin waren die Schulen ja auch noch nach Konfessionen getrennt.

Eine Geschichte, die ich nur vom Erzählen kenne: Meine Mutter hörte wie die Straßenbahn wie verrückt klingelte. Damals stand der Fahrer ja vorne und betätigte mit dem Fuß eine Schelle, die dann ein ping, ping von sich gab. Als meine Mutter auf die Straße sah, fuhr ich mit meinem Dreirad auf den Schienen vor der Straßenbahn her.“[6]

2. 1. 4. Erste flüchtige bündische Gruppenkontakte

„Meine ersten Berührungen mit einer Gruppe waren folgende. Gegenüber von dem Haus, in dem wir wohnten, befanden sich eine Bäckerei und eine Metzgerei. Der Metzger hieß Hermanns und hatte einen Sohn "Hänschen". Hänschen Hermanns muss mindesten siebzehn oder achtzehn Jahre als gewesen sein, als ich ihn kennen lernte. Einer der älteren Jungen aus der Dinglerstraße lud mich einmal ein mitzukommen zu seiner Gruppe. Da war auf dem Hof der Metzgerei ein unbenutzter Stall o.ä. in dem, soweit ich mich erinnere, sieben Jungen hockten. Hänschen Hermanns spielte Gitarre und sie sangen Lieder und er war erfreut, dass ich mich bemühte mitzusingen. Das muss vor dem Verbot gewesen sein und ich war acht, höchstens neun. Auf Fahrt nahmen sie mich nicht mit, aber ich war bei den Heimabenden dabei bis wir nach Gelsenkirchen zogen. Immerhin lernte ich da meine ersten bündischen Lieder.

Als ich mit meinen Eltern nach der Zeit in Gelsenkirchen-Rotthausen wieder nach Essen zurück zog, war Hänschen Herrmanns bereits zur Wehrmacht eingezogen.“[7]

---

[6] Mail von Gero vom 25. 5. 012 und hauptsächlich Gesamtbericht per Mail vom 6. 9. 2012
[7] Mail von Gero vom 25. 5. 012 und hauptsächlich Gesamtbericht per Mail vom 6. 9. 2012

2.1.5. Die politischen Spannungen in der späten Weimarer Republik in Essen-West aus der Sicht der jungen Gero

Das damalige Wohlfahrtsamt lag dem Haus Berzeliusstraße 17 schräg gegenüber. Daher spielten sich unmittelbar vor den Fenstern der Wohnung in den Jahren der Wirtschaftkrise oft aufregende Szenen ab. Immer wieder versammelten sich dort aufgebrachte Menschen und schrien Parolen.

Während der Weltwirtschaftskrise war auch Rolfs Vater von der Massenarbeitslosigkeit betroffen und blieb ab 1929 für fünf Jahre ohne Anstellung. Vermutlich nicht zuletzt deswegen wurde er ein früher Anhänger der NS-Bewegung, trat schon vor 1933 in die SA ein und fand dann vermutlich „durch die Partei Arbeit", aber nicht in Essen, sondern in Gelsenkirchen-Rotthausen.[8]

Während Rolfs Vater bereits vor der NS-Machtübernahme ein anfangs überzeugter Nationalsozialist geworden war, war der Nachbar auf der gleichen Etage ein ebenso überzeugter Kommunist. Die beiden befehdeten sich ständig und hingen jeweils ihre Partei-Fahnen aus dem Fenster. Aber „irgendwie haben sie sich tolerieren müssen, das ging wohl nicht anders", meinte Gero.[9]

Einmal wurde Gero auch Zeuge von direkten handgreiflichen Auseinandersetzungen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten. Diese Straßenkämpfe, bei denen sich keine Seite an Brutalität nachstand, empfand der junge Gero damals als „bedrückend" und „abscheulich".

Sein bester damaliger Freund war der gleichaltrige Sohn des kommunistischen Nachbarn. Doch wenn Rolf wie sein Vater von der NSDAP positiv redete, führte das auch zwischen den befreundeten Jungen immer zu Spannungen. Meistens vermieden sie deshalb das Thema Politik und beschäftigen sich mit anderen, kindgerechteren Dingen. So war Karl May stets ein beliebtes Thema. Die Gegensätzlichkeit der Weltanschauungen der Erwachsenen blendeten die Kinder auf diese Weise aus.

Als im Januar 1933 die Nationalsozialisten die Macht übernahmen, herrschte im Hause Gehrke natürlich Hochstimmung. Der Vater freute sich über diesen politischen Sieg, jedoch der kommunistische Nachbar musste jetzt ganz ruhig sein.

Vater Gehrke fühlte sich dem linken Flügel der SA zugehörig, der nach seiner Auffassung das Sozialistische im Namen „NSDAP" repräsentierte. Seine Einsätze in dieser gewalttätigen und paramilitärischen Ordnungstruppe waren keineswegs ungefährlich und daher für die Mutter und den jungen Rolf immer mit einer gewissen Besorgnis verbunden.

Gero berichtete zu diesen politischen Spannungen und Straßenkämpfen:[10] "Von der Haustür Berzeliusstraße 17 sind es keine hundert Meter zur heutigen Diergartschule. Vor 33 war dort daneben das Wohlfahrtsamt. An manchen Tagen erlebte ich von unserem Schlafzimmerfenster aus Aufmärsche, deren Ziel wohl dieses Wohlfahrtsamt war. Die Straße war voll von Menschen, an Straßenbahnfahren war nicht zu denken, selbst als Fußgänger war es unmöglich in entgegengesetzter Richtung durchzukommen. Ich durfte eigentlich nicht ans Fenster, aber das ließ ich mir ja nicht entgehen. Vorsichtig auf der Fußbank stehend, mit dem Kopf nur knapp über der Fensterbank besah ich mir das Schauspiel. Ob ich wirklich noch direkt aus der Erinnerung heraus die geschrienen Parolen

---

[8] Angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Kindheit
[9] Nachfolgend angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Ideologische Konflikte
[10] Mail von Gero vom 22. 7. 012 und hauptsächlich Gesamtbericht per Mail vom 6. 9. 2012

wiedergeben kann oder ob ich sie später gelesen oder gehört habe, weiß ich nicht mehr genau. Ich meine noch zu hören: "Was haben wir? - Hunger! - Was wollen wir? - Arbeit und Brot! - Wer hat und verraten? - Die Sozialdemokraten! - Wer macht uns frei? - Die kommunistische Arbeiterpartei!

Eine andere Geschichte, an die ich mich aber sehr gut erinnere. Ich vermute, es war schon nach 33, kurz nach der Machtübernahme. Eine Musikkapelle der SA marschierte die Berzeliustraße hinunter. Ich mit einem Spielkameraden nebenher. Die Berzeliusstraße stieß damals abwärts auf die Frohnhauserstraße und dann unter der hohen Eisenbahnbrücke hindurch auf den Krämerplatz, an dem meine erste Schule lag und weiter in Richtung Stadtmitte. Rechts vor der Brücke begann die Schederhofstraße.

Der Schederhof war eine Kruppsche Arbeitersiedlung und war tiefrot, ebenso wie der im Essener Norden liegende Segeroth. Merkwürdiger Weise sind diese beiden Arbeiterviertel im Krieg so gründlich zerstört worden, dass ein Wiederaufbau nicht mehr lohnte. Der Segeroth ist heute weitgehend ein Waldgelände mit einigen kleinen Betrieben. Im Schederhof haben sich nach langer Ödnis verschiedene Firmen, Werkstätten der Deutschen Bahn, das Druckhaus der Westdeutschen Allgemeinen und der Neuen Ruhrzeitung, sowie das Ausländeramt angesiedelt.

Damals bog die SA Kapelle vor der Brücke nach rechts in die Schederhofstraße ein. Nach etwa 5o Meter führte die Straße unter einer kruppschen Bahnbrücke hindurch in den eigentlichen Schederhof. Wir beiden marschierten immer noch nebenher und versuchten Schritt zu halten, als plötzlich von der Brücke herunter geschossen wurde. Die SA Männer spritzen auseinander und wir rannten wie die Wilden nach Hause. Ich erzählte dort aber lieber nichts davon."

2.1.6. Sonstige Bemerkungen zur damaligen Zeit

Trotz der jahrelangen Arbeitslosigkeit des Vaters litten die Gehrke-Kinder keine Not: „Gehungert habe ich nicht." Die lange Arbeitslosigkeit empfand der kleine Rolf sogar als Vorteile, hatte sein Vater dadurch doch ausreichend Zeit, ihm immer neue Spielzeuge zu basteln.

Religiös war die Familie damals nicht mehr. Der Vater war, wohl unter NS-Einfluss, aus der evangelischen Kirche ausgetreten. Die Mutter war zwar noch Kirchenmitglied, besuchte aber auch schon lange keine Gottesdienste mehr. Dennoch entschied sich Rolf nach einem Gespräch mit seinem Vater, in erster Linie allerdings wegen der zu erwartenden Geschenke, für die Konfirmation.[11]

2. 2. Die Zeit in Gelsenkirchen-Rotthausen (1934 bis 1938)

2.2.1. Die Wohnverhältnisse in Gelsenkirchen-Rotthausen und das Umfeld der Familie

1934 zog die Familie nach Gelsenkirchen-Rotthausen in die Wempkenstraße 13. Rotthausen ist der südlichste Stadtteil von Gelsenkirchen und grenzt an Essen-Schonnebeck. Gero berichtete weiter:[12]

"Mein Vater hatte dort eine Stelle als Meister in einer Firma für Baumaterialien-Herstellung bekommen[13]. Dort wurden Zementrohre in verschiedenen Größen gegossen und die Firma

[11] Nach www.jugend1918-1945.de. Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Kindheit.
[12] Mail von Gero vom 22. 7. 012 und hauptsächlich nach Gesamtergänzung per Mail vom 6. 9. 012
[13] Wie die Firma hieß, wusste Gero nicht mehr.

hatte ein Patent auf Pressplatten, die aus Stroh und Zement hergestellt wurden und die man wie heutige Rigips-Platten verwendete.

Auf dem ziemlich großen Gelände lagerten die Röhren in langen Reihen. Einige waren so groß, das ich darin fast aufrecht stehen konnte. Die Rohre und Röhren wurden mit flachen Loren transportiert, so dass es überall Schienen und Weichen gab. Merkwürdiger Weise konnte ich dort nach Feierabend nach Herzenslust mit den Loren hin und herfahren und durch die Rohre toben.

Das Firmengelände wurde von der Wembkenstraße, der Ostermannstraße, der Straße Wiehagen und der Bahnlinie von Gelsenkirchen Hbf nach Essen Hbf begrenzt. Am Wiehagen war das Gelände etwa 200m lang, an der Ostermannstraße 250 und an der Bahnlinie und der Wembkenstraße 300 Meter. An der Ecke Wiehagen-Wembkenstraße war das Wohnhaus der Eigentümer, an der Wembkenstraße lagen dann etwa 100 Meter lang, die Werkstätten, dann folgten zwei nebeneinanderliegende zweigeschossige Häuser, in dem rechten hatten wir eine Werkswohnung in der oberen Etage. Die Haustür lag nicht an der Vorderfront sondern seitlich, rechts. Mein Vater trat aus dem Haus, überquerte die Einfahrt zum Fabrikgelände und stand vor dem Personaleingang der Firma. Anschließend an die beiden Häuser folgte eine hohe Mauer, die um das ganze Gelände reichte.

Wir hatten jetzt eine große Wohnung mit einer übergroßen Diele, in der ich meine Eisenbahn (natürlich nicht elektrisch) aufbaute, die immer Anlass zum Streit mit meiner Schwester gab, weil sie als einzige ständig auf die Schienen trat. Das große Fenster im Wohnzimmer zeigte auf das gegenüberliegende Gartengelände. Weiter gab es ein großes Schlafzimmer meiner Eltern, mein Zimmer, Toilette und Bad. Über der Wohnung befanden sich zwei Mansardenräume, in der einen war das Zimmer meiner Schwester, die andere wurde nur als Abstellraum genutzt. Ich habe oft gedacht, wie gut ich nach dem Krieg diesen Raum für Heimabende hätte nutzen können, zumal beide Häuser den Krieg völlig unbeschadet überstanden haben. Heute ist auf dem Gelände eine Großbäckerei.

Zum Haus gehörte auch ein großer Garten mit einem festen Stallgebäude. Irgendwie hatten wir wohl ein paar Lachtauben vom Vormieter übernommen, die ich sehr liebte und fütterte. Eines Tages landeten sie auf dem Mittagstisch. Ich habe natürlich nichts davon gegessen und lange Zeit kein Wort mehr gesprochen, weder mit meinen Eltern noch mit meiner Schwester, obwohl wir beide uns sonst sehr gut verstanden (bis auf das Schienen-Zertreten.)

Meine Mutter verbrachte jede freie Minute im Garten und auch ich genoss gerne die jungen Erbsen und Möhren, die roh viel besser schmeckten als gekocht, auch die Erdbeeren, Stachelbeeren und Johannisbeeren ließ ich mir gut munden. Die Arbeit im Garten machte mir weniger Spaß und ich sorgte dafür, dass es sich meist nur auf das Gießen beschränkte, zumal das mit einem langen Gartenschlauch vor sich ging, mit versehentlichem Bespritzen meiner Mutter. Von dem Haus und dem Garten gibt es noch ein Bild mit meiner Mutter und mir.

In diesem Teil der Wembkenstraße hatte nur die Familie im Nachbarhaus Kinder. Der einzige Nachteil war die Tatsache, dass es Mädchen waren. Die jüngere hatte tiefschwarze Haare und wurde nur Mohrle genannt. Sie war zwei oder drei Jahre jünger als ich, dennoch kam ich mit ihr ganz gut zurecht. Die ältere hieß Erika, war zwölf und ich noch nicht ganz zehn. Das ging ganz gut, solange sie allein war. Kaum kam ihre Freundin dazu, wurde ich so eine Art Feind. Vor allem diese Freundin hänselte und ärgerte mich ständig. Ich war manchmal so wütend, dass ich auf sie losgegangen bin, aber sofort kam Erika dazu und zu zweit hatte ich keine Chance. Es gab reichlich hochgewachsene Brennnessel auf dem

Firmengelände und die beiden Mädchen fanden es lustig, damit meine Oberschenkel und die Waden zu berühren.

Das änderte sich im April 1935, als ich zum Führergeburtstag, 20 April, in das Deutsche Jungvolk aufgenommen wurde. Dort lernte ich endlich neue Freunde kennen und die Mädchen waren Luft für mich, obwohl ich mit Mohrle hin und wieder weiter spielte.

Ich weiß gar nicht, warum ich nicht zuvor in der Schule Freunde fand. Die Schule war nicht weit entfernt, ich musste nur die hundert Meter Wembkenstraße heruntergehen, auf der Straße Wiehagen nach links unter der Eisenbahnbrücke durch, die Straße überqueren - auf der übrigens die Straßenbahnlinie 7 von Essen zum Hauptbahnhof Gelsenkirchen fuhr - dann ging ein Fußweg nach rechts ab, der nach wenigen Metern zum Hintereingang der Schule "Am Wiehagen" führte. Sie stand vor einigen Jahren noch lange leer und ist inzwischen abgerissen, wie man von der Eisenbahn aus sehen kann."

2.2.2. Der unternehmungsfreudige wilde junge Rolf Gehrke

Ein paar Geschichten, die Gero rückblickend zu Rotthausen noch einfielen:[14]

„Dass ich zuerst keine Freunde fand, führte wohl auch dazu, dass ich von Rotthausen bis nach Essen gelaufen bin um meinen Freund Walter Martin zu besuchen. Ich kannte nur den Weg, den die Straßenbahnlinie 7 nach Essen über den Viehhofer Platz nahm. Von da aus ist es nur ein kurzes Stück zum Limbecker Platz und von da an ging es nur noch durch das Kruppgelände, das erst bis zum "Westend" reichte, später dann, nach dem Abriß der Häuser des Cronenbergs bis zur Eisenbahnbrücke. Dann noch die hundert Meter aufwärts und ich war an der Wirtschaft Hegemann. Das war auch noch ein Umweg, aber einen anderen Weg kannte ich eben nicht. Ich habe jetzt mal den Routenplaner befragt. Auf dem direkten Weg sind es 7,6 km, der Umweg macht mindestens anderthalb bis zwei Kilometer aus. Und alles Pflasterstraßen. Ich denke, eine ganz gute Leistung für einen 10jährigen.

Als wir von Essen weg zogen, zog die Schwester meiner Mutter, Tante Else mit ihrem Mann Fritz, in unsere Wohnung ein. Walter wohnte oben neben ihrer Wohnung und ich wollte ganz leise bei Martins anklopfen, Schellen gab es an den Wohnungstüren nicht. Zufällig kam Tante Else aus ihrer Wohnung. Sie sah mich voller Entsetzen, was immerhin den Vorteil hatte, dass ich zurück mit der Straßenbahn fahren konnte. Ich bin noch ein zweites Mal auf diese Weise in Essen gewesen und die Sache wurde noch anstrengender, weil Walters Vater als Kruppianer eine Wohnung am Alfredspark bekam, die noch mal etwas mehr als ein Kilometer von der Berzeliusstraße entfernt war. Zum Glück fand ich dann Freunde in Rotthausen.

Auf meinem Weg nach Essen kam ich in Rotthausen auch an der Zeche Dahlbusch vorbei. Als in Lengede 1963 die Bergleute eingeschlossen waren, wurden sie mit der Dahlbuschbombe gerettet. Heute ist Dahlbusch längst dicht gemacht.

Gegenüber unserem Haus, auf der gesamten Länge der Wembkenstraße, war eine große Schrebergartenanlage, die es heute noch gibt. Wir hatten ein großes Fenster dort hin und man konnte den Schrebergärtnern bei der Arbeit zusehen. Meine Schwester wurde einmal von dem uns gegenüberliegenden Gärtner angesprochen. Er sagte, es ginge ihn natürlich überhaupt nichts an, aber er sei doch so neugierig, was ihre Mutter da mache. Er sehe sie immer im Kreis durch das Zimmer laufen, ob sie auf diese Weise Sport triebe. Meiner Schwester war das sehr peinlich.

---

[14] Mail von Gero vom 22. 7. 012

Die Sache war eigentlich ganz banal. Ich war zu dieser Zeit wohl ein Tunichtgut, wie man so sagte. Meine Mutter versuchte mich immer mit dem Teppichklopfer zu bessern, doch wir hatten einen sehr großen langen Tisch im Wohnzimmer und um diesen Tisch rannte ich. Das war eigentlich sehr lustig, denn sie traf mich so gut wie nie. Welche Taktik sie auch anwandte, ich war schneller. Der Mann aus dem Schrebergarten beobachtete diese Sache sehr gut, nur, da ich kleiner war, konnte er nur meine Mutter sehen.

Die Straße Wiehagen führt in die Innenstadt und stößt auf die Bochumerstraße, wenn man dann links geht, ist man nach wenigen Metern am Gelsenkirchener Hauptbahnhof. Das sind etwa mehr als zwei Kilometer. Kurz vor der Bochumerstraße war eine Konditorei, in der gab es Marschall-Törtchen. Die aß meine Schwester so gerne. Sie musste mich immer lange überreden und mir ebenfalls ein Marschall-Törtchen spendieren, bis ich den weiten Weg für sie antrat. Das hatte noch einen zweiten Grund: die Wiehagenbande. Ich weiß nicht wie viele Jungen das waren, aber der Wiehagen ist ziemlich lang. Die Bande umfasste so ziemlich alle Altersstufen, von den Jüngsten bis zu den siebzehnjährigen Lehrlingen.

Diese Bande hatte, wie man so sagte, Krach mit der Bande von der Wembkenstraße. Aber damit hatte ich überhaupt nichts zu tun, gemeint war der obere Teil der Wembkenstraße. Die Wembkenstraße ging zwar nach Überqueren der Ostermannstraße weiter, aber dann kam erst ein Freigelände und dann, nach einem scharfen Knick, begann erst er obere Teil der dicht bebauten Wempbkenstraße mit hohen Mietshäusern. Es war eine ganz andere Welt und ich kann mich nicht erinnern, sie betreten zu haben. In die Stadt ging es über den Wiehagen. In die Ortsmitte von Rotthausen, wo meine neuen Freunde wohnten, ging man die Ostermannstraße hindurch und am Bahnhof Rotthausen vorbei.

Wenn ich in oder durch die Wiehagen-Straße musste, versuchte ich immer ungesehen hindurch und zur Konditorei zu kommen, aber das gelang nicht immer. Als sie mich das erste Mal anhielten und fragten wo ich wohne, war ich vorbereitet und log frech "ich wohne im Gartenbruch!". An der Straße lag die Schule, die zu Rotthausen gehörte, während die Kinder vom Wiehagen in eine Stadtschule gingen.

Die Wembkenstraße geht ein kurzes Stück nach Norden zu über den Wiehagen hinaus. Da stand ein einzelnes Haus, in dem ein Junge wohnte, mit dem ich mich anfangs anfreundete. Seine Eltern waren um die Jahrhundertwende (19. auf 20. Jhdt.) aus Polen ins Ruhrgebiet gekommen, so wie sehr viele hier im Ruhrgebiet. In der Zeit meiner Kindheit hörte man das sofort an der Sprache. Sie sprachen fast ausnahmslos alle ein falsches Deutsch. Mir und mich z.B. wurden grundsätzlich verwechselt. Das hat sich erst in dieser Generation geändert. Heute hört man nur noch am Namen, ob der Ursprung polnisch ist. Ich erzähle das, weil ich mich immer darüber wundere, wie schnell und perfekt die Türkenkinder unsere Sprache mit den entsprechenden Dialekten angenommen haben.

Diesen Jungen begleitete ich einmal in den Wiehagen, wo er für seine Mutter etwas besorgen sollte. Wir wurden angehalten und der Trottel sagte doch tatsächlich, wir würden in der Wembkenstraße wohnen. Es war nicht so schlimm, aber wir kriegten unseren Teil ab.

Ich war dabei, als er sich ohne die Besorgung vorsorglich heulend bei seiner Mutter zurück meldete und ihr erzählte, dass wir verhauen worden waren. "Musst du mit Finger in Augen stechen", empfahl die Mutter ihrem Sohn mit entsprechender Handbewegung. Ich war völlig sprachlos und habe dieses Ansinnen bis heute noch nicht verdaut.

Eines Tages ließ sich diese Mutter von einem Hausierer eine Waldzitter andrehen. Ihr Sohn hatte nun keine Zeit mehr für mich. Der völlig unmusikalische Junge musste Waldzitter üben, mit Ohrfeigen und wildem Geschimpfe. Ich glaube, er zitterte schon, wenn er nur Waldzitter hörte.

Hinter diesem Ende der Wembkenstraße lag der Bahndamm. Da vom Hauptbahnhof Gelsenkirchen die Strecke über Rotthausen nach Essen-Hbf fast im rechten Winkel nach Süden von der Köln-Mindener-Bahn über Essen-Altenessen nach Oberhausen und Duisburg (die erste Bahnstrecke durch das Ruhrgebiet) abzweigt und dort auch noch die Abstell- und Verschiebegleise lagen, war dieser Bahndamm ungewöhnlich breit. Und durch diesen Bahndamm führte ein Abwasserkanal (die Köttelbecke, wie er hieß). Die schrägen Seitenwände bestanden aus Betonplatten, die meist bemoost und glatt waren. Im Tunnel selbst gab es einen schmalen Laufsteg. Um auf diesen Laufsteg zu kommen, musste man nach links auf die schräge Wand springen und dann nach rechts auf den Laufsteg. Die Tunnelröhre war sehr lang und machte insgesamt einen fast rechtwinkligen Bogen. In der Mitte dieses Bogens war es total dunkel, weil man keine der Öffnungen mehr sehen konnte. Da musste man hindurch, als Mutprobe. Beliebt war es, vor allem wenn es sich um Jüngere handelte, einen Blecheimer in das Abwasser zu werfen, der dann hin und her polterte und ungeheuerliche Geräusche verursachte. Aber auch sonst machte es aus irgendeinem, heute nicht mehr verständlichen Grund Spaß, sich in der dunklen, stinkenden Röhre aufzuhalten.

Eines Tages rutschte ich ab und landete in der Köttelbecke. Die hatte eine ziemliche Strömung und wenn die anderen Jungen mir nicht einen Stock gereicht hätten, wer weiß ob ich da rausgekommen wäre. Es war wohl schon Herbst, denn ich fror sehr schnell, obwohl ich nach Hause rannte. Es war ja nicht weit. Meine Mutter machte mal wieder ihre Gartenarbeit und ich stand stumm daneben und wagte nichts zu sagen. Ich befürchtete einen Riesen-krawall, denn natürlich war es mir strengstens verboten an dem Abwasserkanal zu spielen. Erst nach einer Weile bemerkte sie, dass ich vor Kälte zitterte und dass ich klatschnass war. Ich musste sofort ins Haus, in die heiße Badewanne und anschließend ins Bett. Kein schimpfen, keine Vorwürfe, sondern heißer süßer Tee und Hustenbonbons! Sie war wohl froh, dass ihr Sohn nicht ertrunken war. Ich habe an diesen Spielen dann auch nicht mehr teilgenommen.

Mein Vater war, wie bereits erwähnt, als Polier am Westwall tätig und bei Igel in der Nähe von Trier stationiert. Er kam höchstens einmal im Monat nach Hause. In dieser Zeit war es, dass ich ständig Ärger mit meiner Mutter hatte. Das lag aber nicht allein an mir, dessen bin ich mir auch heute noch sicher. Sonntags war zum Beispiel nachmittags in der "Schauburg" Kindervorstellung. Für 25 Pfennig gab es zwei Hauptfilme, dabei immer einen Cowboy-Film (meist mit dem beliebten Tom Mix), eine Wochenschau (anfangs noch von Fox-Tönende-Wochenschau, dann von der Deutschen Wochenschau) und einen Beifilm. Alle meine Freunde gingen da hin. Damals war es höchstens in begüterten Kreisen üblich, dass Kinder ein regelmäßiges Taschengeld bekamen. Wenn wir Geld für irgendetwas haben wollte, dann mussten wir fragen. Meine Mutter aber wollte mir das Geld nicht geben. 25 Pfennig rückte sie einfach nicht heraus. Und zwar nicht etwa, weil sie das Geld nicht gehabt hätte. Sie hatte es. Denn mein Vater hatte als Meister gut verdient und bekam jetzt am Westwall, durch die regelmäßigen Überstunden und das so genannte Trennungsgeld noch ein höheres Gehalt. Denn der Westwall wurde im Rekordtempo Tag und Nacht mit den entsprechenden Überstunden gebaut. Die Öffentlichkeit erfuhr davon erst, als er fertig war. "Hauruck, der Westwall steht" war der Titel des Films, den es dann in den Kinos gab.

Ich bekam das Kino-Geld nicht, weil ich irgendwann mal wieder frech gewesen wäre. Sie versaute mir den Sonntag - und ich hatte den Verdacht, dass sie es tat, weil sie als Kind auch kein Kino gehabt hatte. Sie sagte ja oft genug, "Ich war als Kind auch nie im Kino." Ich sorgte dafür, dass sie auch keine Freude an diesem Tag hatte. In dieser Zeit war es auch, dass wir immer öfter gemeinsam um den Tisch rannten.

Wenn mein Vater für ein Wochenende nach Hause kam, war er froh, mal wieder bei seiner Familie zu sein. Aber meine Mutter jammerte dann so lange über meine Schandtaten, bis

er endlich anordnete, dass ich für heute in meinem Zimmer bleiben musste, was ihm sicher am meisten wehgetan hat. Denn mit dem Verprügeln war es für immer vorbei.

Einmal besuchte meine Mutter ihren Mann für eine Woche oder zwei in Igel und ich war mit meiner Schwester allein. Sie fuhr morgens früh nach Essen und kam erst am Abend nach Geschäftsschluss wieder nach Hause. Im Haus hielt ich mich nicht auf und richtete dort auch kein Unheil an - aber im Garten! Es hatte im Kino einen Film über den Boxeraufstand in China gegeben. Diesen empfanden meine Freunde und ich intensiv nach. Es gab da eine Szene, wo die Engländer von einem Haus herunter hinter Sandsäcken liegend mit Maschinengewehren auf die Angreifer schossen.

Das Gebäude, das wir nun verteidigten, war der Stall. Sandsäcke hatten wir nicht, aber auf dem Fabrikgelände lagen jede Menge leere Zementsäcke herum. Unser Garten umfasste auch eine kleine Rasenfläche. Wenn man die Grassoden vorsichtig abtrug, hatte man Erde, mit denen man die Säcke füllen konnte. Dabei kam uns die Idee, dass man, wenn man die Erde aushob, auch gut einen Unterstand bauen konnte. Das gelang uns auch hervorragend, ohne dass das Ding einstürzte. Wir legten die Grassoden wieder oben auf und tarnten den Eingang, so dass man eigentlich gar nichts sah, wenn man nicht nah genug herantrat. Und meine Schwester sah doch abends nicht nach, wie es im Garten aussah, und schon gar nicht in der hinteren Ecke, wo nichts wuchs. Aber meine Mutter sah es nach ihrer Rückkehr sofort und wir mussten wieder alles zuschaufeln. Und die Sandsäcke verschwanden natürlich auch, weil wir ja die Erde wieder brauchten."

2.2.3. Die zeitweise bündische Schwester

„Meine Schwester war zehn Jahre älter als ich und hatte eine Zeitlang einen Freund, der bei den Essener „Landsknechten" war, als wir noch in Essen-West wohnten. Wie ich heute weiß, war das ein sehr wilder Haufen. Ich habe nur einen Menschen getroffen der bei dem damaligen Haufen war und das war Sepp Bestler. Der erzählte mir hin und wieder wüste Geschichten, die zu dem Gehörten passten. Erstaunlich war auch, dass einer unserer Kothenplätze an der Ruhr auch schon von ihnen benutzt wurde. Er erzählte, dass sie mit dem Wirt der direkt an der Ruhr gelegenen Gaststätte Krach hatten und heimlich Wasser von seinem außen am Haus angebrachten Kran abzapften. Wir Zugvögel dagegen sind dort heute noch gerne gesehen.

Ich vermute, dass meine Schwester damals hin und wieder mit ihren Freund auch an irgendwelchen Landsknechts-Treffen teilgenommen hat, womöglich noch vor dem Verbot, denn sie kannte eine ganze Reihe Lieder. Beim Jungvolk sangen wir nicht viel und so saß ich häufig in meiner Schwester Zimmer vor einer elektrischen Heizung, deren zwei große, dicke Röhren rot glühten und das Lagerfeuer ersetzten, und wir sangen zu zweit. Und ich bin sicher, dass das zweistimmig sehr gut geklungen hat. So lernte ich mit zehn Jahren unter anderem "… Hei, sie lässt das Brusttuch sinken", also das Lied von der braunen Marketenderin. Besonders inbrünstig sangen wir "Jenseits des Tales standen ihre Zelte…"

Meine Schwester war in Essen in dem riesigen Geschäftshaus "Blum" am Burgplatz zur Fachverkäuferin ausgebildet worden und blieb anschließend dort auch weiterbeschäftigt. Blum war ein Jude, der gerade noch rechtzeitig das Haus, wahrscheinlich weit unter Wert, verkauft hatte und nach Amerika fliehen konnte. Das wussten die Trottel von der SA wohl nicht, als sie in der "Reichskristallnacht" in diesem großen Geschäftshaus alle Schaufenster zerschlugen, was die Staatskasse dann ersetzen musste.

Mein Schwester blieb auch unter dem Nachfolger Loosen dort und auch in der Zeit, als wir in Rotthausen wohnten. Sie fuhr jeden Tag vom Bahnhof Rotthausen nach Essen Hbf. Der Weg von der Wembkemstraße zum Bahnhof ist nicht weit und sie rannte jeden Morgen von

uns zu Hause zum Bahnhof, musste dann noch durch die Unterführung zum anderen Bahnsteig, wo der Zug schon eingelaufen war. Sie hat erzählt, dass der Bahnbeamte manchmal auch gewartet hat, wenn er sie auf der anderen Seite angerannt kommen sah."[15]

2. 3. Der Vater als SA-Mitglied und seine Arbeit am Westwall bis 1938

Der Vater war schon vor 1933 NS-Mitglied geworden. Gero berichtet dazu:[16] „Mein Vater war schon in Essen in die SA eingetreten. Denn er war in der Weltwirtschaftskrise mehrere Jahre arbeitslos gewesen. Ich weiß nicht, ob er deswegen in die SA eingetreten ist oder ob er überzeugt war. Ich weiß nur, dass er in der Woche einmal "Dienst" hatte, wahrscheinlich samstags. Jedenfalls kam er dann regelmäßig erst zu sehr später Stunde nach Hause und war ziemlich betrunken. Sonst weiß ich eigentlich nichts von seinem SA-Dienst und von seiner wirklichen NS-Gesinnung.

1934 war der so genannte "Röhmputsch". Röhm hatte die SA zu einer schlagkräftigen, teils bewaffneten Truppe ausgebaut. Dieser angebliche Putsch wurde blutig niedergeschlagen. Von da an war für meinen Vater als SA-Mitglied der Nationalsozialismus erledigt. Er trat nicht aus der SA aus, aber er fehlte immer öfter, bis sie ihn ausschlossen. Ich kann mir erst heute richtig vorstellen, wie sehr ihn mein Eintritt in die Waffen SS getroffen hat."

Der Vater nahm bald darauf wieder eine andere Arbeitsstelle an. Gero schreibt über die Gründe: "In jedem Betrieb gab es im dritten Reich statt des Betriebsrates einen so genannten NS-Betriebsobmann. Diese Obmänner waren, wie normale Betriebsräte auch, mal gut, mal Trottel. Mit dem NS-Betriebsobmann in seiner Arbeitsstätte in Rotthausen hatte mein Vater nun zunehmenden Ärger. Aus den Äußerungen meines Vaters kann ich entnehmen, dass es meinem Vater nur darauf ankam, dass die Arbeit ordnungsgemäß lief, während der Obmann stets irgendeinen politischen Kram vertrat. Ich weiß nicht, wie weit das ging. Aber dieser Obmann verordnete auch schon mal eine Versammlung während der Arbeitszeit, um sich dort "aufzuplustern", wie mein Vater sagte. Er hielt das für absoluten Unfug.

Jedenfalls wurde die Lage so prekär, zumal mein Vater jetzt nicht mehr in der SA war und vielleicht auch diesbezüglich dumme Äußerungen gemacht hatte, dass er in der bisherigen Firma kündigte und sich als Polier zum Westwall meldete, der entlang der Westgrenze Deutschlands gebaut wurde. Mein Vater war bei Igel in der Nähe von Trier stationiert und kam höchstens einmal im Monat nach Hause.

Das war dann schon 1938 und ich wurde/war dreizehn. Eine Weile konnten wir noch in Rotthausen wohnen bleiben, bis wir Ende 1938 wieder nach Essen-West zurück zogen."

2.4. Die Familie ab 1938 wieder in Essen-West

Gero schreibt dazu:[17]„Wahrscheinlich nahmen meine Eltern die Gelegenheit zum Umzug wahr, als die Wohnung unter meiner Tante Else in der Berzeliusstraße 17 frei wurde. So wohnten wir wieder im gleichen Haus, nur eine Etage tiefer.

Ich war sofort wieder zu Hause. Meine Freunde waren alle noch da, nur mein Freund Walter Martin wohnte jetzt am Alfredspark, aber das war ein Fußweg von 15 Minuten. Hänschen Herrmann war schon Soldat, aber die anderen gab es noch. Allerdings veranstalteten sie

---

[15] Mail von Gero vom 22. 7. 012
[16] Mail von Gero vom 22. 7. 012 und nach Gesamtbericht per Mail vom 6. 9. 2012
[17] Mail von Gero vom 22. 7. 012 und 6. 9. 012

keine Singerunden mehr und gingen meines Wissens auch nicht mehr auf Fahrt. Stattdessen waren sie sozusagen die neuen Anführer bei allen Spielen und Streichen. Beliebt waren die von ihnen angeführten Ausflüge ins Bernewäldchen. Das liegt in der Nähe meiner jetzigen Wohnung.

Hinter dem heutigen S-Bahnhof Essen-Frohnhausen zweigt von der Hauptlinie Essen-Mühlheim, die Strecke nach Bottrop über Essen Borbeck ab. Durch zwei weitere Strecken, von Mühlheim-Heißen nach Borbeck und von Mühlheim-Heißen nach Essen-Nord, bildet sich dort ein Gelände, das keinerlei direkten Zugang hat und das man nur erreichen konnte, wenn man eine kleine Mauer hochkletterte und die Gleise überquerte. Das Gelände hatte sich zu einem Urwald entwickelt und lediglich die Ränder, die eventuell den Verkehr hätten stören können, wurden regelmäßig beschnitten. Das war herrlich für uns. Wir schlugen einen schmalen Zugang zu einer Laubhütte, die wir bauten. Das war von der Dinglerstraße gewiss eine halbe Stunde Fußweg und alles was in der und um die Dinglerstraße herum wohnte, von 17jährigen Oberschüler bis den Erstklässlern zog mit ziemlichen Lärm dort hin. Ich wundere mich heute, dass uns niemand dieses Gelände streitig machte. Aber damals gab es die jetzt dort in der Nähe befindlichen Wohnblocks noch nicht.

2.5. Die Schulzeit[18]

2.5.1. Die Schulen und Rolf als Schüler

1932 wurde der junge Rolf eingeschult und zwar wie damals üblich zu Ostern. Die ersten zwei Schuljahre besuchte er eine Volksschule in Essen-Cronenberg, musste dann aber die Schule wechseln, weil Teile des Stadtviertels für eine Erweiterung der Kruppschen Fabrikanlagen abgerissen werden.

Gero erzählte dazu:[19]
"Eingeschult wurde ich in der Krämerschule am Krämerplatz, der zum Stadtteil Cronenberg gehörte. Die Bahnlinie Essen Hbf - Duisburg, über Mühlheim und die Linie Essen Hbf - Bottrop trennten die beiden Stadtteile. Vor dieser Brücke stieß damals die Berzeliusstraße auf die Frohnhauserstraße. Hinter der Brücke begann der Stadtteil Cronenberg. Im Zuge der Aufrüstung wurde 1934 der gesamte Stadtteil zur Erweiterung der Kruppfabrik (Maschinenbau 9 und 10) abgerissen, auch die Krämerschule. Ich hatte später die Gelegenheit als Kruppscher Lehrling den Maschinenbau 9 zu betreten, wo die gewaltigen Eisenbahngeschütze gebaut wurden.

Eine etwas merkwürdige Geschichte ist es meiner Meinung nach, dass diese beiden riesigen Hallen von keiner einzigen Bombe getroffen wurden und bis zum Kriegsschluss voll produzierten, während auf der anderen Seite der Bahnlinie mit der Brücke, keine hundert Meter entfernt, kein einziges Haus unzerstört blieb.

Als 1934 die Krämer-Schule abgerissen wurde, kam ich zur Intzeschule. Die lag neben einer katholischen Kirche, die mir vor allem deswegen in Erinnerung geblieben ist, weil man über das Abflussrohr der Regenrinne auf das Dach der Sakristei klettern konnte, wo es zwei Winkel gab, die nicht eingesehen werden konnten, und wo man heimlich und ungesehen rauchen konnte".

Nach dem Rück-Umzug nach Essen 1938 ging Rolf dann wieder bis zu seinem Schulabschluss in die Intzeschule.[20]

---

[18] Weitgehend nach den Ergänzungen von Gero vom 22. 7.,d 3. 8. 012 und 6. 9. 012 und angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Schulzeit.
[19] Mail von Gero vom 22. 7. 012

„Damals gab es dort auch eine Ziegelei mit einer ziemlich großen Lehmgrube. Heute ist mir das unverständlich, dass wir dort regelmäßig nach Feierabend in dieser Grube rumtobten, mit den Loren, die die Ziegelsteine transportierten, abwärts rauschten und aus dem riesigen Ziegellager Buden und Unterstände bauten. Die Grube hatte zwar einen Zaun, aber der hatte viele Löcher und es war ein leichtes, das Gelände zu betreten und nie hat uns jemand gestört.

Selbst alte Essener, mit denen ich gesprochen habe, können sich kaum noch erinnern, wie es dort mal ausgesehen hat. Da haben die Bomben alles dermaßen umgepflügt, dass selbst die Straße nicht mehr wieder errichtet wurde. In Essen gibt es keine Intzestraße mehr, keine Intzeschule und auch die dortige katholische Kirche ist spurlos verschwunden.

An Veränderungen im Schulalltag unmittelbar nach der Machtübernahme kann sich Rolf Gehrke heute nicht mehr erinnern, zumal er Anfang 1933 erst sieben Jahre alt war und Ostern 1933 in die zweite Klasse kam.[21] „Dass wir im Dritten Reich waren, hat man erst später gemerkt, mit dem ‚Heil Hitler' aufstehen, das war am Anfang wirklich nicht."

Jedoch auch auf der neuen Schule in Essen blieb Rolf nicht lange, da seine Familie 1934 für die nächsten vier Jahre in das unmittelbar an das Essener Stadtgebiet angrenzende Rotthausen, einen südlichen Stadtteil von Gelsenkirchen, umzog - für den neunjährigen Rolf ein überaus tiefer Schnitt. „Also, ich bin mehrmals zu Fuß von Rotthausen hierher gelaufen, um die Freunde zu besuchen." Besonders seinen Freund aus der Wohnungs-Nachbarschaft, den Sohn des Kommunisten, vermisste er in Gelsenkirchen. Hier freundet er sich dann aber schließlich enger mit einem Jungen polnischer Herkunft an.

Zu sich als Schüler bemerkte Gero:

„Ich war ein mittelmäßiger Schüler, hauptsächlich, weil mich vieles nicht interessierte. Was mir lag, fiel mir mühelos zu. Meine Eltern fragten mich öfter, "lernt ihr eigentlich keine Gedichte, wie wir früher?" Natürlich lernten wir sie. In der Schule wurde zum Beispiel endlos die Glocke gelesen, von einigen mehr oder weniger stotternd. Wenn wir die zu Haus auswendig lernen sollten, konnte ich die längst. Die Liebe zu Balladen und Ähnlichem ist mir geblieben. Zu meiner Glanzzeit in Molko konnte ich doch einen großen Teil von Ringelnatz, Graßhoff oder von Börris Freiherr von Münchhausen frei vortragen.

Diktate bargen für mich keine Schrecken, Aufsätze waren nur dann problematisch, wenn ich sie zu Hause schreiben musste. Da sorgte der Zeitmangel dafür, dass es immer nur ein paar flüchtige Zeilen waren. Mit der Schönschrift war das schon eher eine Katastrophe. Da hatte ich mein Diktat abgeben wollen, war aber mit dem Daumen zu nahe an das Tinten-fass geraten, das es ja noch in jedem Pult gab. So zierte die Seite unten rechts ein schöner sauberer Fingerabdruck. Als ich das Heft zurückbekam, war neben einigen möglichen Flüchtigkeitsfehlern der Daumenabdruck sauber mit roter Tinte eingekreist, nebst Augen, Nase und Mund und darunter stand "Schmierfink lässt grüßen!" Dieser Lehrer war wohl ein Witzbold. Einmal traf er mich, als ich auf einer niedrigen Umzäumung balancierte und dabei ein paar Blättchen einer Trauerweide abpflückte. Am nächsten Tag bekam ich als Hausauf-gabe (ich weiß nicht mehr wie viel Seiten) zu schreiben auf "der Baumpflücker, des Baumpflückers, dem Baumpflücker, den Baumpflücker".

Geschichte war mein Lieblingsfach und ist es bis heute geblieben. Aber Erdkunde interessierte mich nur mäßig, Naturkunde ebenso. Im Rechnen kam ich zwar mit, in der Regel erntete ich aber nur eine Note vier. Auch damals besprach die Schule mit den Eltern, ob das Kind in eine höhere Schulart wechseln solle. Aber damals kostete schon die

---

[20] Nach Gesamtergänzungen durch Gero vom 6. 9. 012.
[21] In Anlehnung an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichte, Rolf Gehrke, Teil: Schulzeit.

Realschule Geld; erst recht das Gymnasium. Der Lehrer sagte meinem Vater sinngemäß: "Er schafft das, wenn er Lust dazu hat. Ich würde aber eher abraten."[22]

Zum schulischen Unterricht gehört in erweiterter Hinsicht auch der Konfirmanden-Unterricht. Dazu berichtete Gero: „Mein Vater war aus der Kirche ausgetreten, meine Mutter nicht. Dann kam die Frage, soll ich zum Katechumenen-Unterricht, soll ich mich konfirmieren lassen. Ich glaube, ich dachte an die Konfirmationsgeschenke und sagte ja, ich wolle, Mein Vater sagte, ich habe nichts dagegen aber wenn du da hingehst, dann gehst du immer! Ich ging ja auch zum Unterricht, aber der Pastor erwartete oder verlangte, dass wir sonntags auch in die Kirche kamen. Aber ich war da ja schon im Fanfarenzug und hatte tatsächlich hin und wieder sonntags "Dienst". Dagegen kam der Pastor nicht an und so hatte ich für ihn jeden Sonntag Dienst. Er hat mich trotzdem konfirmiert und er sagte mir sogar vorher, wonach er mich bei der Prüfung fragen wird.

Eine mir äußerst peinliche Geschichte ist die Tatsache, dass der Pastor sich anbot, mit mir einen Konfirmationsanzug zu kaufen. Mein Vater war am Westwall, meine Mutter war zu der Zeit bettlägerig, meine Schwester weigerte sich mit mir einkaufen zu gehen. Also zog ich mit dem Pastor los zu C&A. Für den Pastor kam nur das billigste in Frage. Trotzdem sah ich in dem Anzug, glaube ich, ganz Schick und ein bisschen trottelig aus.

Von der Kirche ist nur noch die Apsis hinter dem Altar mit dem Spruch "Hölle, wo ist dein Sieg, Tod, wo ist dein Stachel!" bis vor wenigen Jahren stehen geblieben."[23]

2.5.2. Die Kinderlandverschickung

In den Ferien gab es damals die Kinder-Landverschickung. Auch daran erinnerte sich Gero: „Es muss 1938 gewesen sein, als ich an der KLV Kinderlandverschickung teilnahm. Da gab es Lager, Jugendherbergen oder ähnliches, aber da gab es auch Privatleute, die ein Kind bei sich aufnahmen. Ich empfand es anfangs als Pech, dass ich privat untergebracht wurde. Ich war dann für sechs Wochen in Landsberg am Lech bei einer Familie. Und ich habe es keinen Tag bereut.

Das war ein staatliches Gestüt, das die Familie leitete. Sie hatten einen gleichaltrigen Sohn Xaver mit dem ich mich auf Anhieb verstand. Er war auch so ein Spinner, der dauernd Verrücktheiten im Kopf hatte. Und es waren auch in Bayern Ferien, weil damals die Ferien für das ganze Land zur gleichen Zeit waren.

Ich hatte ein eigenes Zimmer unter dem Dach. Frühmorgens stürmten mehr als hundert Pferde mit Gewieher und wild springenden Fohlen durch den Torbogen hinaus auf die Weide. Dann sprang auch ich aus dem Bett; waschen, anziehen und dann runter zum Frühstück um möglichst bald wieder mit Xaver durch die Gegend streifen zu können.

Anfangs hatte ich mit dem Frühstück Schwierigkeiten. Es gab heiße Milch mit dickem Schmand drauf. Die hätte ich zu Hause nicht angerührt. Hier ergab ich mich in mein Schicksal. Das Brot war mit Tannennadeln durchsetzt - glaubte ich. In Wahrheit war es Kümmel, aber mir schmeckte es anfangs wie Tannennadeln. Ich ertrug auch das. Dann gab es ein Ei dazu, weich gekocht! Meist war nicht einmal das Weiße fest. Das alles zusammen machte mir das Frühstück zum Gräuel. Bis die Leute meine Unlust bemerkten. Von da an war das Ei so wie ich es mag und der Schmand wurde abgeschöpft. Und da ich jetzt wusste, dass es keine Tannennadeln, sondern Kümmel war, gewöhnte ich mich daran und ich finde heute noch Kümmelbrot herrlich.

---

[22] Ergänzungen, Nachträge zur Vorkriegszeit von Gero mit Mail vom 3. 8. 012

[23] Nach Ergänzungen, Nachträge zur Vorkriegszeit von Gero mit Mail vom 3. 8. 012 und 6. 9. 012

Sonntags musste ich natürlich mit in die Kirche. Das heißt, sie haben mich sogar recht vorsichtig gefragt, ob ich denn mit wolle und ich stimmte zu. Sie hatten auch ein Fahrrad für mich und so radelten wir gemeinsam nach Landsberg hinein. Bereits nach dem ersten Kirchgang fragte man mich, woher ich als Evangelischer die Lieder kenne. Ich kannte sie überhaupt nicht, aber bei den Kirchenliedern kann man doch erahnen was jetzt kommen muss.
Wir waren beide sehr traurig, dass die Ferien zu Ende waren und ich habe mich noch lange Jahre mit Xaver geschrieben. Ich unterschrieb immer mit viele Grüße Dein Rolf; er schrieb immer "Heil Hitler, Dein Xaver.

Ich habe nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft noch mal geschrieben, der Brief kam als unzustellbar zurück.“ [24]

Sonst ist nichts Besonderes oder Herausragendes aus Rolfs Schulzeit zu berichten. Zwar hatte Rolf für die Zeit nach dem Schulabschluss 1940 zunächst noch keine konkreten Berufspläne, aber ein Wunsch stand für ihn weitgehend fest: „Ich wollte eigentlich Soldat werden." Diese Begeisterung für das Militär stammte wohl aus seinem Interesse für Geschichte und aus der großen Faszination, die Kriege darin ausüben. So wurden in seinem letzten Schuljahr 1939/1940 auch in der Schule die Erfolge der Wehrmacht begeistert mit verfolgt und die jeweiligen Frontverläufe mit kleinen Fähnchen auf einer Landkarte abgesteckt.

2.6. Die Jungvolk-Zeit[25]

Mit 10 Jahren, also 1935, musste Gero ins Jungvolk eintreten. Am 20. April 1935, zum Führergeburtstag, wurde der junge Rolf in das Deutsche Jungvolk aufgenommen.

Er beteiligte sich zunächst wenig begeistert an diesen Diensten und Veranstaltungen.

Gero berichtet dazu: [26]
Als Romantiker, der ich geblieben bin, war ich beeindruckt, als ich das Gelöbnis nachsprach: "Ich gelobe in der Hitlerjugend allzeit meine Pflicht zu tun, in Liebe und Treue zu unserem Führer und zu unserer Fahne." Ich glaube, dass nur sehr wenige den Sinn verstanden; ich rechne mich dazu. Auch beeindruckten mich die so genannten Schwertworte, die man auswendig lernen musste. "Jungvolkjungen sind hart, schweigsam und treu, Jungvolkjungen sind Kameraden, des Jungvolkjungen Höchstes aber ist die Ehre!" Wahrscheinlich bekamen wir dafür auch ein Messer, eigentlich eher ein Dolch. Wir wurden aber nicht aufgefordert es zu benutzen. Es war eigentlich zu nichts nutze; man konnte damit nicht schneiden, zum Brote schmieren war es zu unförmig, nicht einmal einen Holzknüppel konnte man damit anspitzen. Aber zur Verteidigung der Ehre reichte es wohl.

Im Übrigen lernte ich, dass ich nicht gerade stehen konnte, nicht richtig gehen, kurz, dass ich eigentlich ein anderer Mensch werden musste. "Linke Schulter höher! Brust raus, Bauch rein!" Wenn wir bei "stillgestanden" die Hacken zusammenknallen mussten, klang es, "als wenn ein Kaninchen aufs Trommelfell scheißt!" Bei "Richt euch!" sah die gerade Linie, die wir eigentlich bilden sollten, wie "hingepisst" aus. Wir lernten, dass die ausgestreckten Hände, mit leicht nach vorne gestreckten Ellenbogen an die Hose gepresst werden und der Mittelfinger an der Hosennaht liegt und nur der Mittelfinger und kein anderer. Wenn wir angetreten waren, in drei Reihen und der Größe nach gefälligst, wie es sich gehört, hieß es "erste Reihe zwei, zweite Reihe einen Schritt vortreten. Der Zugführer ging dann an jedem

---

[24] Ergänzungen, Nachträge zur Vorkriegszeit von Gero mit Mail vom 3. 8. 012 und 6. 9. 012
[25] Nachfolgend nach der Mail von Gero vom 22. 7. 012 nach der Texteinfügungen vom 8. 8. 012 und in Anlehnung an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Jungvolk.
[26] Nachfolgend nach Mail von Gero vom 31. 7. 012 und nach Gesamtergänzung vom 6. 9. 012

vorbei, zog da das Halstuch gerade, stopfte das braune Hemd, das halb aus der Hose heraushing in diese hinein und fuhr plötzlich und völlig unerwartet mit seinen Händen zwischen deinen Händen hindurch, und du hattest sie natürlich schon wieder nicht so fest angepresst, wie du solltest.

Was wir da im Jungvolk taten, war "Dienst". Dienst wir mittwochs und samstags in der Schule am Mechtenberg. Die lag an der Grenze zu Essen-Schonnebeck, war also ein ganzes Stück für mich zu laufen, ich wohnte schließlich am nördlichsten Rand von Rotthausen und der Mechtenberg liegt südöstlich, fast auf dem Gebiet von Essen-Kray, an das Rotthausen ebenfalls grenzte. In den Klassenzimmern wurden wir sozusagen geschult, lernten Lieder, aber es wurde auch vorgelesen und Spiele gemacht. Auf dem Schulhof wurde exerziert. Nicht gar so streng wie später bei der Leibstandarte, aber so ähnlich. Oft zogen wir auch an und auf den Mechtenberg, der teilweise bewaldet war, und machten dort Geländespiele.

Einmal, während des Exerzierens, war da ein Knabe. Der hatte das Pech, dass sein neues Uniformhemd auf Zuwachs gekauft war und ein oder zwei Zipfel immer wieder aus den kurzen Hosen herausguckte. Der musste also an das andere Ende des Schulhofes, dort wo die Straße war auf der die Leute gingen, und wo auch die Straßenbahnlinie 4 nach Kray und Steele fuhr, auf den unteren Sockel des Zaunes klettern und rufen " Mir guckt das Hemd aus den Schuhen!" Das ist Tatsache! Da war die Jungvolk-Jungenehre nicht so gefragt. Der Jungzugführer hielt sich die Hand hinter die Ohren und rief "Ich hab nichts gehört" und wiederholte den für ihn köstlichen Spaß mehrmals.

Im Gegensatz zu den Filmen, die man heute sieht, in denen Jungvolk-Jungen dargestellt werden, trug das reale Jungvolk keine Hakenkreuzarmbinden. Das Jungvolk trug auf den Oberarm die Siegrune und darunter ein dreieckiges Schild. In Gelsenkirchen-Rotthausen hatte ich auf diesem Schild "West" und darunter "Westfalen" stehen, in Essen dann "West und Ruhr-Niederrhein", während die Düsseldorfer zu "West" und „Rheinland" gehörten. West war das „Gebiet", Westfalen bzw. Ruhr-Niederrhein der „Jungbann".

Das Beste an dieser Zeit war, dass ich dort gute Freunde fand, die direkt in Rotthausen wohnten und mit denen ich sonst nie zusammen gekommen wäre.

Einen Kampf gab es immer mit meiner Mutter um die Länge der Hose. Beim Jungvolk hieß es, "eine Handbreit über dem Knie". Um diese Handbreit ging es immer. Mir konnte die Hose nicht zu kurz sein, meiner Mutter nie zu lang. Damals nannte man Hosen, die bis zum oder sogar über das Knie hinaushingen, "Borbecker halblang". So wollte ich aber nicht herumlaufen.

Rolfs erste Großfahrt mit dem Jungvolk führte ihn im Sommer 1935 ins Sauerland.

Dort wanderten die Jungen, machten allabendlich in kleinen Orten Halt und suchten bei Einheimischen Unterkunft, von denen sie auch versorgt wurden. Rolf kam das wie Bettelei vorkam, doch funktionierte diese Art des Reisens ohne Probleme: „Es gab da so ein Gefühl im Volk, jetzt irgendwas zu tun für die Gemeinschaft."

Gero beschreibt die damalige Fahrt so:
"Der Jungzugführer, mit dem ich tippeln musste, war mit Sicherheit einer von den Bündischen, die das Jungvolk unterwandern wollten, und die man dann nach 1935 leider entfernte. Denn diese Wanderung unterschied sich im Wesentlich nicht von den Groß-fahrten, die ich später mit den Jungen unternommen habe. Und wenn mich die Pimpfe immer wieder fragten 'Gero, ist es noch weit?' dachte ich unwillkürlich immer an meine erste Großfahrt ins Sauerland.

Dennoch unterschied sie sich in einer Hinsicht sehr von unseren Fahrten. Wenn wir gegen Abend in ein Dorf oder eine Kleinstadt kamen, ging der Jungzugführer zum Bürgermeister oder Ortsvorsteher und der verteilte uns dann höchst-persönlich auf bereitwillige Familien. Da gab es dann ein Abendessen im Kreise der Gastgeberfamilie, ein Bett und morgens ein Frühstück.

Mir war es sehr unangenehm unter den fremden Leuten zu sein und ausgefragt zu werden. Einmal hatte ich besonderes Pech, da wurde mir am Abend ein Bückling vorgesetzt. Ich bekomme jetzt noch rote Ohren, wenn ich daran denke, wie elegant die Gastgeber diese Aufgabe mit Messer und Gabel erledigten und wie ich dieses geräucherte Tier zerlegte.

Heute ist der Begriff Volksgemeinschaft auf Grund der Erlebnisse verpönt. Damals versuchten vor allem die etwas begüterten Leute zu zeigen, dass sie auch zur Volksgemeinschaft gehören. So wurden wir abends in den Dörfern, durch die wir kamen, fast immer auf Familien verteilt, wo es Abendessen, ein Bett, Frühstück und noch eine Wegzehrung gab. Mir gefiel das überhaupt nicht; ich fühlte mich bei den fremden Leuten, die oft aus dem reicheren Milieu stammten, äußerst unwohl, und auch das Bitten-Müssen, etwas Essbares für unterwegs zu bekommen. Ich empfand das als Bettelei.

Auf dieser Fahrt 1935 habe ich lieber auf das Mittagessen verzichtet. Es fiel natürlich auf, dass ich nichts mit hatte und ich musste gestehen, dass ich das für Bettelei hielt. Von da an sorgte der Jungzugführer dafür, dass die Gastgeber mir etwas freiwillig mitgaben. Am glücklichsten war ich, wenn wir gemeinsam in einer Turnhalle oder zu mehreren bei einem Bauern in der Scheune schlafen konnten. Dann wurde im Dorf Essen gefochten, und das klappte immer, aber das musste nicht ich tun.

Dieses Empfinden zu Betteln hatte ich auch, wenn ich mit einer Sammelbüchse für das Winterhilfswerk auf der Straße sammeln musste. Ich war immer froh, wenn wir zu zweit gingen. Dann gab ich die Sammelbüchse dem anderen, ich selber übernahm es, dem Spender das Abzeichen, das es für jede Spende gab, anzuheften. Diese meist aus Holz gefertigten Figuren waren oft sehr schön und Sammelobjekte. Sie wurden in Heimarbeit z.B. im Erzgebirge und in anderen ärmeren Gegenden Deutschlands gefertigt. Diese Scheu ist mir geblieben – auch das Trampen später empfand ich als Bettelei und es war mir immer unwohl dabei.

Ansonsten weiß ich wenig von dieser Fahrt. Nur die Tatsache, dass ich schon nach wenigen Kilometern dachte, hoffentlich sind wir bald da! Ich habe bei meinen späteren Großfahrten oft gedacht, dass meine Pimpfe wohl ähnlich denken.

Ein nachfolgendes Lager an der Lippe hat Gero damals besser gefallen. In diesem Zeltlager wurden statt Wandern Geländespiele veranstaltet, die aber schon Merkmale einer vor-militärischen Ausbildung trugen. So lernten die Elf- bis Zwölfjährigen die Grundregeln einer militärischen Geländebeschreibung: Vordergrund, Mittelgrund, Hintergrund, Daumenbreit rechts, Daumenbreit links, Daumensprung. Auch in der NS-Ideologie wurden die Jungen in diesem Lager bereits geschult. In Erinnerung ist Rolf z. B. der NS-Geschichtsunterricht geblieben. Mit der Zeit steigerte sich angesichts von Wehrerziehung und Schulung seine Begeisterung für die Unternehmungen mit dem Jungvolk: „Ja, ich war 100 Prozent begeistert; nur latschen im Sauerland, das war nicht so mein Fall".[27] Gero schreibt zu diesem Lager: [28]

„Im nächsten Jahr, 1936, war ich im Zeltlager an der Lippe. Das war genau nach meinem Geschmack. Es gab dort zwei Lager, das Lippe-Lager, in dem ich war, und das Waldlager.

---

[27] Nach www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil Jungvolk.
[28] Mail von Gero vom 22. 7. 012 und Gesamtergänzung per Mail vom 6. 9. 2012

Zwischen beiden Lagern bestand große Konkurrenz. Natürlich musste daher Tag und Nacht ständig Wache gehalten werden, weil man stets mit einem Überfall des Waldlagers rechnen musste. Was natürlich auch umgekehrt der Fall war.

Eines Tages mussten wir in einem Zelt Gas-Alarm üben. Gruppenweise kamen wir in das Zelt, das ziemlich dicht war. Wir bekamen jeder eine Gasmaske und mussten üben, wie man den Filter ab- und anschraubt. Dann wurde Tränengas in das Zelt gelassen und wir mussten das An und Abschrauben mehrmals üben. Wir haben alle kräftig geweint und stanken noch lange nach dem Tränengas.

In jener Nacht, nach der Gasübung, war plötzlich unser Lager taghell erleuchtet und die Posten schrieen aus voller Kehle Alarm, Alarm! Die aus dem Waldlager hatten bei den Feuerwerkern, die auch bei ihnen waren, mehrere Leuchtraketen geklaut und sie bei uns gezündet. Eine von diesen Dingern traf den dicken Koch im Nacken. Das beendete den Überfall.

Geschossen haben wir dort nicht, aber spielerisch gelernt, uns im Gelände zu bewegen, uns zu tarnen und anzuschleichen. Sprüche wie diese habe ich damals schon gelernt: "Sicht geht vor Deckung!" oder „Die Hacken runter beim Robben!".

Auch das ausgiebige Wandern lag Rolf damals noch nicht. Vielleicht lag es am individuellen Stil dieser Fahrt. Denn bis 35 etwa versuchten Bündische das Jungvolk zu unterwandern. Sie führten ihre Jungzüge oder Fähnlein nach bündischer Art. Und dazu gehörte auch der von Gero als nicht so schön empfundene Sauerland Tippel.

Rolfs Begeisterung für das Jungvolk steigerte sich 1938 weiter mit dem neuerlichen Rück-Umzug nach Essen, denn dort nahm ihn ein Freund mit zum Fanfarenchor seines Fähnleins: „Da muss ich sagen, das war ja ein großes Fähnlein, da war ich 100 Prozent begeistert." Rolf bekam eine eigene Landsknechtstrommel und wurde stolzes Mitglied des Musikzuges. Bei den Aufmärschen „machten alle Platz, die grüßten alle die Fahne, das war schon was".

Da er nun für das Spiel im Fanfarenzug viel proben musste, reduzierten sich die anderen, ihm oft lästigen Jungvolk-Aktivitäten deutlich. Aber er empfand die Vereinnahmung durch das Jungvolk nun nicht mehr als so dominierend wie zuvor. An den freien Tagen spielte er mit Freunden in stillgelegten Industrieanlagen, wobei es - so Rolf Gehrke rückblickend - es völlig belanglos gewesen sei, wer dem DJ oder der HJ angehört hätte und wer nicht.

Gero berichtete dazu genauer:
„Zwei Häuser neben der Berzeliusstraße 17, also in Haus Nummer 13, war während meiner Zeit in Rotthausen ein neuer Junge mit seinen Eltern eingezogen. Er hieß Bernhard. Den Hausnamen weiß ich leider nicht mehr. In unserem Essener Deutsch war das der Bennad. Es war sein Vater, der mich zur klassischen Musik führte. Sein Vater und er hatten ein Abonnement im alten Essener Opernhaus, dem heutigen Grillotheater. Irgendwann überredeten sie mich mit in die Oper zu gehen. Ich bekam ein Reclamheft mit dem Libretto, damit ich überhaupt wusste, worum es geht. Ich ging dann regelmäßig mit, bin aber trotzdem kein Opernfreund geworden.“ [29]

Einmal gab es Den Waffenschmied von Lortzing. Als in der letzten Strophe der Text gesungen wurde 'Ein Schwert nur dem Guten geweiht' da sprangen zu meiner Verwunderung alle von ihren Plätzen auf und hoben den rechten Arm oder applaudierten.

---

[29] Direkter Eintrag in die Bearbeitungskopie von Band I am 8. i8. 012

Dass man den Text so oder so verstehen kann, habe ich damals nicht empfunden, denn für mich waren wir ja "Die Guten" so, wie heute die Amis die Guten sind."[30]

„Zu der Zeit gab es kleine Schiffsmodelle aus irgendeinem Plastikzeug zu kaufen, ganz Flotten von Kriegsschiffen. Nicht nur die neuen deutschen Kriegsschiffe, auch die britischen. Vom kleinsten U-Boot bis zum Schlachtschiff. Die Modelle waren nicht billig, aber Bernhard besorgte Kataloge, wo sie ziemlich gut abgebildet waren und formte diese Modelle aus einer Plastikmasse, die man billig erwerben konnte, genau nach. Obwohl mich Kriegsschiffe und Schiffe allgemein nicht interessierten, machte ich da mit, und obwohl ich eigentlich die für so etwas notwendige Ruhe gar nicht habe, gelangen sie mir auch ganz gut. Hin und wieder liefen wir in die 4 km entfernte Stadtmitte und sahen in den Schaufenstern nach, wie eine Kleinigkeit, die auf dem Katalog nicht richtig zu erkennen war, in der Realität aussah.

Ich hatte mich seit dem Umzug nicht wieder beim Jungvolk angemeldet. Bernhard war Fanfarenbläser in einem Fanfarenzug des Jungvolks. Er überredete mich mitzukommen. Ich entschied mich für eine Landsknechtstrommel, die mir mein Vater auch kaufte. Das Ding reichte mir von der Hüfte bis kurz über die Schuhe.

Dieser Fanfarenzug Essen-West hatte zwar keine Fähnleinstärke (160 Jungen), galt aber trotzdem als Fähnlein. Wenn ich mich recht erinnere, gab es zwölf Landsknechtstrommeln und mindestens 40 Fanfaren. Wir marschierten in Dreierreihen, voran der Vortrommler mit einer damals so genannten Rührtrommel (eine Blechtrommel, wie sie zum Beispiel auch die Bundeswehrkapellen haben), dann die Landsknechtstrommeln, der Fähnleinführer und zwei weitere ältere mit ES-Fanfaren und dann die anderen Bläser.

Es gab jährlich einen Wettstreit der Fanfarenzüge des gesamten Jungbanns, der immerhin auch Duisburg und den gesamten Niederrhein umfaßte. Wir wurden häufig Sieger und durften den Titel "Jungbannspielzug" tragen.

Dienst war mittwochs und samstags in der damals so genannten Krupp-Oberreal-Schule, abgekürzt KO-Schule. Heute ist sie das Krupp Gymnasium. Es blieb im Krieg von größeren Schäden verschont. Auf dem Schulgelände wurde exerziert, in den Klassen, erst getrennt zwischen Trommlern und Bläsern, dann in der Aula zusammen geübt. Sonntags waren häufig Veranstaltungen. Mal kam Graf Ciano, der italienische Außenminister, und wir gehörten zum Empfangs-Komitee, mal war ein Parteitag, mal zum 1. Mai zum Führer-Geburtstag. Kurz gesagt, wir waren oft gefragt. Ich entsinne mich eines großen Treffens in Duisburg. Vom Jungvolk waren sicherlich ein paar hundert Jungen dabei. Es regnete ununterbrochen und im Regen platzte bei mir das Trommelfell, zum Glück nur bei meiner Trommel. Man führte mittags uns Pimpfe in eine leere Turnhalle. Wir waren klatschnass, froren in der kalten Halle und hatten Kohldampf bis unter die Arme. Irgendwer fing an zu singen und fast sofort fielen alle ein, immer dieselbe Zeile "Wir hab'n den Arsch jetzt naß, wir hab'n den Arsch jetzt naß und woll'n sofort nach Haus". Erst schaffte jemand Stroh in die Turnhalle, dann brachten sie Butterbrote, aber der Gesang verstummte nicht. Wir sind tatsächlich dann nach Hause gebracht worden." [31]

Ein Motto der HJ war "Jugend muß von Jugend geführt werden". Das wurde mehr oder weniger streng eingehalten. Ich denke, zumindest ab Bannführer spielte das Alter keine Rolle mehr. Jedenfalls musste man das Jungvolk verlassen, wenn man 14 Jahre alt war. Dann sollte man in die HJ."[32]

---

[30] Direkter Eintrag in die Bearbeitungskopie von Band I am 12. 8. 012
[31] Direkter Eintrag in die Bearbeitungskopie von Band I am 8. 8. 012
[32] Nach Gesamtzusammenstellung der Einfügungen durch Gero vom 6. 9. 012

Da Rolf mit 14 Jahre keine Führerfunktion im Deutschen Jungvolk bekleidete, musste er aus dem Jungvolk ausscheiden. Das bedeutete für Rolf einen tiefen Einschnitt: So musste auch ich den Fanfarenzug verlassen. Das hat mich doch traurig gemacht, ich wäre gern noch länger dabei geblieben. Das hat mich sehr geärgert, denn in die Hitlerjugend wollte ich nicht, die habe ich gehasst, die mochte ich nicht. Das war ein Sauhaufen, das war nichts für mich.[33]

Stattdessen ging Rolf nun sonntags häufiger zu den Nachmittagsveranstaltungen der evangelischen Jugend im Essener Weigle-Haus oder in seinem Stadtteil Essen-West und fand immer größeren Gefallen daran, während der Ferien Verwandte in Berlin zu besuchen, um dort Kabarett-Vorstellungen zu besuchen.

2. 7. Die Zeit nach dem Jungvolk, HJ-Zeit und die Meldung zur Waffen-SS[34]

Gegen die Hitlerjugend, der er formal angehörte, hatte der vierzehnjährige Rolf so starke Vorbehalte, dass er sich lieber nach anderen, in jener Zeit aber zunehmend rareren Freizeitangeboten umsah. Im Zuge seiner Suche stieß er zur evangelischen Jugend in Essen-Frohnhausen. Daher ging er, obwohl selbst nicht religiös orientiert, jeden Sonntag zu den Treffen zur dortigen „Abteilung" des Weigle-Hauses, wo es Kaffee und Kuchen gab und wo zudem immer „wunderbare Geschichten" vorgelesen werden. „Da wurde auch gebetet, na gut, aber das habe ich eben überstanden, ohne hinzuhören." Die Widersprüchlichkeit oder Unvereinbarkeit von christlichen und nationalsozialistischen Werten und Zielen wurde Rolf dabei offenbar nicht bewusst, denn „da wurde nicht gegen den Nationalsozialismus gehetzt". Gelegentlich besucht er auch das Weigle-Haus in der Essener Innenstadt selbst, denn „da war immer viel Betrieb". Aber zumeist ging Rolf nur nach Frohnhausen, denn das war leichter zu Fuß zu erreichen. Denn das Essener Weiglehaus lag und liegt noch hinter dem Essener Hauptbahnhof, das sind mindestens 5 km.

Gero schrieb dazu genauer:
„Da ich jetzt nicht mehr im Jungvolk war besuchten ich mit Bernhard die Einrichtungen der evangelischen Jugendhäuser. Das eine, heute noch existierende Weigle-Haus liegt in der Nähe des Hauptbahnhofs, also weit von uns entfernt, und wir waren dort nur bei besonderen Anlässen. Das andere gibt es heute nicht mehr, es lag in der Sybelstraße, in unmittelbarer Nähe vom Altendorfer Platz. Es gab da keine festen Zeiten, man ging sonntags nachmittags hin und war immer willkommen. Dort wurden stets spannende Bücher von guten Vorlesern vorgelesen, man konnte alle möglichen Spiele machen, zum Beispiel auch Tischtennis, es gab Kakao und Kuchen und Limonade und den Colaersatz Africola. Ob wir da etwas bezahlten weiß ich nicht mehr, wenn ja, kann es nur ein minimaler Betrag gewesen sein.

Beten musste man dort nicht, man wurde auch nicht aufgefordert in die Kirche zu kommen und niemals hat da jemand etwas negatives über den Staat gesagt. Die Veranstalter waren wahrscheinlich schon damit zufrieden, dass die Jungen den Fängen der HJ entgingen. Da waren nur Jungen. Ob es so was auch für Mädchen gab, weiß ich nicht. Wenn es dort Mädchen gegeben hätte, wären wir sicherlich noch öfter hingegangen. Das mit dem Mädchen war für uns schon ein Problem, man hatte nie Kontakt und für Tanzunterricht waren wir damals mit 14 noch zu jung.“ [35]

---

[33] Nach www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil Jungvolk und Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012.
[34] Nachfolgend nach direkte Einfügungen von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012 und angelehnt an die Darstellung in www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichte, Rolf Gehrke, Teile: Freizeit, Jungvolk und Meldung zur Waffen-SS.
[35] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012 und Gesamtzusammenstellung der Ergänzungen vom 6. 9. 012

Im Gegensatz zu den auf das Essener Stadtgebiet bezogenen „Stenzen"[36] übten die „Edelweißpiraten" eine gewisse Faszination auf Rolf aus. Er schreibt: „Im Gegensatz zu den Stenzen, wie man damals ich die Jugendlichen nannte, die da schon die Partylöwen spielen wollten übten die „Edelweißpiraten" eine gewisse Faszination auf mich und die meisten Jungen aus. Ich lernte zwar nie einen von ihnen persönlich kennen, aber es galt als schick einer zu sein und man war irgendwie geachtet, wenn man angab einer zu sein. Auch ich trug weiße Strümpfe zu der kurzen Rippelsamthose und unter dem Kragen ein Edelweißabzeichen".[37]

„Das war mal eine Elite, im Ursprung zumindest." Dabei wäre, so erinnerte sich Rolf Gehrke, schon damals bekannt gewesen, dass die Edelweißpiraten wie auch andere bündisch inspirierte Gruppen anfangs nur gegen die Vereinnahmung durch die HJ und insbesondere gegen den HJ-Streifendienst, nicht aber gegen den NS-Staat als solchen eingestellt gewesen waren.[38]

"Wegen der Verdunkelung trug man irgendwo an der Brust ein phosphorisierendes Abzeichen, damit man sich nicht gegenseitig umrannte, denn bei Neumund und vor allem im Winter war es so dunkel auf den Straßen, dass man seine eigene Hand nicht sehen konnte. Tagsüber legte man diese Abzeichen auf die Fensterbank, damit sie viel Licht bekamen und wenn man auf die Straße ging, steckte man sie sich an. Und dies Abzeichen gab es in allen möglichen Formen, und es gab auch welche als Edelweiß. Die musste ich haben! Und bin durch die ganze Stadt gerannt bis ich ein Edelweiß, möglichst groß gefunden habe. Als dann während des Krieges, nach Beginn des Russlandfeldzuges, Verwundete im Segeroth und auch in Altendorf verprügelt wurden, habe ich diese Abzeichen nicht mehr getragen."[39]

Und als zumindest einige Gruppierungen der Edelweißpiraten später gegen das NS-Regime prinzipiell opponiert haben, ist Geros Sympathie für die Edelweißpiraten erloschen. Denn damals war er als Noch-Minderjähriger vom NS-Regime erfolgreich geprägt.

Es gelang Rolf relativ lang, den Übergang vom Jungvolk in die Hitlerjugend hinaus zu zögern. Erst mehr als ein Jahr nach seinem 14. Geburtstag erhielt er eine schriftliche Aufforderung, sich umgehend bei der HJ zu melden. Als er dann weisungsgemäß in deren Heim erschien, sah er, dass in einer Ecke des Raums zwei Offiziere der Waffen-SS saßen, die die Jungen gezielt ansprachen. Bei Rolf mit Erfolg, denn der meldete sich freiwillig zu diesem Kampfverband der SS, weil er damit auch die Hoffnung verband, künftig nicht mehr von der HJ belästigt zu werden. „Ich hatte sowieso die Absicht, irgendwann melde ich mich freiwillig, und dann bin ich dahin gegangen, da hab ich die Gelegenheit wahrgenommen, weil ich mir gedacht habe, dann können die gar nichts mehr wollen."

Gero schrieb dazu genauer:
„Lange Zeit ging das mit der HJ-losen Zeit gut, dann bekam ich eines Tages ein Schreiben, dass ich mich am Samstag zu einer bestimmten Uhrzeit in der Diergartschule zum HJ Dienst zu melden habe, mit der Androhung, sonst von der Polizei geholt zu werden. Als ich das betreffende Klassenzimmer betrat, sah ich rechts in der Ecke an einem kleinen Tisch zwei Offiziere der Waffen-SS sitzen. Die wollten nachher einen Vortrag halten und Freiwillige werben. Da ich noch etwas zu früh da war und die eigentlich Veranstaltung noch nicht begonnen hatte, fragte ich die beiden, ob man sich freiwillig melden könne. Ich war

---

[36] Damals verstand man darunter Halbstarke, die mit der Zigarette im Mund und in feinen Klamotten amerikanische Musik liebten.
[37] Nach Gesamtergänzungen durch vom 6. 9. 012
[38] Nach www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Kapitel…
[39] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 12. 8. 012 und nach Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012.

also ihr erster Erfolg an diesem Nachmittag. Ich bin zwei oder dreimal zu dem HJ Dienst erschienen, das war stinklangweilig, völlig uninteressant und ein großer Teil der Rekrutierten erschien erst gar nicht. Da blieb ich auch ganz weg.

Inzwischen hatte ich eine Aufnahmeprüfung gemacht, die absolut keine Schwierigkeiten machte, und eine ärztliche Untersuchung, die auch in Ordnung war, und ich hatte mit meinen 16 Jahren bereits den Annahmeschein für die Waffen SS in der Tasche. Und damit hatte ich auch ein Anrecht auf die Raucherkarte. Ich rauchte damals noch gar nicht und gab mein Kontingent meinem Vater, nicht lange, dann rauchte ich selbst."[40] Aber zur HJ ging Rolf nicht mehr.

Rolfs Rechnung ging auf. Schon bald wurde er zur „Erstlingsuntersuchung" der Waffen-SS vorgeladen. Vater Gehrke war allerdings von der Entscheidung seines Sohnes wenig begeistert.

Rückblickend führte Rolf Gehrke seine Faszination für die Waffen-SS auch auf seine Besuche bei Verwandten in Berlin zurück, wo ihn die SS-Männer, die vor dem Reichstag Wache standen, beeindruckt hatten. Er erinnert sich: „,Wo wir sind, da ist immer vorne, so hieß sogar ein Lied von der Waffen-SS. Und vorne, da wollte ich natürlich sein, also wenn schon, dann wollte ich natürlich bei einer guten Einheit sein." Außerdem habe ihn sicherlich auch sein Schwager (der Mann seiner älteren Schwester Ilse) beeinflusst, der bereits seit langem überzeugtes SS-Mitglied gewesen war.[41]

Im Alter von sechzehn Jahren erlebte er 1940/41 die ersten Brandbombenabwürfe auf Essen, und da er schon zu Kriegsbeginn wie andere „Pimpfe" zum Melder ausgebildet worden war, wurde er nun - allerdings als Freiwilliger der Waffen-SS - erstmals zu einem Einsatz befohlen. Dabei übernahm er Verantwortung, trat gefühlsmäßig in die Erwachsenenwelt ein und erhielt (als eine Art Ritterschlag oder Initiationsritus) aufgrund seines SS-Meldestatus Zugang zu Alkohol und Zigaretten: „Da durfte ich dann auch das erste Mal Bier trinken und rauchen, da bei den Männern, denn ich hatte ja mit 16 schon eine Raucherkarte." Mit ihr fühlt er sich weitaus erwachsener als er tatsächlich war, denn normalerweise wurde eine Raucherkarte erst an Achtzehnjährige ausgegeben.[42]

2.8. Die Juden und der NS-Antisemitismus aus der Sicht des heranwachsenden Rolf Gehrke

Natürlich hatte die Familie Gehrke Juden in der Nachbarschaft und Kontakte zu Juden, ja sogar Juden in der Bekanntschaft, nämlich den langjährigen Lebensgefährten seiner Tante, Onkel Hermann. Sein Verhältnis zur damaligen anti-jüdischen NS-Ideologie war dabei gespalten. Der nahe, ihm persönlich bekannte Jude wurde wie anderen Nachbarn geachtet, dem fernen, unbekannten Juden stand er fremd-ablehnend gegenüber.

Gero schrieb dazu:[43]
„In der Berzeliusstraße, ein paar Häuser weiter gab es einen Krämerladen, bei dem meine Mutter nicht einkaufen durfte, weil er Jude war. Ich kann mich noch an die Diskussionen zwischen den beiden erinnern, aber mein Vater behielt das Sagen. Hin und wieder bekam ich ja mal fünf oder zehn Pfennig zugesteckt und für das bisschen Geld gab es die meisten

---

[40] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012 und nach Gesamteinfügungen vom 6. 8. 012.
[41] Der Mann von Rolfs Schwester war einer der ersten, der sich zu dem damals noch SS- Verfügungstruppe genannten kasernierten Verband meldete.
[42] Angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichte, Rolf Gehrke, Teile: Freizeit, Jungvolk und Meldung zur Waffen-SS.
[43] Nach den Mails von Gero vom 31. 7. 012, vom 3. 8. 012 und nach der Gesamteinfügung vom 6. 9. 012.

Bonbons in dem besagten Krämerladen. Ich hatte ja kein Verbot, dass ich da rein gehen könnte, hat mein Vater wohl nicht gedacht…

Eine Schwester meiner Mutter, Tante Hertha, hatte es nach Stuttgart verschlagen. Dort lebte sie mit Onkel Hermann zusammen. Trotz des heroischen Namens war Hermann Jude. Vorausschauend hatten die beiden nicht geheiratet, obwohl es damals noch ungewöhnlich war, dass ein unverheiratetes Paar zusammenlebte

Onkel Hermann hatte eine kleine Firma und besaß ein scheinbar wichtiges Patent. So viel ich weiß, handelte es sich um ein Mittel zur Haltbarmachung von Milch. Dieses Patent hatte er auf Tante Hertha übertragen, was sie selbst auch mit der Gestapo in Verbindung brachte. Sie hat nicht gerne darüber geredet, ich weiß nur, dass sie, als sie uns das letzte Mal in Essen in der Giesebrechtstraße besuchte, immer noch mit staatlichen Stellen um dieses Patent und um Wiedergutmachung kämpfte. Im dritten Reich hätte sie noch größere Schwierigkeiten gehabt, wenn sie geheiratet hätte, jetzt gab es Schwierigkeiten, weil sie nicht verheiratet war."[44]

Onkel Hermann hatte schon damals ein Auto und die beiden besuchten uns nicht nur, sondern nahmen meine Schwester und mich ein paar Mal mit auf Urlaubsreise und zu sich nach Stuttgart. So waren wir am Rhein, der damals nach zum Baden genutzt wurde und von dem es ein Bild gibt. Ein anderes Mal waren wir in Kassel und ich entsinne mich noch gut an die Wilhelmshöhe mit den Kaskaden und dem Schloss. Auch davon besitze ich noch eine Fotografie.

Mein Vater war bereits vor 1933 Mitglied der SA, erstaunlich dass die beiden sich so gut vertrugen. Ich kann mich nur an eine Auseinandersetzung erinnern und ich meine, es war sogar am Tag der Machtübernahme. (Es kann auch ein anderer Anlass gewesen sein, jedenfalls wurde im Radio stundenlang ein Aufmarsch übertragen.) Ich erinnere mich noch, wie Onkel Hermann über die nach Schweiß und Anderem riechenden Massen lästerte, was meinen Vater sehr erzürnte. Dennoch kam es nie zu dem Vorwurf, dass er Jude sei und die beiden besuchten uns auch weiterhin noch regelmäßig, auch noch ab 1934 in Gelsenkirchen. Aber irgendwann wurde die Verbindung abgebrochen. Erst da sagte man mir, dass er Jude und jetzt in Ägypten sei.

Nach dem Krieg erfuhren wir von Tante Hertha, dass Hermann verhaftet wurde und sie nie mehr etwas über seinen Verbleib gehört hatte.

Am 9. November 1938 ging Gero zur Essener Synagoge, um zu sehen, was dort geschah.[45] Der Dreizehnjährige staunte über die schlimmen Folgen der Zerstörungswut, dachte aber, „Das wird schon richtig sein". Auch wunderte er sich darüber, dass im Zuge des Pogroms das ehemalige Geschäft eines Juden, das dieser kurz zuvor an einen „Arier" verkauft hatte, trotzdem verwüstet worden war.

In jener unseligen "Reichskristallnacht" wurde natürlich auch dieser kleine Krämerladen verwüstet. Das empfand Gero als empörend, denn er richtet seinen Antisemitismus gegen das „internationale Finanzjudentum" wie Hitler es in vielen Reden angesprochen hatte, in dem er eine große Gefahr für die Volksgemeinschaft sah, nicht jedoch gegen den ihm persönlich bekannte Juden.

Gero schrieb dazu ehrlich: „Darüber war ich sehr verstört. Was hatten diese netten alten Leute mit dem „internationale Finanzjudentum" zu tun, von dem unser Führer immer

---

[44] Mail von Gero vom 31. 7. 012 und nach der Gesamteinfügung vo9m 6. 9. 012

[45] Nachfolgend angelehnt an die Darstellung in www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Gewalt gegen Juden und Kriegsbeginn.

sprach? Ich habe damals instinktiv daran gedacht, welches Leid diese alten Leute erfahren müssen, aber ich gestehe, dass ich sofort versucht habe, diese Gedanken zu verscheuchen. Das geht mir heute auch noch so. Das ist kein schöner Zug, aber ich kann mich so intensiv in das Leid, in das Denken und Fühlen anderer hinein versetzen, dass ich selbst tieftraurig werde. Ich schütze mich davor, dass ich mich zwinge an etwas anderes zu denken. Ob damals fast ein ganzes Volk so gedacht, oder aus Angst geschwiegen hat, ich weiß es nicht. "[46]

2. 9. Die Landhilfe- und Lehrzeit nach der Schule (1940 bis 43)[47]

„Dann kam 1940 das Schulende. Ich wollte eigentlich Berufssoldat werden. Es gab damals auch für Volksschüler die Möglichkeit, Kadett der Wehrmacht zu werden. Dazu hatte ich mich schon vor Schulende beworben und die Prüfung bestanden. Bei der ärztlichen Untersuchung fiel ich aber durch. Ich hatte damals schon einen Herzrhythmus-Schaden, ohne es zu spüren. Ich musste also eine Lehre antreten. Die vermittelte das Arbeitsamt.

Ich wollte Autoschlosser werden, aber das wollte damals wohl fast jeder. Ich solle doch besser Maschinenschlosser werden, empfahl man mir. Aber, da war die weniger schöne Nachricht, ich müsse zuvor mein Landjahr machen! Gero wurde zur Landhilfe im Vogelsberg in Schotten eingeteilt, was er als „noch blöder" als das Landjahr empfand. Aber er hatte keine Wahl und musste den Dienst hinter sich bringen, um eine Lehrstelle zu bekommen.

Vor dem Termin an dem ich dieses Landjahr antreten sollte, war noch 4 Wochen Zeit für eine vormilitärische Ausbildung in einem Lager in Oed am Niederrhein.

Gero berichtete von diesem Lager:
„Dieses Lager Oed war fast schon Militär. Wir trugen, wie bei der HJ üblich, Skihosen und die dunkelblaue Bluse, die der Juja von Tusk nachgemacht war, im Dienst dann richtiges Drillichzeug, wie beim Militär. Wir schossen mit Kleinkalibergewehren und ich war ein guter Schütze. Ich habe mit Begeisterung mitgemacht. Als es am Ende des Lagers einen Wettbewerb zwischen allen Gruppen gab, musste jeder eine Disziplin übernehmen. Meine Kameraden sagten sofort, ich solle schießen. Das kam mir auch später bei der SS-Leibstandarte zu Gute. Wir schossen in der Jungfernheide in Berlin und viele zitterten vor jedem Schießen, weil ein schlechtes Ergebnis stets ein Strafexerzieren nach sich zog. Ich musste da nie Angst haben".[48]

2.9.1. Die Landhilfezeit 1940

Durch den Krieg fehlten überall Landwirte und landwirtschaftliche Arbeiter, die man damals noch Knechte nannte. Die Landhilfe sollte die Lücken etwas schließen.

„Bezüglich der Landhilfe gab es verschiedene Möglichkeiten: Ein Landwirtschaftslager oder direkte Arbeit beim Bauern. Wer das bestimmte, weiß ich nicht. Mich jedenfalls schickten sie direkt zum Bauern. Mit einem Sonderwagen fuhren wir los in Richtung Hessen. Nach und nach stiegen die Burschen aus, ich war bei den letzten und landete am 23. 6. 1940 beim Bauern Heinrich Knöß 3 in Schotten im Vogelsberg. Heute hat Schotten 10.000 Einwohner. Es muss damals sehr viel kleiner gewesen sein. Ich war der einzige Junge aus

---

[46] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 3. 8. 012 und Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012.
[47] Nach Mail von Gero vom 3. 8. 012 und Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012 und angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Landhilfe und Lehre.
[48] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 12. 8. 012 und nach Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012.

dem Ruhrgebiet, der nach Schotten kam. Das war ein halbes Jahr fürchterliches Heimweh.“[49]

An Schotten im Vogelsberg hat Gero vielleicht aufgrund der Abgeschiedenheit keine guten Erinnerungen. Der Vogelsberg war eine der ärmeren Gegenden Deutschlands. Durch ständige Aufteilung der Höfe auf die Söhne im Todesfall, waren die Höfe so klein, dass sie kaum mehr eine Familie ernähren konnten.

„Die hießen alle Knöß, ich war bei Heinrich Knöß drei und sieben." Rolf half in diesem halben Jahr also bei zwei Bauern aus, die ihn beide gut behandelten. Bei der zweiten Arbeitsstelle freundete er sich sogar mit der Bauerstochter an. Aber er fühlte sich trotzdem einsam und litt unter Heimweh.

„Doch zunächst eine Geschichte, die für das dritte Reich bezeichnend ist. Ich musste über Nacht von Bauer Heinrich Knöß 3 zu Bauer Heinrich Knöß 7 wechseln. Die waren nicht mit einander verwandt; es gab einfach siebenmal Knöß in Schotten. Niemand sagte mir warum ich wechseln musste, alle wichen meinen Fragen aus. Erst nach dem Krieg, als ich die Familie noch mal besuchte, erfuhr ich was los war. Heinrich Knöß drei erhielt eine Einberufung zum Militär. Seine Frau versuchte alles, das zu verhindern. Als alles nichts nützte, marschierte sie mit einem Plakat durch die Stadt auf dem stand: "Ein Volk, ein Reich, ein Heinrich Knöß". Wer es nicht weiß: eine der Werbeparolen für Hitler hieß "Ein Volk, ein Reich, ein Führer!" Das reichte jedenfalls um die Frau abzuholen. Was weiter mit ihr geschah, wusste auch nach dem Krieg bei Knöß 7 niemand.

Knöß 7 war schon einer der reicheren oder sagen wir besser, der größeren Bauern. Er hatte ein Pferd! Die anderen ackerten mit Kühen und ließen ihre Fuhrwerke von Kühen ziehen. Das schönste für mich war, wenn wir für die Bürger aus dem Wald ihr gekauftes Holz abholten. Das lagerte da, wo es geschlagen war, in meterlangen Stücken gestapelt. Auch für das Sägewerk holten wir ganze Stämme aus dem Wald. Da musste oft ein anderer Bauer noch mitwirken. Ich habe jedenfalls kennen gelernt, was für ein saueres Brot Landwirte damals essen mussten, jedenfalls die kleinen Bauern. Am 2. 10. 40 konnte ich endlich wieder nach Hause“.[50]

2.9.2. Die Lehrzeit 1940 bis 43

Als Rolf Gehrke endlich zurück in Essen war, begann er eine Lehre als Maschinenschlosser bei Krupp, hegte aber weiterhin den dringenden Wunsch, möglichst bald Soldat zu werden. Ob der neue Betriebsangehörige regelmäßig am HJ-Dienst teilnahm schien zumindest in seiner Abteilung bei Krupp niemanden zu interessieren. „Da hat niemand gefragt nach Politik."

„Am 1.11. 1940 trat ich meine Lehre bei Krupp als Maschinenschlosser an. Zuerst war ich, wie jeder Krupplehrling ein Jahr in der großen Lehrwerkstatt, dann kam ich in die Lafettenwerkstatt 1, wo die Lafetten, die Untergestelle der Kanonen in allen Größen gebaut wurden, auch für die großen Mörser mit einem Kaliber von 42 cm. (Dicke Berta - benannt nach Berta Krupp).

Die Arbeiter hatten eine zwölf Stunden Schicht; die Lehrling machten nach 7 ½ Stunden noch eine halbe Stunde Sport zusätzlich, wobei der Sport ausschließlich aus Völkerball, mit dem großen Medizinball, bestand. Dabei ging es aber kräftig zu Sache. Wir halbierten diese halbe Stunde noch und nutzten die Zeit zum Duschen. Mit höchster Inbrunst schmetterten wir unter den Duschen die damals so bekannten Hans Albers Lieder, jedoch nie HJ-Lieder.

---

[49] Nach Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012
[50] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 3. 8. 012

Ich wanderte, wie jeder Lehrling durch alle Abteilungen der Werkstatt um die verschiedenen Fertigkeiten zu lernen, die ein Maschinenschlosser lernen muß. Während mir die Arbeit keine Schwierigkeiten machte, waren die Berichtshefte der Horror für mich. Wenn man 4 Wochen jeden Tag die gleiche Arbeit macht, was soll man da schreiben und welche technische Zeichnung soll man dazu machen?

Die Lafettenwerkstatt 1 lag an der Hellenenstraße, dort wo sie auf die Bottroper Straße stößt. Damals gab es noch eine Straßenbahn, die Linie 3, die von Kray kam und dort ihe Endstelle hatte. Um die Linie 3 zu erreichen musste ich mit der 9, die am Schederhof hielt zur nördlichen Stadtmitte, zum Viehofer Platz fahren und dort umsteigen. Samstags wurde auch gearbeitet, aber nur bis mittags. Zumindest wir Lehrlinge. Anschließend hätte man noch zum HJ Dienst gesollt!...

In Berlin wohnten meine Verwandten Tante Lotte - eine Schwester meiner Mutter - mit ihrem Mann Franz Bigalke und ihrem Sohn Heinz, der etwas älter als ich war. Während meiner Zeit bei Krupp verbrachte ich meinen Jahresurlaub immer in Berlin. Ich war schon als junger Bursche von Berlin begeistert. Ich suchte mir aus der Zeitung nach dem Frühstück aus der unendlichen Zahl der Kinos in Berlin diejenigen Filme aus, die mich interessierten, suchte im Stadtplan die günstigsten Verbindungen und kam dann am späten Nachmittag zurück. Oft gingen meine Verwandten dann noch abends mit mir in ein Varieté oder wir besuchten interessante Veranstaltungen. Es war immer eine herrliche Zeit.

3. Die Zeit des Krieges und die Kriegserlebnisse in Frankreich

3.1. Kriegsbeginn und erste Kriegsjahre in den Erinnerungen des heranwachsenden Rolf Gehrke

Als der Krieg begann, war die Sorge von Rolf: „Ich bin noch zu jung, der Krieg fängt zu früh an, ich will auch noch teilnehmen!" Seine Eltern dagegen waren aufgrund ihrer Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg gar nicht begeistert. Vielmehr vergoss seine Mutter gemeinsam mit ihrer Vermieterin am 1. September 1939 bittere Tränen, weil beide mit Recht das Schlimmste befürchteten. Aber der propagandistisch geschickt gesteuerten Fehlinformation, dass Deutschland 1939 von Polen angegriffen worden wäre und sich nur verteidige, schenkte die Familie Gehrke trotzdem zunächst Glauben. „Wir waren alle tief beeindruckt, dass England und Frankreich uns den Krieg erklärt haben." Heute vergleicht Rolf Gehrke die Begeisterung der damaligen Jugend für den Krieg und für die NS-Bewegung mit der Begeisterung der heutigen Jugend für den Fußball: Für mich war das damals so wie heute: Schalke hat gewonnen, da sind auch alle begeistert.[51] Vielleicht ist das etwas vereinfacht, aber es stimmt zumindest teilweise. Für den jungen naiven Rolf war der Krieg damals so etwas wie ein spannendes Abenteuer, in dem sich der Mann bewähren kann. Gero erinnerte sich an den Kriegsbeginn:

"Der Eigentümer des Hauses in der Berzeliusstraße 17, in der die Familie nun wieder wohnte, war der Wirt der Gastwirtschaft im Parterre, Herr Hegemann. Frau Hegemann kam jeweils am Ersten und kassierte die Miete. Ich erinnere mich sehr genau, wie sie am 1. September 1939 die Miete abholte und wie die beiden Frauen, meine Mutter und die Wirtin, über den Kriegsbeginn sprachen und wie beide dann weinten. An Kriegsbegeisterung kann ich mich nur bei uns Jungen erinnern; mein Vater sagte trotz der großen Anfangserfolge, "Den verlieren wir auch", und später z.B. nach dem Frankreichfeldzug: "Die siegen sich

[51] Angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teile: Gewalt gegen Juden und Kriegsbeginn.

wieder tot".[52] Der Vater war also gegenüber der kriegstreiberischen Politik Hitlers immer kritischer geworden. Gero berichtet weiter:[53]

Zunächst ging ja auch alles so weiter wie bisher, bis auf die Tatsache, dass nun alles rationiert war, aber damit konnte man zurecht kommen. Den ersten Fliegerangriff erlebte ich am 10, Mai 194, da fielen zwei Bomben. Eine traf ausgerechnet das mit einem dicken roten Kreuz gekennzeichnete Städtische Krankenhaus, die andere fiel hier bei mir um die Ecke in der Hirtsieferstraße. Natürlich mussten wir da hin. Da fehlte an der einen Ecke die Wand bis zur ersten Etage und man konnte sich die Inneneinrichtung besehen. Das war noch keine große Gefahr."

Gero berichtet an Einzelheiten aus dieser Zeit weiter:
„Inzwischen hatte ich eine Aufnahmeprüfung auf Militärtauglichkeit gemacht, die absolut keine Schwierigkeiten machte, und eine ärztliche Untersuchung, die auch in Ordnung war und ich hatte mit meinen 16 Jahren bereits den Annahmeschein für die Waffen-SS in der Tasche. ... Übrigens bekam ich bei meinen Dienstantritt in Berlin Schwierigkeiten wegen meiner Gesundheit. Aber dann entschied jemand, dass das nicht relevant wäre.

Schließlich hatten wir den Frankreichfeldzug hinter uns gebracht und wir hatten noch nicht viel vom Krieg gespürt. Als der Angriff auf die Sowjetunion begann hatte mein Vater jegliche Hoffnung den Krieg einigermaßen glimpflich zu überleben aufgegeben. Und ich hatte natürlich auch sofort Napoleon im Kopf, als wir so mühelos vordrangen. Nun wurden auch die Luftangriffe immer häufiger und immer heftiger.

In allen Häusern war ein Keller zum Luftschutzkeller umfunktioniert und außen war mit Farbe gekennzeichnet worden, wo sich dieser Keller befand, damit man evtl. Verschütteten helfen konnte. Im Haus standen auf jeder Etage Eimer mit Wasser, die Feuerklatsche (praktisch ein Besenstiel mit einem Aufnehmer daran) und die Spritze zum Löschen bereit. Eine Spitzhacke vervollständigte die Sammlung.

Anfang 43 war schon sehr oft Luft-Alarm, aber meist flogen die Bomber über uns hinweg. Heimlich beobachtete ich im Hausflur, wie die Scheinwerfer nach den Flugzeugen suchten, wie die Flak mit ihren schweren Geschützen vorbei schoss und wie die Zweizentimeter-Kanonen ihre Leuchtspur an den Himmel jagten. Dann kamen die Granatsplitter herab, die man anfangs noch sammelte."[54]

Einmal war ich mit meiner Schwester zusammen in der Lichtburg, dem größten Kino Essens. Natürlich ging man die 5 Kilometer zu Fuß nach Hause. Die Frohnhauserstraße führt vom Limbecker Platz bis zum Krämerplatz ausschließlich durch Kruppsches Gelände. Nur kurz vor dem Krämerplatz gab und gibt es eine Straße die rechts abgeht - die auch heute noch existierende Westendstraße. Als wir, meine Schwester und ich am Limbeckerplatz waren heulten die Sirenen los. Die Frage war, die restlichen drei Kilometer nach Hause rennen, oder in den Bunker am Limbecker Platz zu gehen. Wir entschlossen uns zu laufen. Diesmal waren die feindlichen Flugzeuge aber schneller da, als üblich. Wir rannten zwischen den Mauern der Kruppwerke entlang und die Flak begann zu schießen; die Suchscheinwerfer strahlten den Himmel an und wir sahen in kleinen Wolken die Geschosse der 8,8 Kanonen zerbersten. Dann erreichten wir die Westendstraße. Dort ragte das zur Fabrik gehörende Eckhaus etwa 2 Meter über den Grundriss hinaus und bildete

[52] Mail von Gero vom 22. 7. 012
[53] Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012
[54] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012

somit zumindest Schutz vor den herabsausenden Granatsplittern. Dort verbrachten wir die Zeit der Abwehr der Flugzeuge, die jedoch Essen nur überflogen."[55]

„Eines Nachts saßen wir im Keller, mein Schwager war zufällig auf Heimaturlaub, als wir ein kurzes Poltern hörten. Es bewahrheitete sich, dass eine Brandbombe durch das Dach, den Dachboden und durch die Wohnung in der obersten Etage hindurch gefallen war und bei den nicht anwesenden Wirtsleuten im Fußboden des Wohnzimmers leicht brannte. Aber das waren noch keine Phosphorbomben, wie sie später so verheerende Wirkungen erzielten. Ich versuchte mit dieser Spritze, die wunderbar geeignet war ein paar Blumen zu erfrischen, den Brand zu löschen. Lächerlich! Mein Schwager schob mich zur Seite, nahm die Spitzhacke vergrößerte das Loch und goss zwei Eimer Wasser hindurch und das Feuer war gelöscht. An diesem Abend durfte ich zum ersten Mal zusammen mit den Männern einen Schnaps trinken, der mir absolut nicht schmeckte, und ich erlaubte mir öffentlich zu rauchen."[56]

Rolfs Mutter, seine Schwester und seine Tante Else zogen schließlich auf Anweisung seines Vaters und seines Onkels Fritz (Mann von Else) zusammen mit dem noch jüngeren Sohn Manfred nach Schneidemühl, wo sie auch eine Wohnung fanden. Der Vater sagte, es wäre genug, dass er und der Onkel in Essen den Angriffen ausgesetzt wären. Das müssten die Frauen und Kinder nicht auch noch durchmachen.

Als Rolf mit 17 Jahren (1942) noch immer keinen Einberufungsbefehl erhalten hatte, fuhr er nach Düsseldorf, um dort nach dem Stand seiner Bewerbung zu fragen. Er erfuhr, dass er zuvor seinen Reichsarbeitsdienst ableisten müsse. „Da war ich dann wieder geknickt, da wollte ich schon mal gar nicht hin."

Einige Zeit später wurde ihm aber per Post dann endlich der Einberufungsbescheid zur „1. Leibstandarte-SS-Adolf Hitler" in Berlin-Lichterfelde zugesandt. Vor allem diese Einheit, der er zugeteilt wurde, übertraf seine Erwartungen: Eine Eliteeinheit, dazu ausgerechnet die Leibstandarte! „Ich hatte ja gedacht, ich muss in irgendein popliges Nest, und dann Berlin!" Rolf war begeistert.[57]

3.2. Die Ausbildung bei der SS-Leibstandarte in Berlin[58]

Am 1. März 1943 wurde Gero also zur SS-Leibstandarte in Berlin eingezogen, unmittelbar nach der deutschen Katastrophe von Stalingrad. Trotzdem war er der festen Überzeugung, dass Deutschland den Krieg gewinnen wird. Die Ausbildung war sehr hart, „nur Schikane"; „aber am Ende waren wir topfit". Dem Rekruten Rolf wurde intensiv vermittelt, Teil einer Elite zu sein. „Das war Korpsgeist", beurteilte er, anders als bei der Wehrmacht, zu der die SS insgesamt kein gutes Verhältnis hatte.

Ideologisch geschult wurden die SS-Rekruten jeweils bei der Kompaniebelehrung, wo Vorträge zu unterschiedlichen Themen gehalten werden. Die jungen Männer wurden dabei derart wirkungsvoll auf „Führer, Volk und Vaterland" eingeschworen, dass für den jungen Rolf Gehrke völlig klar war: Für den Führer hat man jederzeit sein Leben zu lassen.

Die Kurzausbildung fand in der alten preußischen Kadettenschule in Berlin-Lichterfeld-West, Finkensteiner Allee 63 statt und dauerte 8 Monate bis zum Spätherbst 1943. Dann sollte

---

[55] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 12. 8. 012

[56] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012 und nach Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012

[57] Nachfolgend angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Meldung zur Waffen-SS.

[58] Angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Meldung zur Waffen-SS und an die Mail von Gero vom 22. 7. 012.

die Einheit als SS-Ersatzreserve-Regiment nach Russland in den Mittelabschnitt verlegt werden.

Aber während der Abschlussübung im Gelände hatte Gero sich eine Erkältung zugezogen. Im Sanitätsbereich stellte man eine leichte Infektion mit Diphtherie-Bakterien fest und Gero musste 6 Wochen in Quarantäne. Als er entlassen wurde, war das SS-Ersatzregiment bereits nach Russland verlegt. Dadurch war es Gero möglich, Freizeit in Berlin zu verbringen und Besuche dort zu machen. Welches Glück das war, erkannte Rolf erst viel später. Zunächst aber war er „stinksauer", weil er wieder nicht in den Kampf ziehen konnte.

Allmählich wurde die Kaserne aber wieder aufgefüllt. Sie wurde ein Auffang-Ort für Verwundete und einzelne Gruppen neu Ausgebildeter, die dann als Ersatzreserven an verschiedene Abschnitte der Front geschickt werden sollten.

Gero berichtet dazu ausführlicher:[59]
„Anfang Februar 1943 kam ich von der Kruppschen Lafettenwerkstatt nach Hause, als Frau Hegemann, die Wirtin, mir unten im Flur den Stellungsbefehl übergab. Ich riß ihn noch im Flur auf und war entzückt als ich las "Am 1. März in Berlin Lichterfelde West, Finkenstein Allee 63 bei der 7. Ersatzkompanie der 1. SS Panzerdivision Leibstandarte melden".

Als Rekrut bekam ich erst einmal sechs Wochen lang keinen Ausgang, weil wir ja weder vernünftig gehen, geschweige denn grüßen konnten. Schließlich musste auf der Straße ab Unteroffizier aufwärts jeder gegrüßt werden. Das war in Berlin ganz schön anstrengend. Der erste Ausgang war ein geführter Ausgang. Das war schon lächerlich.

Ich will die harte Ausbildungszeit ausblenden; sie dauerte immerhin ein halbes Jahr. Zum Abschluss folgte ein achttägiges Manöver unter Kriegsbedingungen auf einem Truppenübungsplatz in der Nähe von Berlin. Dabei erkältete ich mich leicht. Eigentlich nicht der Rede wert, aber so eine Erkältung konnte immerhin bedeuten, dass man Innendienst verordnet bekam und dann nicht hinaus ins Gelände musste. Aus irgendeinem Grunde machte der Sani einen Abstrich - ich hatte Diphtherie!

Ich durfte nicht einmal mehr zurück in meine Stube, ich musste sofort in ein Krankenhaus in Berlin. Dort lag ich sechs Wochen in Quarantäne. Ich hatte nichts, war nur Bazillenträger. Aber ich genoss alle Vorzüge eines Verwundeten. Es war üblich, dass BDM Mädchen Päckchen zu den Verwundeten schickten oder wie in Berlin direkt hinbrachten. Sie konnten uns ja nur durch die Glasscheiben betrachten, aber es war ja nicht auszumachen, welche Verwundungen ich erlitten hatte. Es war eine herrliche Zeit. In Berlin und in diesem Krankenhaus gab es ja schon Fernsehen, die Scheibe war eigentlich eine Kugel. Jedenfalls sah es so aus. Programmsendungen gab es nur abends, immer die Wochenschau und dann ein Film. Immerhin kann ich sagen, dass ich 1943 schon ferngesehen habe.

In Deutschland gab, oder gibt es Verordnungen, die werden erfüllt, ob sie Sinn machen oder nicht. Ich hatte schon sechs Wochen auf der faulen Haut gelegen und mich äußerst wohl gefühlt, jetzt gab es auch noch 14 Tage Erholungsurlaub, den ich in Schneidemühl verbrachte. Durch einen lächerlichen Vorfall wurden daraus nur 13 Tage. Am Nachmittag vor dem Genesungsurlaub wollte ich noch einmal meine Verwandten besuchen. Der Wachposten am Tor hatte eine ganze Menge Pflichten und auch Rechte. Wenn man da fröhlich anmarschiert kam, konnte er auf die Idee kommen dich genau zu begutachten: Ob die Uniform sauber war, die Schuhe geputzt, das Käppi richtig auf dem Kopf saß oder so was.

---

[59] Mail vom 3. 8. 012 direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012 und Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012

Er ließ sich den Kamm zeigen, der ebenso absolute Pflicht war, wie die vorzuzeigenden Präservative.

Mich ließ er die Schuhsohlen anheben und siehe da, in einem Stiefel war ein Nagel zu wenig. Umkehren und neu benageln lassen. Leider hatte der Schuster schon Feierabend. Sollte ich den Besuch aufgeben? Ach was. Ich wartete ein wenig und drückte an die Stelle des fehlenden Nagels eine Heftzwecke in die Sohle. Sie musste ja nur die Passage durch den Wachposten überstehen. Es hatten so viele Ausgang, dass der verdammte Posten mich sicher längst vergessen hatte. Hatte ich gedacht! Es war, als wenn er auf mich gewartet hatte. Der wusste doch auch, dass jetzt kein Schuster mehr Dienst tat. Ich musste zu Hause bleiben und am nächsten Tag zum Rapport beim Kompanieführer. Das war Betrugsversuch, was ich gemacht hatte, aber er wolle noch mal Gnade vor Recht ergehen lassen und mir nur einen Urlaubstag abziehen.

Schon als ich aus dem Krankenhaus in die Kaserne zurück kam, war das Ersatzbataillon und mit ihm alle meine Kameraden in Russland. Ich habe mich damals sehr darüber geärgert, dass ich zum Sanitäter gegangen war…

Vielleicht hätte man mich auch nachgeschickt, aber - das weiß ich erst heute - es bestand der Plan, eine Division aus Hitlerjungen aufzustellen. Also wurde ich nach meiner Rückkehr aus Schneidemühl in der Kaserne zurück gehalten und mit mir jeder, der nach dem Urlaub zurückkam oder der sich nach seiner Genesung wieder zurück meldete. Ich blieb auf diese Weise in Berlin in der Kaserne. Ich hatte damals kein Interesse am Kommis und überhaupt keine Lust Kasernendienst zu machen.

Ich entwickelte eine ungeahnte Fähigkeit, mich vor jeder Arbeit zu drücken, Man musste im Prinzip morgens nur aufpassen, dass man dem Spieß nicht auffiel. An sich waren alle zu irgendwelchen Tätigkeiten eingeteilt, nur wenige waren dem entgangen; so z. B. ich weil ich durch meinen Urlaub erst später wieder dazugekommen bin. Der Spieß fragte morgens, wer hat noch keine Arbeit? Da musste man standhaft bleiben und die Frage überhören. Dann musste man nur noch aufpassen, dass man dem Spieß nicht irgendwo über den Weg lief. Das konnte mir nicht passieren, denn an dem rückseitigen Kasernengelände war hinter der Mauer keine Straße sondern ein etwas verwildertes Parkgelände. Ein Baum wuchs recht nahe an der Mauer und von ihm konnte man die etwas drei Meter hohe Mauer überwinden. Abends kam ich offiziell durch das Tor zurück. Man grüßte den Posten mit ausgestrecktem Arm und ging durch das Tor. Bei der Rückkehr in die Kaserne bestand kein Grund zur Kontrolle.

Eines Tages wurden zwei Marschkolonnen gebildet. Man wurde einfach zugeteilt. Ich ärgerte mich, dass die andere Kolonne nach Italien fuhr, wo der Badolgio geputscht hatte. Aber auch das war ein Glücksfall, denn der Einsatz in Italien dauerte nur sehr kurze Zeit, dann wurden sie auch nach Rußland geschickt."[60]

3.3. Gero wird nach Nord-Belgien abkommandiert[61]

Ursprünglich sollte die nächste Ersatzreserve noch gegen Ende 1943 nach Italien verlegt werden, wo Gero gerne hingegangen wäre, aber Geros Marschkolonne wurde nach Belgien abkommandiert und zwar nach Turnhout in Nordbelgien, Provinz Antwerpen.[62]

---

[60] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 8. 8. 012 und nach den Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012

[61] Nachfolgend nach dem Interview mit Gero vom 17. 5. 012, nach der Mail vom 22. 7. 012, nach dem direkten Eintrag in den Korrekturband vom 8. 8. 012, nach Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012 und nach www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Fronteinsatz Sommer 1944

Turnhout ist eine Stadtgemeinde in der Landschaft Kempen, einer Landschaft im Norden Belgiens. Sie liegt verkehrsgünstig etwa in der Mitte zwischen den Hafenstädten Antwerpen und Duisburg. Dort sollte die SS-Division "Hitlerjugend"[63] neu aufgebaut werden, teilweise durch in Russland verwundete SS-Offiziere, der Gero zugeteilt wurde – ausgerechnet zu dieser Einheit, dachte Gero damals, denn mit der HJ wollte er ja nie wieder etwas zu tun haben.

In Turnhout meldete sich Gero zur Aufklärungs-Abteilung, ohne aber klare Vorstellungen zu haben, welche Aufgaben ihn erwarteten. Das war noch Ende 1943.

Gero berichtet dazu:[64]
„Wir aber kamen nach Turnhout in Belgien. Mit einem Kameraden, mit dem ich mich ein bisschen angefreundet hatte meldeten wir uns zur Aufklärungsabteilung, ohne zu wissen, was das eigentlich war. Am Nachmittag standen wir in einer Reihe angetreten vor dem Kommandeur der Aufklärungsabteilung, der sich jeden einzelnen besah. Einen fand er zu groß, er passe ja gar nicht in die Spähwagen; er schickte ihn zu den Funkern der Abteilung. Ein besonders kräftig wirkender wurde Pionier, einige wurden als Spähwagenfahrer ausgebildet, andere als Panzerfahrer oder Artilleristen, denn so eine Aufklärungsabteilung ist ein kleines Abbild einer Division. Ich jedenfalls wurde als angehender Fahrer zu den Kradschützen geschickt.

Wir waren 16 Mann und fuhren am nächsten Tag von Antwerpen nach München zu den BMW Werken, wo wir 6 Wochen in der Produktion von Abteilung zu Abteilung wanderten um die neue R 75 kennen zu lernen. Ich hätte jedenfalls hinterher die Maschine völlig auseinander nehmen und wieder zusammenbauen können. Jedenfalls brauchten wir nicht gleich immer einen Mechaniker und konnten uns fast immer selbst helfen.

Wieder zurück in Turnhout begann die Fahrschule. Es war nur eine italienische Maschine für die Fahrübungen vorhanden und die meiste Zeit wartete man, bis man endlich wieder dran kam. So machten wir den Führerschein und hatten immer noch keine Fahrzeuge. Die

---

[62] Nachfolgend angelehnt an die Darstellung in www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Fronteinsatz Sommer 1944, an mein Interview mit Gero und an die späteren Ergänzungen durch Gero.

[63] **SS-Panzer-Division Hitlerjugend**
(nach: de.wikipedia.org/wiki/12._SS-Panzer-Division_Hitlerjugend)
Aufstellung und Ausbildung
Bereits im Januar 1943 schlug SS-Gruppenführer Gottlob Berger dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler vor, eine SS-Division aus Mitgliedern der Hitler-Jugend aufzustellen … Durch einen Wettbewerb wurde das Abzeichen für die neue Einheit, die Siegrune der Hitlerjugend gekreuzt mit dem Dietrich der Leibstandarte (nach ihrem ersten Kommandeur Josef Dietrich), ermittelt…
Bis zum 1. September 1943 wurden über 16.000 Mitglieder der Hitler-Jugend eingezogen und erhielten danach eine sechswöchige Grundausbildung. Während der Ausbildung auf dem Truppenübungsplatz Beverloo (Belgien) wurde entschieden, die ursprünglich als Panzergrenadierdivision konzipierte Einheit in eine Panzerdivision umzugliedern und den Namen in *SS-Panzer-Division Hitlerjugend* zu ändern. Mit der Durchnummerierung der Einheiten der Waffen-SS am 22. Oktober 1943 erhielt die Division dann die Nummer 12, die beiden Panzergrenadier-Regimenter die Nummern 25 und 26… Im März 1944 war die Division einsatzbereit und wurde nach Caen in die Normandie verlegt, wo sie der Panzergruppe West unterstellt wurde…
Einsatz in der Normandie
Am 6. Juni 1944 begann die Invasion der Normandie durch die Alliierten. Die 12. SS-Panzer-Division Hitlerjugend bildete zusammen mit der 21. Panzer-Division die den Landungsstränden am nächsten gelegene gepanzerte Reserveeinheit….
Am 7. Juni wehrte das 25. SS-Panzergrenadier-Regiment unter SS-Standartenführer Kurt Meyer („Panzermeyer") zusammen mit dem II./12. SS-Panzer-Regiments einen Angriff der einen Tag vorher am Juno Beach angelandeten und sich nun etwa 20 km landeinwärts befindlichen kanadischen Truppen ab…
Die Division erhielt den Auftrag, in den folgenden vier Wochen Caen einzunehmen, obwohl sie zahlenmäßig unterlegen war und über keinerlei Luftnahunterstützung verfügte… In der ersten Juliwoche erlitt die Division durch die vorrückenden Alliierten große Verluste. Meyer ignorierte daraufhin den Befehl, die Nordlinie von Caen zu halten, und zog mit dem Rest seiner Truppe in Richtung Süden ab. Die Panzerdivision hatte zu diesem Zeitpunkt 4.000 Tote, 8.000 Verletzte und zahlreiche Vermisste zu beklagen…

[64] Nach Gesamteinfügungen durch Gero vom 6. 9. 012

Unteroffiziere und Zugführer trieben ihre Späße mit uns, in dem wir Kradschützenangriff zu Fuß übten. So wie man normal auf der Maschine sitzt mussten wir in Dreiergruppen über die Felder rennen und wir Fahrer mussten dazu brumm brumm machen. Es gab keinen, der nicht die Schnauze restlos voll gehabt hätte.

Der Sinn eines Kradschützenangriffs war, ein feindliches Ziel überraschend anzugreifen, um es zu besetzen oder auch nur um Gefangene zu machen. Man fuhr mit Vollgas auf das Ziel zu, der Fahrer stoppte und riss das Krad herum; der MG Schütze auf dem Schutzblech des Beiwagens sitzend, sprang dabei nach rechts ab, der hinter dem Fahrer quer auf dem Sattel - also mit beiden Beinen nach links sitzende Schütze 2 sprang nach links ab und beide waren feuerbereit, während der Fahrer wieder auf der Stelle kehrt machte und in Deckung fuhr, bis er von vorne einen neuen Befehl bekam. Das machte natürlich die ganze Gruppe (4 Fahrzeuge). Ich habe im Ernstfall keinen Kradschützenangriff erlebt.

Eines Tages endlich, während wir wieder auf dem Feld herumliefen, kam ein Melder "die Maschinen sind da, sie müssen vom Bahnhof abgeholt werden". Unsere Freude war groß, wurde dann leicht gedämpft, weil es immer noch nicht die versprochenen R 75 sondern R 25er waren, die von der Front in Russland kamen, und weil wir die Maschinen vom Bahnhof, durch die Stadt Turnhout zur Kaserne schieben mussten, obwohl die Tanks noch halb voll waren. Immerhin konnten wir dann am nächsten Tag endlich auch fahren.

Zweimal erlebte ich noch Aufregendes: Unsere R 75 standen in Lettland und sollten abgeholt werden. Mit 16 Mann und einem Unterscharführer (Unteroffizier) reisten wir per Bahn nach Riga. Es war schon Winter und überall lag hoher Schnee. Von Riga fuhr abends eine Schmalspurbahn die ganze Nacht hindurch. Es war ein ehemaliger Güterwagen, der mit Sitzbänken an der Seite bestückt war und in der Mitte einen Kanonenofen besaß, Es war jedenfalls mollig war. Wir mussten einmal umsteigen und warteten dort den ganzen Tag, bis spät abends wieder der Zug fuhr. Wieder bis zum Morgen. Dann waren wir in diesem Wehrmachtsdepot angekommen. Dort waren die Maschinen schon in Waggons verladen und es wurde nur ein Mann als Bewacher gebraucht. Das übernahm der Unterscharführer persönlich.

Aus irgendeinem Grunde gab er mir den Marschbefehl für uns alle. Die Rückreise dauerte wieder genau solange. Von Riga ging es diesmal aber nicht direkt weiter, sondern wir mussten in Königsberg umsteigen. Die Stadt wollte ich schon lange sehen und so ließen wir uns Übernachtungsplätze in der Kaserne anweisen und sahen uns Königsberg an. Nicht alle, die anderen verbrachten die Zeit in der Kneipe. In Berlin wollte ich ja nun unbedingt meine Verwandten besuchen und so bezogen wir dort auch noch Quartier. Berlin wurde zu dieser Zeit schon heftig bombardiert und es kam vor, dass Wehrmachtsangehörige zu Aufräumungsarbeiten zwangsverpflichtet wurden. Darauf wollte ich mich hinausreden, wenn es Ärger geben sollte.

In Aachen nahmen es dann zwei eifrige Männer von der Feldgendarmerie ganz genau und studierten unseren Marschbefehl, auf dem man wegen der vielen Eintragungen kaum noch etwas lesen konnte und verkündeten, dass sie uns melden müssten. Als wir in Turnhout ankamen, war unser Kommandeur auch schon informiert. Er fragte nur, "Was wollten die denn von euch?". Ich begann eine längere Erklärung, die er aber nicht hören wollte. Der Fall war für ihn erledigt. Er wusste ja auch, dass die Feldgendarmerie gerne SS Männer aufs Korn nahmen.

Ich ging noch einmal auf eine solche ausgedehnte Reise, aber da war es schon Frühling. Die Aufklärungsabteilung bekam neue Spähwagen. Sie waren generalüberholt und standen in Marienburg in Ostpreußen, heute Polen. Wir sollten die Fahrzeuge während der Bahnfahrt bewachen. Zu unserer großen Verblüffung sollten wir die Dinger selbst verladen.

Sie hatten dort überhaupt kein Personal dafür. Wir aber waren Motorradfahrer! und die Spähwagen waren Halbkettenfahrzeuge. Zum Glück gab es einen von uns, der zwar auch keinen diesbezüglichen Führerschein hatte, aber schon mal mit seinem Ding gefahren war. Er zeigte uns das Wesentliche und wir kutschierten die Dinger durch die Stadt zum Bahnhof. Der etwas kundigere Kamerad musste dann jedes einzelne Fahrzeug aus der Halle auf die Straße transportieren, auf der Gott sei Dank kaum etwas los war, dann fuhren wir zum Bahnhof und er brachte die Wagen dann auf die Rampe und auf die offenen Waggons. Während der ganzen Fahrt bis nach Turnhout hockten wir auf den Fahrersitzen der offenen Fahrzeuge, wo wir wenigstens etwas Schutz vor dem Fahrtwind hatten.

Dann folgte eine schöne Zeit. Wir brauchten Fahrpraxis und so gondelten wir durch fast ganz Belgien und auch an die französische Küste, u. a. in die Seebäder Deauville und Trouville sur Mer. Da waren wir dann mit der ganzen Kompanie unterwegs. Der ganze Haufen hockte in einem sündhaft teuren Cafe und zählte den Rest seines Soldes. Dann sagte der Kompanieführer, wir brechen auf. Wir sehen uns in Turnhout wieder! Dann begann das Wettrennen mit den schnelleren Achtradspähwagen, die uns Kradschützen überholten. In den engen Ortschaften, mit meist vielen Kurven holten wir sie dann fast immer ein und überholten sie. Zum Glück ging das immer gut.“[65]

Eine Bemerkung machte Gero noch dazu, wie man sich bei der Wehrmacht manchmal Ausrüstung und Ersatzteile besorgte. Da der normale Dienstweg häufig zu langwierig war, musste man „organisieren“, das heißt das Gewünschte sich irgendwie besorgen. Das lernte man schon beim Jungvolk.

"Als Soldat habe ich das immer wieder erlebt. War irgendein Ausrüstungsteil abhanden gekommen, wurde erwartet, dass man es wieder organisierte. Eine Geschichte aus Frankreich vor der Invasion. Wir machten immer große Übungsfahrten und dann kehrte man gruppenweise irgendwo ein. Mein Zug machte Rast in einer ländlichen Kneipe, die einen großen Innenhof mit einem Tor hatte. Einer der Kradfahrer musste seine Bremsen nachstellen und da er ja da war, musste niemand Wache stehen oder das Tor geschlossen werden. Während wir fröhlich beieinander saßen, kam ein Feldwebel der Luftwaffe und sah unserem Kameraden interessiert bei der Arbeit zu. "Das machst du aber nicht richtig, ich zeige dir mal wie das geht!" Nach getaner Arbeit, sagte er weiter, "ich dreh mal eine Runde auf dem Hof. Will mich doch davon überzeugen, dass alles in Ordnung ist." Er drehte auch zwei Runden, bei der dritten Runde fuhr er durch das Tor und unser Fahrer glaubte eine Weile noch, er würde gleich wieder kommen. Aber wir hatten eine R-75 weniger.

Sowohl unser Zugführer, als auch unser Kompanieführer sagten: "Seht bloß zu, dass ihr eine andere organisiert!" Was auch geschah, aber leider war es keine R-75 von BMW, die wir erbeuteten, sondern eine gleichwertige Zündapp 750. Die Tatsache, dass sie in den Tarnfarben der Luftwaffe gestrichen war, statt in denen der Waffen SS, ließ sich schnell ändern. Irgendwann gelang es uns sogar, das Ding wieder zu tauschen".[66]

Anfang 1944 sollte Gero mit 2 Kameraden den Transport eines Panzermotors mit der Bahn zur Reparatur nach Gien begleiten. Diese Fahrt entwickelte sich zu einer mehrwöchigen Abenteuerfahrt.

Gero erzählte dieses Abenteuer anschaulich:
„Ein Kamerad mit Namen Kleinmann, den ich noch aus Berlin kannte, hatte es verstanden bei der Instandsetzung Außendienst zu machen. So wie das beim Organisieren war, ging es auch bei dem Besorgen zu. Ersatzteilanforderungen auf dem Dienstweg dauerten ewig oder verliefen ganz im Sande. Wer gewieft war, hatte einen Mann, der Ersatzteile auf irgend-

[65] Direkte Einfügung von Gero in den Korrekturband vom 12. 8. 012
[66] Mail von Gero vom 22. 7. 012

einem anderen Wege besorgte. So war dieser Kleinmann ständig auf Dienstreise, um Ersatzteile zu besorgen.

Dabei hatte er auch eine Werkstatt der Wehrmacht gefunden, die defekte Panzermotoren gegen reparierte tauschten. Diese Werkstatt lag aber in Gien an der Loire und nun sollte so ein Motor per Bahn dorthin gebracht werden. Dazu waren 2 Bewacher nötig. Jedenfalls verstand Rottenführer Kleinmann es, den Kompanieführer davon zu überzeugen. Er fragte mich, ob ich Lust dazu hätte. Was ja wohl eine dämliche Frage war. Kleinmann war aber noch raffinierter und hatte wohl auch die notwendigen Beziehungen, um sich zwei Marschbefehle ausstellen zu lassen. Einen Marschbefehl musste man haben, ohne einen Marschbefehl aufgegriffen zu werden bedeutete, wegen Fahnenflucht verhaftet zu werden. Zwei Marschbefehle brauchte Kleinmann, weil er nicht die Absicht hatte, mit uns in dem Güterzug zu fahren, sondern mit dem Nachtzug seine Freundin in Paris zu besuchen. Wir treffen uns in fünf Tagen in Gien, sagte er. So lang dauerte erfahrungsgemäß eine Güterzugreise zu dieser Zeit.

Da beide Marschbefehle für drei Mann ausgestellt waren, bekamen wir auch auf beide Marschbefehle drei Verpflegungskarten. Wir konnten also während der Reise für drei Mann Verpflegung empfangen.

Wir zwei richteten uns in dem Waggon ein, die eine Hälfte gehörte der Kiste mit dem Motor, die andere uns, mit zwei Stühlen, einem kleinen Tisch und einem Haufen Stroh auf dem wir schliefen. Als wir Belgien verlassen hatten, wurden in der Nacht die beiden Bahnhöfe Mons in Belgien und Maubeuge bombardiert und völlig unpassierbar gemacht. Wir saßen fest. Unser Zug bestand aus sieben Waggons mit Bomben für die Luftwaffe, unserem Panzermotor, einem Waggon mit feinen Mantelstoffen, einem ganzen Waggon mit Heringen in Fässern, der von einem Wachposten der Division "Das Reich" bewacht wurde und einem Waggon mit geräucherten Würsten, die an Leinen hingen und dem darin hausenden armen Kerl gerade noch Platz zum liegen ließen. Wir standen dort 6 Wochen und hatten wahnsinniges Glück, dass der Zug nicht bombardiert wurde! Hin und wieder angelten wir durch das Spundloch ein paar Heringe, oder ließen uns ein paar schlecht gewordene Würste munden.

Unterhalb des Bahndamms stand ein kleines Haus, dort holten wir Wasser und freundeten uns mit der Familie an. Bald frühstückten wir jeden Morgen mit ihnen zusammen und steuerten von unserer ganz guten Verpflegung immer etwas bei. Den Kaffee gab es allerdings nie ohne Calvados. Ein Schuss Calvados musste im Kaffee sein.
Alle drei Tage mussten wir Verpflegung holen und wir wechselten uns immer ab. Es fuhr jetzt ersatzweise ein Bus von Mons nach Maubeuge und umgekehrt. Der Kamerad fuhr immer nach Mons; ich immer nach Maubeuge. Warum, weiß ich nicht mehr. Eines Tages fuhr mein Kamerad Verpflegung holen, als der Franzose mich fragte, ob ich ihm wohl bei einem Umzug helfen könne, Ich sagte zu.

In Frankreich war es Pflicht stets bewaffnet zu sein. Als Schütze ohne Dienstgrad stand uns kein Revolver zu, also mussten wir, auch wenn wir Ausgang hatten, immer mit dem Karabiner rumlaufen. Aber Kleinmann hatte uns eine leere Pistolentasche besorgt und die schnallten wir abwechselnd um, wenn wir Verpflegung holten. Da er jetzt die Pistolentasche hatte, musste ich meinen Karabiner mitnehmen. Bevor wir das erste Möbelstück auf eine große Handkarre legten, musste natürlich erst einmal ein Schluck Calvados genommen werden und weil es zu warm war, wurde der Durst mit Rotwein gelöscht. Jedenfalls war ich am Ende des Umzugs ziemlich stark angetrunken. Er schleppte mich dann noch in eine Pinte, Ich bemerkte aber, dass die anwesenden Franzosen nicht begeistert waren einen deutschen Soldaten hier zu sehen, und ich merkte das, trotz meiner Betrunkenheit auch. Ich begleitete ihn noch nach Hause und kroch dann den Bahndamm zum Waggon hoch. Als

ich mich im Waggon neben den Stuhl setzte, wusste mein Kamerad was los war. Seit dem kann ich bis heute keinen Calvados und keinen Apfelschnaps trinken.

Als es dann endlich weiterging fuhren wir tatsächlich durch bis Paris. Die Nächte waren schon kühl und abends machten wir den im Waggon befindlichen Kanonenofen an, bis er rot glühte. In der Nacht ließen die Bahnmänner unseren Waggon irgendwo auflaufen, aber so, dass wir an die Wand rollten und die Stühle umfielen. Wir schlugen kurz die Augen auf und schliefen dann weiter. Allerdings nicht lange, bis wir den Brandgeruch bemerkten. Mein Waffenrock war vom Nagel heruntergefallen und auf den glühenden Ofen. Die ganze rechte Seite war schon weg geschmort. Ich musste jetzt also immer den Mantel anziehen, egal wie warm der Tag war.

In Paris mussten wir wieder Verpflegung holen und ich war dran. Wir befanden uns auf einem riesigen Verschiebebahnhof, wahrscheinlich außerhalb vom Stadtkern. Ich lieh mir den Uniformrock und die Pistolentasche meines Kameraden und zog los, nicht ohne mich nach der Abfahrtszeit des Zuges zu erkundigen. Das war ein riesiger Verschiebebahnhof mit irrsinnig vielen Gleisen. Ich musste das Stellwerkhaus erst einmal suchen, dort versicherte man mir, dass der Zug heute auf keinen Fall fahren würde.

Ich musste mich dann erst nach der Wehrmachtsverpflegungsstelle erkundigen und mit öffentlichen Verkehrsmitteln dort hin fahren. Dort war ziemlich viel los und die dortigen Verwaltungssoldaten waren nicht die schnellsten. Dann musste ich zur Standort-Kommandantur, um unseren Sold für zehn Tage abzuholen. Als ich abends zurückkam, war der Zug weg. Die Franzosen konnten mir nicht sagen, wo ich den Zug erreichen könnte. Also fuhr ich abends mit einem Zug weiter Richtung Gien.

Irgendwo musste ich auf einem größeren Bahnhof nachts umsteigen. Mein Anschlusszug fuhr erst morgens wieder. An einem Bahnsteig waren alle möglichen Räumlichkeiten und so auch ein Lagerraum. Dort debattierte ein Haufen französischer Bahnarbeiter, und damit das besser klappte, hatten sie zwischen sich eine Aluminiumwanne stehen - so eine, wie die, in der ich als Kind gebadet wurde - sie war gefüllt mit Weißwein. Wie selbstverständlich boten sie mir von dem Wein an und ich nahm gerne an. Das war immerhin ein Zeitvertreib. Bald aber ging die Diskussion wieder los und jetzt wurde ich einbezogen. So viel ich verstand, ging es um Hitler und Stalin. Einige waren offenbar Kommunisten und wussten hundertprozentig, dass die Sowjetunion siegen würde, andere glaubten wohl daran, dass Deutschland den Krieg gewinnen würde. Ich weiß nur, dass ich mich eifrig an der Diskussion beteiligt habe. Mit Händen und Gesten, und meinen französischen Brocken. Ich dachte mir nichts dabei, ich war ja bewaffnet!

In Gien angekommen erfuhr ich, dass Kleinmann schon vor vier Wochen mit dem neuen Motor nach Antwerpen gefahren sei. Ich musste in Gien nur auf meinen Kameraden warten und zusammen mit ihm den zu reparierenden Panzer abliefern.

Normal gab es in allen größeren Städten Wehrmachtsunterkünfte, in die man eingewiesen wurde. In Gien gab es das nicht und ich hatte Hotelquartier, mit einer sehr hübschen Mademoiselle. Es dauerte 3 Tage, bis der Zug kam. Ich hatte den Marschbefehl, d.h. dass mein Kamerad den Waggon nicht verlassen konnte, ich hatte die Verpflegungskarten und die Verpflegung für drei, ich hatte zu rauchen, denn Zigaretten gab es auch auf die Verpflegungsmarken und ich hatte meinen und seinen Sold abgeholt.

Ich hatte mich natürlich erkundigt wann der Zug kam - aber das konnte mir niemand sagen. Aber man konnte mir immerhin sagen, zu welchem Zeitpunkt die Güterzüge aus dem Norden ankommen und ich ging zweimal täglich zum Güterbahnhof, der ziemlich weit außerhalb lag. Am dritten Tag kam mir mein Kamerad schon entgegen. Inzwischen hatte

es noch einmal warme Tage gegeben; man konnte im Hemd gehen. Er aber musste meinen halbverbrannten Waffenrock tragen, seinen Mantel darüber, meinen über den Arm gehängt, unsere beiden Gewehre auf dem Rücken und unsere beiden Sturmgepäcktaschen. die unsere Reisetaschen waren,. Er war sehr wütend auf mich, aber nachdem ich ihm seinen Sold und seine Ration Zigaretten überreicht hatte, und er sich ebenfalls im Hotel breit gemacht hatte, war er dann wieder ganz friedlich.

Wir meldeten uns in der Werkstatt und sagten, dass wir den Motor jetzt tauschen könnten, aber das war nicht mehr nötig. Sie hatten den reparierten Motor unserem Kameraden schon mitgegeben, der inzwischen schon längst in Turnhout war.

Am nächsten Tag traten wir dann die Rückreise mit dem D Zug an. Nachts fuhr zu der Zeit immer kein Zug, vielleicht, weil die Alliierten immer nachts angriffen. So übernachteten wir noch einmal in Paris.

Als wir dann endlich in Turnhout ankamen, fiel mir sofort auf, dass der Wachposten das Gewehr auf der Schulter trug. Für die Division Hitlerjugend hatte man alle unnötigen Ausbildungsgänge weggelassen - kein Exerzieren und ähnliches. So übten wir auch nicht mehr das übliche Präsentieren des Gewehrs und wir trugen den Karabiner am Riemen umgehängt. Der Ärmelstreifen des Postens sagte uns, dass er zur Leibstandarte gehörte.

"Die 12. ist in Frankreich, in der Nähe von Rouen", sagte uns der wachhabende Offizier und stellte uns nach einem Telefongespräch einen neuen Marschbefehl nach l'Aigle in der Normandie aus. Das bedeutete noch mal eine Nacht in Paris!
Während unserer langen Abwesenheit war also die Division per Bahn nach Frankreich verlegt worden. Bei dem kleinen Ort Ascq sprengten Widerstandskämpfer eine Brücke, so dass der Zug entgleiste und es einige Tote und Verletzte gab. Nach Eintreffen der Feldgendarmerie wurde bekannt, dass es an dieser Strecke schon dreimal Sprengungen gegeben hatte. Als Vergeltung und im Zug der Hausdurchsuchungen wurden 86 Männer erschossen."

Wenn die Soldaten über sich feindliche Flugzeuge nach Deutschland fliegen sahen, dachten sie nach wie vor siegesgewiss: „Die Hunde, hoffentlich landen die endlich, dann bekommen sie was um die Ohren".[67]

Im Frühjahr 1944 wurde Gero zum Obergefreiten, genauer zum SS-Rottenführer, befördert. Die Rotte war die kleinste Einheit (4 Mann) bei SA und SS.

Zurück nach L'aigle. Jetzt begann eine harte Zeit für uns beiden. Wir hatten einen neuen Kompanieführer bekommen. Der war ziemlich erbost, dass er da zwei Kradfahrer in seiner Kompanie hatte, die er gar nicht kannte; er hatte jetzt ein besonderes Auge auf uns und es war grundsätzlich schlecht, wenn man die Aufmerksamkeit eines Vorgesetzten genoss. Aber irgendwann im Mai 44 musste er uns doch unseren Heimaturlaub gewähren. Ich fuhr natürlich nach Essen.
Als ich am Vormittag in der Berzeliusstraße ankam, fand ich nur noch Trümmer. Vom Haus Nummer 17 stand nur noch die Grundmauer. Auf ihr stand mit Farbe geschrieben "Wir leben, sind im Wurstkeller, Paul und Fritz".

Ein schmaler frei geräumter Weg führte dahin. Neuerdings gab es zwei Türen, die innere, die es schon früher gab und die abgeschlossen war, und eine äußere Luftschutztür, die nur zu verriegeln war. Mein Vater und mein Onkel Fritz waren natürlich zur Arbeit und so stellte ich meinen Karabiner 98K zwischen die beiden Türen und versuchte noch irgendeinen lebenden Bekannten zu finden. Mein Vater konnte sich gar nicht erklären, warum dort

[67] www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Fronteinsatz Sommer 1944.

plötzlich ein Gewehr stand, musste aber nicht lange überlegen, weil ich dann von meiner vergeblichen Suche nach Bekannten zurückkam. Er freute sich zwar mich zu sehen, transportierte mich aber sofort zur Wehrmachtskommandatur um den Urlaubsschein nach Schneidemühl umschreiben zu lassen und noch am selben Abend musste ich weiterreisen, bevor die Bomber wieder kamen. Solche Sorgen machte er sich um seinen Sohn."

Unter dem Eindruck der verheerenden Zerstörungen fuhr Rolf voller Rachegefühle zurück nach Belgien.

Wir schliefen jetzt meistens verbotener Weise in voller Montur. Es kam nämlich fast jede Nacht Alarm; fast immer Probealarm, die Zeit bis zur Abmarschbereitschaft der Kompanie wurde gemessen und wenn wir zu lange gebraucht hatten gab es den so genannten "Maskenball" (ständiges Umziehen, von der Ausgehuniform in den Drillichanzug, dann wieder in Sportkleidung und wieder in den Ausgehanzug.) Um dem zu entgehen zog man sich wieder an, sobald die Stubenkontrolle vorbei war und schlief dann nach dem Alarm so, wie es sich gehörte. Häufig fiel der Alarm aus. Dann musste man sich morgens rechtzeitig ausziehen, damit der UvD (Unteroffizier vom Dienst) nichts merkte."

3.4. Wie Gero die Invasion 1944 und die damit verbundenen Kämpfe erlebte[68]

Die Invasion am 6. Juni 1944 erlebte Gero als aktiver Kämpfer mit. Die SS-Division "Hitlerjugend", der er immer noch angehörte, hat damals die Invasionskräfte an dieser Stelle mehrere Wochen aufgehalten.

Gero schreibt über diese Zeit:" Am 6. Juni 1944 war es dann anders, die Invasion begann. Die 12. SS Panzerdivision und die 21. Panzerlehrdivision waren die der Landung am nächsten gelegenen gepanzerten Einheiten und wurden in Marsch gesetzt, als feststand, dass es sich diesmal tatsächlich um den an ganz anderer Stelle erwarteten Großangriff handelte.

Wenn ich an diesen Krieg zurückdenke - was ich sehr ungern tue, fallen mir tausende kleiner Einzelheiten ein, aber kein zusammenhängendes Bild. Ich war bis zur Einnahme von Caen durch die Alliierten Kradfahrer im Kradschützenzug der Aufklärungsabteilung 12. Wenn wir in den Einsatz fuhren, kannte der Gruppenführer, der im bzw. auf dem Beiwagen der ersten Maschine fuhr und sein Stellvertreter, der zur vierten Maschine gehörte, den Befehl, wir mussten uns nur bemühen hinterher zu fahren. Das war ja kein Stellungskrieg wie im ersten Weltkrieg, wo die Gegner sich auf kurze Distanz gegenüberstanden; hier beherrschten fast ausschließlich Panzerdivisionen oder mobile Panzergrenadiere das Geschehen und es entwickelten sich ständig Schlachten, die mal zu unseren Gunsten ausgingen oder uns zum Rückzug zwangen.

Die Aufklärungsabteilung war für die Feindaufklärung verantwortlich und dazu sollten die leicht gepanzerten Spähwagen dienen, in diesem Fall hatten wir diese Fahrzeuge vor direkten Angriffen zu schützen. In den meisten Fällen aber fuhren wir Kradschützen meist allein gegen Ende der Nacht zwischen oder hinter die feindlichen Linien, entweder um die Lage zu erkunden oder um mindestens einen Gefangenen zu machen. Dann wurden die Maschinen gut getarnt abgestellt und es ging zu Fuß weiter. Für mich und jeden anderen Fahrer bedeutete das: in jeder Hand zwei (verdammt schwere) Munitionskästen, den Karabiner und zusätzlich zwei MG Ersatzläufe auf dem Rücken und den verdammten Spaten hinten am Gürtel und vorne ein paar Eierhandgranaten. Und dann in aller Hast freies Gelände überwinden, über den Boden robben, immer wieder hinschmeißen, in Deckung gehen und wieder vorwärts springen. War man erst mal entdeckt worden, musste

---

[68] Nach Gespräch vom 17. 5. 012 und angelehnt an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Fronteinsatz Sommer 1944 und nach Gesamtergänzungen durch Gero vom 6. 9. 012.

unsere Schusskraft helfen. Immerhin besaßen wir je Gruppe zwei MG 42, die uns meistens den Rückzug ermöglichten.

Dass die Verluste groß sein würden, war uns immer bewusst. Wenn wir endlich irgend wann abends zur Ruhe kamen, wussten wir, dass wir am nächsten Abend mit höchster Wahrscheinlichkeit nicht mehr alle dabei sein würden. Ich kann von mir aus sagen, dass ich mir eigentlich keine Gedanken darüber gemacht habe. Und ich denke, die anderen Kameraden auch nicht. Das war Schicksal und man konnte es ja nicht beeinflussen. Das heißt nicht, dass man keine Angst gehabt hätte. Für mich habe ich festgestellt, dass ich vorher immer sehr aufgeregt war und sehr ruhig und gelassen wurde, wenn es richtig los ging. Die meisten Ängste bereiteten mir immer die Artillerie und die Fliegerangriffe. Das war besonders der Fall, als wir auf offenem Feld stundenlang von Schiffsgeschützen beschossen wurden. Dabei fiel nicht nur unser erster Divisionskommandeur, die meisten unserer Spähwagen wurden zerstört."

Bei der Schlacht um Caen hatte die SS-Division Hitlerjugend riesige Verluste gehabt. Es gab keine Kradschützenzüge mehr, weil nur 5 Maschinen übrig geblieben waren. Eine davon hatte noch Rolf fahrbereit. Die übrig gebliebenen Kradfahrer wurden dann als Kradmelder bei verschiedenen Einheiten eingesetzt. Statt der Motorräder bekam der Rest des Kradschützenzuges dann VW-Kübelwagen mit zuklappbarem Verdeck. Immer wenn die ehemaligen Kradschützen im strömenden Regen in einem Wald in Deckung warteten, krochen auch die noch fahrbereiten Kradfahrer mit in die Kübelwagen, in denen es trocken und schön warm war.[69]

Gero berichtet weiter: „In Caen hatten wir nur noch fünf Kräder; der Kradschützenzug war aufgelöst und ich wurde als Kradmelder eingeteilt, weil ich noch ein Krad hatte. Eine Woche lang fuhr ich den Ordonnanzoffizier; den Verbindungsoffizier der Aufklärungsabteilung zur Division. Hier wurde ich Zeuge, wie unser neuer Divisionskommandeur Meyer sich mit seinem Vorgesetzten dem Kommandeur des 1. SS Panzercorps Sepp Dietrich stritt. Ich habe mir die Worte gemerkt, als er wutentbrannt schrie, "es ist doch Wahnsinn eine Panzerdivision eine Stadt verteidigen zu lassen!" Sepp Dietrich gab dann auch den Befehl zum Rückzug, wie man heute nachlesen kann.

Mit diesem Ordonnanzoffizier war ich auch auf der Höhe 112 und zwar kurz nach der zweiten Wiedereroberung. Der Divisionskommandeur der 10. SS Panzerdivision Frundsberg zeigte dem Ordonnanzoffizier, den ich dorthin gefahren hatte, die in drei Reihen aufgereihten Toten. Ich konnte das Ende der Reihe nicht sehen."[70]

---

[69] Nach Mail vom 5. 9. 012 von Gero

[70] Nach Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012. zu Höhe 112 (nach Wikipedia):
Höhe 112 ist ein Hügel der sich südwestlich von Caen erstreckt. Südlich des Hügels 112 liegt das Ornetal, im Norden gelegen wiederum befindet sich der Odon. Zu den Füßen des Hill 112 liegt im Norden die kleine Ortschaft Baron-sur-Odon, südwestlich die Ortschaft Esquay-Notre-Dame und Evrecy. Von dem Hügel 112 aus hat man eine ausgezeichnete Sicht über das Gebiet der Orne, dem Odon und Caen. Während den Kämpfen in der Normandie hieß es daher unter den Gegnern "Wer Höhe 112 hält, der hält die Normandie". Diese wichtige strategische Lage führte dazu dass es um den Hügel zu erbitterten Kämpfen in den Tagen nach der Invasion kommen sollte. Die Kämpfe in dem Gebiet sollten am 25. Juni 1944 im Rahmen der Operation Epsom beginnen. Ein heftiges Artilleriefeuer von Boden- und Seeseite aus ging auf die deutschen Stellungen nieder. Unter starken Regenfällen folgte dann der Vormarsch der alliierten Truppen. Die 15. schottische Infantry Division wurde dabei in schwere Kämpfe mit der deutschen 12. SS-Panzerdivision "HJ" verwickelt und musste schwere Verluste hinnehmen. Es gelang dennoch den Odon bei Tourmauville am 26. Juni zu überqueren, Baron-sur-Odon wurde am 27. Juni befreit. Damit stand der Weg offen die Angriffe auf den Hill 112 zu erweitern und bis nach Maltot vorzudringen. Am 28. Juni begannen die Kämpfe um Hill 112, die 11. britische Panzerdivision versuchte von Baron-sur-Odon zum Hügel zu stoßen. Das schwere Abwehrfeuer der deutschen aus den Wäldern bei Esquay-Notre-Dame und zu Füßen des Hill 112 führte den Angreifern schwere Verluste zu. Den Alliierten gelang es dennoch den Hill 112 zu erreichen. In den Wäldern oberhalb des Hügels sollte es allerdings zu heftigen Gefechten mit Teilen der deutschen SS-Verbände kommen, die in den Wäldern Stellung bezogen hatten. Die 29. Panzerbrigade setzte sich dennoch am Hill 112 fest. Alleine durch die Kämpfe am 28. Juni

Mitte August 1944, gut zwei Monate nach der Landung der westlichen Alliierten an der normannischen Küste, wurde Rolfs Division mit der gesamten 7. Armee von alliierten Truppen bei Falaise eingeschlossen. Wie es ihm gelang, aus diesem Kessel zu entkommen, kann Rolf Gehrke bis heute nicht genau nachvollziehen: „Ich bin nur mitgefahren mit meiner Kiste." Jedenfalls gelang es seiner Einheit, der Aufklärungsabteilung 12 der SS-Division "Hitlerjugend", den Kessel zu durchbrechen und sich hinter die Seine zurück zuziehen.

In dieser Zeit verließ ihn allmählich, aber immer noch nicht endgültig, seine unbedingte Siegesgewissheit, denn er hoffte immer noch, durch den Einsatz der Atombombe oder der von der NS-Propaganda versprochenen Wunderwaffen bis zuletzt auf eine entscheidende Kriegswende und den „Endsieg".

Erst mit dem zeitlichen Abstand von Jahrzehnten und durch die Lektüre von Literatur über den Zweiten Weltkrieg begann Rolf Gehrke seine eigenen Einsätze im Rahmen der „Division Hitlerjugend" zu verstehen. Damals stand er als junger Soldat mitten im aktuellen Kampf, bekam Befehle und führte sie aus, wobei ihm Sinn und Zweck in den seltensten Fällen klar waren: „Man ist da so ein Rädchen." Dabei war der Tod stets präsent, denn alle wussten abends, dass sie am nächsten Abend wieder einige weniger sein würden. Umgekehrt wurde das Töten zum Alltag. „In dieser Situation, wenn es überall knallt und rumst, denkt man nicht nach, da ist für das Denken kein Platz, keine Zeit."

Gero berichtet über diese Zeit der Kämpfe und über den Ausbruch aus dem Kessel: „Wie wir in den Kessel von Argentan - Trun - Falaise kamen weiß ich nicht. Ich kann nur nachlesen was geschrieben steht. Ich habe auch nicht die geringste Ahnung, wie und wo wir aus dem Kessel herausgekommen sind. Jedenfalls gelang der stark dezimierten Aufklärungsabteilung der Ausbruch. Ich weiß nur, dass wir eine ganze Nacht mit unseren

---

verloren die Angreifer ca. 40 Panzer am Hill 112. In den Tagen nach dem 28. Juni schlossen sich die 2., 9. und 10. SS-Panzerdivision zusammen um auf einer Front von Cheux bis Gavrus anzugreifen und beteiligten sich so von diesem Zeitpunkt an ebenfalls an den Kämpfen um Hill 112. So wurden die Alliierten bereits am 29. Juni wieder von der Höhe 112 vertrieben die nun durch die 2. SS-Panzerdivision wieder genommen wurde. Am 10. Juli sollte dann die 43. Wessex Division erneut den Hügel im Rahmen der Operation Jupiter nehmen. Im Bereich des Hügels lag zu dieser Zeit die 10. SS-Panzerdivision. Im Bereich Maltot lag die 1. SS-Panzerdivision und Teile der 12. SS-Panzerdivision "HJ". Unter schweren Luft- und Artillerieangriffen gelang es der 10. SS-Panzerdivision im Verbund mit weiteren SS-Verbänden die Position am Hill 112 durch Gegenangriffe und Abwehrkämpfe zu halten, die Alliierten gelangten jedoch auf den Bergkamm und setzten sich dort fest. Gleichzeitig zu den Kämpfen am Hill 112 griffen die Alliierten Maltot in nord-östlicher Richtung an. Maltot wurde dabei von Einheiten der 12. SS Panzerdivision und der 1. SS-Panzerdivision gehalten und bei den Angriffen schwer umkämpft. Maltot wurde kurzweilig von den Alliierten gegen 10:00 Uhr genommen, jedoch gleich wieder verloren. Ein erneuter Angriff auf Maltot schlug unter dem schweren Abwehrfeuer der Deutschen fehl. Im Bereich des Hill 112 formierten sich die Verbände der 1. 9. und 10. SS-Divisionen noch am 10. Juli bereits zu einem Gegenangriff der für den 11. Juli angesetzt war. Der Hill 112 sollte dann am 11. Juli wieder von den alliierten Truppen geräumt werden, die sich in das Gebiet nord-westlich zurückzogen. Die Höhe 112 galt nach den Kämpfen des 10. und 11. Juli 1944 als Niemandsland, gezeichnet von den schweren Artillerie- und Bombenangriffen der Kämpfe, alle wichtigen Ortschaften im Umland waren besetzt worden. Der Hügel bildetet dabei eine Art Grenzwall zwischen zwei kämpfenden Truppen. Die Alliierten verloren bei der Operation Jupiter in den ersten Stunden fast 2000 Männer, durch die Gegenangriffe der deutschen Verbände endete die Operation Jupiter bereits am 11. Juli wieder. Die Gefechte um Maltot sollten noch bis zum 23. Juli andauern nachdem die Alliierten erneut am 22. Juli gegen Maltot anstürmten. Die Kämpfe um den Hill 112 sollten über einen Monat andauern und zahlreiche Menschenleben kosten, die Höhe sollte mehrere Male den Besitzer wechseln. Erst am 4. August sollte die Höhe 112 von den alliierten Verbänden teilweise genommen werden, nachdem sich die Frontlinie in westliche Richtung verschoben hatte und die deutschen Truppen sich in diesem Gebiet zurück-zogen. Die Kämpfe rund um die Höhe sollten allerdings nicht vor dem 12. August als für beendet gelten. Ca. 7.000 alliierte Soldaten sollten bei den Kämpfen um die Höhe 112 ihr Leben verlieren. Heute erinnern auf der Höhe 112 einige Denkmäler zu Ehren der Angreifer an die Ereignisse der damaligen Kämpfe. Beeindruckend ist ebenfalls der Panzer Typ "Churchill" der heute ebenfalls ein Denkmal darstellt. Nahe den Denkmälern befindet sich heute der Friedenswald. Er wurde an der Stelle neu angepflanzt an dem damals der Wald durch die Kämpfe völlig vernichtet wurde.

Fahrzeugen unterwegs waren, dass man im Gefechtslärm nicht erkennen konnte, wo eigentlich die Front war und dass ich öfter den Eindruck hatte, hier war ich doch heute schon mal. Ich jedenfalls fuhr mit meinem Beiwagenkrad hinter dem markstückgroßen Rücklicht eines VW Kübelwagens her. Es regnete mal wieder und die Nacht war tiefschwarz. Wenn wir an einer Stelle hielten - wahrscheinlich weil vorne niemand wusste wie es weiter geht - legte ich meine Beine sofort auf den Lenker und den Kopf mit dem Stahlhelm auf den von einer Decke erhöhten hinteren Sattel und schlief immer sofort ein. Wach wurde ich dann, weil hinten jemand ungeduldig hupte. Einmal waren die hinter mir wohl auch eingeschlafen und so bemerkten wir erst nach einiger Zeit, dass niemand mehr vor uns war. Wir stochten dann wie verrückt durch die Nacht, die Augen so weit wie möglich aufgerissen, um ja nicht das kleine Rücklicht zu übersehen, das da auftauchen musste. Dabei hatten wir Kradfahrer ja immer noch bessere Sicht als die in den Panzerwagen mit den schmalen Sehschlitzen. Ich kann mich an meine Genugtuung erinnern, als das Knallen und Donnern der Geschütze allmählich nachließ.

Man kann sagen, dass in diesem Kessel die 7. und die Hälfte der 5. Armee vernichtet wurden. Danach gab es keine zusammenhängende Front mehr. Die aus dem Kessel Entkommenen hatten fast alle Panzer und schweren Waffen verloren; viel irrten führer - und befehlslos herum. So wurden von entschlossenen Offiziere Kampfgruppen gebildet, deren Zusammensetzung sich jederzeit ändern konnte. In diesem Zusammenhang erhielt ich den Befehl mich mit meinem Krad in einer Ortschaft (Namen weiß ich nicht mehr) der dortigen Fallschirmjägereinheit als Kradmelder zur Verfügung zu stellen. Ich fuhr also los und kam auch in dem Ort an. Der Ort war stark bombardiert worden und nur wenige Häuser standen noch. Kein Mensch war zu sehen. Ich hatte schon erwogen wieder zurückzufahren, als ich meine Maschine ausschaltete und dann Gesang hörte. Da war eine Kneipe fast vollständig stehen geblieben und in ihr hockte der Rest einer Kompanie - vielleicht dreißig Mann - an Tischen, hatten sich die im Keller reichlich vorhandenen Rotweinflaschen zur Brust genommen und sangen fröhlich. Ich erkannte den Dienstgrad eines Oberleutnants, riss die Hacken zusammen und meldete mich als Kradmelder, so, wie ich es gelernt hatte. Er winkte ab und sagte "Komm, lass den Quatsch, mach es dir bequem und trink mit!"

In den nächsten Tag machten wir Spähtrupps um herauszufinden, wo der Feind überhaupt war. Normal war meine Maschine für drei Personen gedacht. Der Beiwagen war bis oben hin voll. Da war ein Kanister mit Sprit verstaut, vier Kästen MG Munition, ein luftdichter Patronenkasten (in der ich meine Verpflegung die man hin und wieder ergattern konnte verwahrte) Zeltbahn, zwei Decken, ein Kopfkissen, das ich mal am Wegesrand fand, Spaten natürlich und verschiedene Ersatzteile. Und natürlich die Gasmaske, die allgemein und natürlich auch von mir als Zigarettendose genutzt wurde. Die Gasmaske selbst lag unten irgendwo bei dem Krempel .Das ganze war mit einer wasserdichten Decke abgespannt, so dass es also keinen Platz zum sitzen gab. Jetzt hockten ein paar Mann auf dem Beiwagen mit.

Die Fallschirmjäger hatten großen Spaß mit mir durch die Gegend zu kutschieren. Einen Feind fanden wir nicht. Man hörte nur das weit entfernte andauernde Artilleriefeuer. Zu dieser Zeit waren die Kämpfe im Kessel noch nicht beendet und die Alliierten hatten noch gar keine Zeit hinter uns her zu eilen.

Nach drei Tagen musste ich zu meiner Einheit zurück. Der Rückzug hinter die Seine war befohlen, wo eine neue Verteidigungslinie aufgebaut werden sollte. Die Fallschirmjäger taten mir leid, weil ich nun einfach Richtung Seine fahren konnte und sie mussten sehen, wie sie zu Fuß zurückkamen.

Um allen Versprengten und Resten, die noch aus dem Kessel kamen den Rückzug zu ermöglichen mussten wir eine provisorische Verteidigungslinie aufbauen. Wir waren vielleicht noch an die hundert Mann und der Wald war riesengroß. Jeder von uns dachte, wie sollen wir hier einen Feind aufhalten?

Etwa zwanzig Kilometer zurück befand sich in einem großen Gebäude der Divisionsgefechtsstand. Ich musste mehrmals mit irgendwelchen Befehlen dort hin fahren und es war mir jedes Mal etwas mulmig, wenn ich in den schweigenden, dunklen Wald zurückfuhr. Nur ganz aus der Ferne hörte man den Kanonendonner. Bei meinem letzten Auftrag im Gefechtstand bekam ich mit, dass in einem Keller bis unter die Decke Kästen mit Calvados gelagert waren. Es gelang mir eine Kiste zu fechten und hörte dabei, wie jemand sagte: "Was machen wir mit den anderen? Wir haben doch gar keinen Platz dafür?" Dieser Satz prägte sich mir ein.

Wir verbrachten im strömenden Regen die Nacht in diesem Wald. Am frühen Morgen schickte mich der Obersturmführer (Oberleutnant) noch einmal zurück zum Gefechtsstand mit der Bitte uns zurückziehen zu dürfen, da wir weder rechts noch links Anschluss an andere Einheiten hätten.

Als ich dort ankam, war der Gefechtsstand leer, alle hatten sich schon abgesetzt. Mir fielen die Kästen im Keller ein und das, was ich gehört hatte. Ich stellte die Maschine ab und ging nachsehen. Es war zwar eine Menge Zeug übrig geblieben, aber keine einzige Flasche Schnaps.

Dann sprang die Maschine nicht mehr an. Ich holte Hilfe auf einem Bauernhof. Der Bauer war mit seiner Familie nicht geflohen und kam mit seinen halbstarken Sohn mit. Ich hatte ihnen eine Flasche Calvados versprochen und sie schoben wie die Weltmeister, aber das Ding sprang nicht an. Also schoben sie mich in ihre Scheune und ich hatte Gelegenheit zu zeigen, was ich in München bei BMW gelernt hatte. Es war alles voll Wasser gelaufen, der Tank allerdings nicht. Ich habe den Vergaser ausgebaut und alle notwendigen Teile getrocknet und gesäubert. Als ich dann fertig war und die Maschine endlich wieder ansprang, sagte der Bauer, das Essen sei fertig und ich solle doch mit essen. Das ließ ich mir nicht entgehen und zum Abschied schenkte ich ihnen noch eine zweite Flasche Calvados.

Diesmal kam mir der Wald noch gruseliger vor, es war weit und breit kein Mensch zu sehen. Auch die letzten Verteidiger hatten sich abgesetzt, als ich nicht zeitig zurückkam. Einerseits fast in Panik, andrerseits froh hier wegzukommen, fuhr ich auf die Hauptstraße und in Richtung Paris. Unterwegs überholte ich den Werferzug der Aufklärungsabteilung.

So nannte man damals die Raketenwerfer. Eines Tages mussten sechs SPW (Schützenpanzerwagen) zur Umrüstung abgegeben werden und kamen nach ein paar Tagen zurück. Da waren an beiden Seiten 3 viereckige Stahlplatten angebracht worden. Mit einer Skala versehen konnte man die grobe Richtung angeben. Die Granaten wurden zusammen mit den Holzkästen an den Halterungen der Stahlplatten befestigt und konnten dann elektrisch gezündet werden. Mit einem großen Feuerstrahl und einem fürchterlichen Geheul machten sich dann die 6 Granaten auf die Reise. Ich habe mehrmals die Wirkung gesehen und war erschüttert. Beliebt aber waren die Werfer nicht. Wo sie erschienen wurde ihnen zugerufen: "Haut bloß ab!" Durch die elektrische Zündung konnten sie sehr schnell geortet werden, deswegen verschwanden sie nach dem Abschuss schnellstens, während die in der Stellung Zurückbleibenden nur Minuten später die Reaktion des Gegners aushalten mussten.

Ich schloss mich dem Werferzug an und die machten in einem lang gezogenen, beiderseits der Straße gelegenen Dorf Rast. Ich war froh, dass ich für kurze Zeit meine nassen Klamotten ausziehen und am Herd trocknen konnte. Die Werfer hatten einen gefangenen

englischen Flieger bei sich. Er war abgeschossen worden und sie hatten ihn aufgegriffen. Sie hätten ihn natürlich abliefern müssen, aber wo in diesem ganzen Chaos? So fuhr er also mit und er trank auch ganz ordentlich den heißen Rotwein. Als wir uns dann wieder auf den Weg machten, war der Tommy ganz entzückt von meiner R 75 und bat, bei mir auf dem Rücksitz mitfahren zu dürfen. Er saß also hinter mir und wir machten uns auf zur Seine.

Kurz vor der Brücke erlebten wir gerade wieder einen Jabo Angriff. Auf und an der Brücke war die Hölle los. Alle versuchten möglichst schnell hinüber zu kommen oder im Wald Schutz zu finden, während unsere Flakbatterien einen Höllenlärm machten und wohl auch angreifenden Maschinen vertrieben. Beim Bemühen im Wald Deckung zu finden hatten sich etliche Panzer in dem morastigen Boden festgefahren und mussten mit Stahlseilen herausgezogen werden. Der Brücke selbst hatte der Angriff nichts getan. Die Angreifer hatten wegen des starken Flakfeuers ihre Bomben nicht gezielt abwerfen können, so dass sie die Brücke nicht trafen und waren wohl hauptsächlich wegen der starken Vierlingsflak schnell wieder verschwunden.

Jetzt waren wir an der Reihe und wir fuhren auf die Brücke. Mitten auf der Brücke steht unser Ordonnanzoffizier. Er war schon mal nicht begeistert dass ich den Tommy hinten auf dem Krad hatte und meinte wohl, ich habe mich eigenwillig abgesetzt. Meine Einheit sei noch vorne und decke den Rückzug, und ich solle machen, dass ich dahin komme. Er gab mir einen Ort an, wo angeblich die Einheit stehen sollte. Und während die Werfer weiterfuhren, kehrte ich wieder um". Musste ich armes Schwein wieder umkehren, meinte Gero zu diesem Befehl.

3.5. Gefangennahme und Gefangenschaft in Frankreich[71]

Es kam nun aber alles anders als geplant: Seinem Fahrzeug ging der Treibstoff aus und Rolf war derart müde, dass er sich in einem verlassenen Gehöft ein Lager für die Nacht suchte. Gero erzählt über die Tage danach: „

Immer wieder kamen mir einzelne Grüppchen zu Fuß oder mit Fahrzeugen entgegen, aber niemand fuhr in meine Richtung. In dem angegebenen Dorf war mein Haufen nicht zu sehen, wohl aber sechs Fallschirmjäger die aus einem Haus kamen. Ich fragte sie ob sie jemand von der 12. gesehen hätten, was sie verneinten, aber da drin hätten sie noch reichlich Verpflegung übergelassen. Es regnete immer noch und ich war schon halb aufgeweicht. Da ich wusste, dass die Alliierten noch mindestens 50 km entfernt waren, beschloss ich, nachdem ich mich satt gegessen hatte, hier zu übernachten. Im Nebenhaus wohnten noch Franzosen und an das Haus angebaut war so etwas wie ein Schuppen. Ich ließ mir von den Eigentümern den Schlüssel geben und schloss meine Maschine ein. Den Schlüssel nahm ich mit, zog mich bis auf die Unterhose aus und legte mich mit meinem Gewehr ins Bett. Ich schlief tief und fest. Am nächsten Morgen erinnerte ich mich daran, dass ich gestern an der Hauswand wunderbare Birnen gesehen hatte und beschloss, mir ein oder zwei davon zu holen. Beim Birnenpflücken standen sie mit deutschen Maschinenpistolen hinter mir.

Sie dirigierten mich an die Wand, ich stand mit dem Rücken zu ihnen vor der Wand und über der Abwasser-Rinne. Es ist wirklich wahr: ich war ganz ruhig. Und ich dachte, "hier in dieser Rinne ist also das Ende."

Da kamen die Frauen. Ich hatte überhaupt nicht damit gerechnet, dass es noch so viele Einwohner gab, das müssen jetzt alle Frauen des Dorfes um mich herum gewesen sein. Sie

---

[71] Nachfolgend angelehnt an die Darstellung in www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Gefangenschaft, an die Mail von Gero vom 22. 7. 012 und nach den direkten Einfügungen von Gero in den Korrekturband I vom 8. 8. 012 und besonders nach den Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012

umringten mich, riefen "la guerre est finie" und trösteten mich. Unter den aufmerksamen Blicken der Männer musste ich mich anziehen und ich sorgte dafür, dass die Tarnjacke, die wir immer trugen, die Kragenspiegel mit dem SS Zeichen verdeckten."

„Die Franzosen haben Sprit besorgt, dann musste ich mit 6 oder 7 Mann auf dem Rücksitz und Beiwagen zum nächsten größerem Ort fahren, wobei sie wegen der Flugzeuge über mir die Fahne mit dem Lothringer Kreuz schwenkten."[72]

„So fuhr ich diesmal mit Franzosen nicht zum Spähtrupp sondern in die Gefangenschaft. Meine Bewacher schwenkten die Fahne mit dem Lothringer Kreuz, dem Zeichen De Gaules. Es waren ja immer noch die Jabos (Jagdbomber) in der Luft und denen bereitete es eine besondere Freude auch einzelne Motorräder zu jagen. Ich sah einmal auf einem Feld eine 175er Maschine, die in Brand geschossen war. Der Fahrer hatte noch vergeblich versucht in den Wald zu entkommen. Aber jetzt sollte De Gaules Fahne mich und meine Bewacher schützen.

Wir kamen in die damals noch ziemlich kleine Ortschaft Louviers. Da rückten gerade die Briten ein, alle Franzosen waren auf den Straßen und dem großen Marktplatz. Wir quetschten uns hindurch und es war gut, dass ich noch immer den Stahlhelm auf hatte. Meine Begleiter versuchten zwar mich zu schützen, aber ich bekam doch so manchen Schlag auf den Kopf mit. Aber eben nur auf den Stahlhelm und der war einiges gewohnt. Direkt am Marktplatz war die Gendarmerie, wo die Männer mich ablieferten. Auf dem Platz schnitt man gerade den Mädchen und Frauen. die sich mit Deutschen abgegeben hatten, die Haare ab, und einer stand auf dem Rand des Brunnens und ballerte mit einer Pistole in die Luft. Ob er sich Gehör verschaffen oder sich amüsieren wollte, weiß ich nicht.

Ich wurde auf dem Revier abgeliefert. Ich musste erst meine Taschen ausleeren, dann sollte ich die Jacke ausziehen. Ich trug ja noch meine Tarnjacke und hatte die Kragenspiegel mit den SS Zeichen darunter versteckt. Aber die Tarnjacken konnte man nur über den Kopf ausziehen und so konnte ich nicht beide loswerden. Wenn der Polizist Ahnung gehabt hätte, hätte er ohnehin gewusst, dass ich zur Waffen SS gehörte, denn unsere Tarnfarben waren völlig anders als die der Wehrmacht oder auch der Luftwaffe. Jetzt sah er die SS Runen, das war schon schlimm genug, aber dann auch noch den Ärmelstreifen "Adolf Hitler". Erst trampelte er auf dem Rock herum und murmelte etwas wie 'Hitler kaputt', dann erst durchsuchte er die Taschen.

Schließlich brachte er mich in den Keller, wo die Arrestzellen waren. Ich sah noch, dass auf der ersten Tür rechts mit Kreide "Austria" geschrieben stand und auf der nächsten "Tschech". (Ich lernte, dass es kaum noch Deutsche in der Armee gab, die Österreicher waren die ersten Opfer des Krieges, die überzeugten Sudetendeutschen waren plötzlich Tschechen.)

An der Zellentür links war ein SS Zeichen aufgemalt, Der Raum enthielt vier Betten und ein Gleichaltriger war bisher der einzige Insasse. Als der Franzose die Tür von außen verschlossen hatte, fragte er mich. "Ob sie uns heute noch erschießen?" Ich war hingegen der Meinung, dass wir jetzt, in staatlichen Händen in Sicherheit seien. Im Laufe des Tages kamen noch zwei SS Männer dazu. Dort verbrachten wir drei ganze Tage und Nächte. Morgens brachte man uns eine große Kanne mit Ersatzkaffee (den wir natürlich gewohnt waren) und abends ein Kochgeschirr mit einer dünnen, wässerigen Suppe. (Woher sollten sie in diesen Tagen des absoluten Chaos auch etwas anderes zu essen besorgen? Sie konnten ja kaum ihre Bevölkerung versorgen.)

---

[72] Nach Mail von Gero vom 5. 9. 012

Wir alle vier hatten ja Karl May gelesen und wussten, wie man sich befreit. Am ersten Tag kam der Posten stets nur mit gezogener Waffe in unsere Zelle, dann ließ er sie schon stecken und am dritten Tag traute er uns, faul auf dem Bett liegenden, wohl keine gefährlichen Taten mehr zu. Einer würde auf dem hintersten Bett gekrümmt liegen, sich den Bauch halten und entsetzlich stöhnen und jammern. Wir wollten ihn dann entwaffnen und einsperren und uns irgendwie durchschlagen. Ob wir diesen Plan tatsächlich ausgeführt hätten, erfuhren wir zum Glück nie, denn am vierten Morgen öffnete sich die Tür und ein britischer Sergeant erschien, der uns mit den Worten begrüßte "come on boys". Sie holten alle Gefangenen ab und wir marschierten durch Louviers.

Es war interessant, dass die leichten Mädchen, die uns immer zugerufen hatten "SS Rabatz!" jetzt mit der flachen Hand das Zeichen für Halsabschneiden machten und "Bosch" riefen. (Es war bei der Waffen SS üblich, dass wenn der Befehl "Wegtreten" kam, der ganze Haufen mit dem lauten Ruf "Rabatz" auf dem Absatz kehrt machte und wegrannte. Das war schon in Berlin bei der Ausbildung so und dass war auch hier in Frankreich.) (Bosch stammte als Schimpfwort für Deutsche schon aus dem ersten Weltkrieg.)

Wir marschierten aus der Stadt heraus bis rechts am Wegesrand eine kleine Wiese war. Wenig später kam ein Armeelastwagen und lud ein paar Säcke ab. Ich weiß nicht mehr wie viele es waren. In ihnen waren die uns abgenommen Sachen. Die Franzosen hatten also nichts für sich behalten, sondern es nur aufbewahrt. Der Sergeant kippte alles auf einen Haufen und fragte auf Englisch, wem dies gehöre. Jedes noch so popelige Teil gehörte mindestens einem Dutzend. Der Sergeant war sichtlich so angewidert wie ich und warf das Zeug einfach in die Menge, wo sie sich darum balgen konnten. Ich habe nicht versucht irgendetwas wieder zu bekommen. Aber was hatte ich schon wertvolles? Ein Taschentuch, einen Kamm uns vielleicht noch ein wenig Besatzungsgeld, das jetzt wahrscheinlich sowieso nichts mehr wert war. Viel interessanter und besser waren die Kekse, die die Briten an uns in ziemlichen Mengen verteilten.

Mit dem LKW ging es dann in ein provisorisches Lager. Am Tor wurden wir mit dem schönen Spruch empfangen "schmeißt alles weg, kriegt alles neu!" In dem Lager gab es noch nichts, nur in einer Ecke hatte man eine Grube mit einem "Donnerbalken" eingerichtet. Am Abend fing es an zu regnen. Die in der Armee üblichen Zeltbahnen, die manche noch gerettet hatten, hatte man am Tor abgenommen, so dass es keinerlei Regenschutz gab. Aber ein paar wenige hatten doch tatsächlich ihre Zeltbahn durchgeschmuggelt. Jetzt standen zehn, zwölf Mann unter einer Zeltbahn. Ich versuchte auch mein Glück, aber da ich nur außen stehen konnte lief mir noch das auf der Zeltplan sich sammelnde Wasser in den Kragen. Da gab ich es auf und legte mich einfach in den Schlamm zum Schlafen. Im Einschlafen hörte ich noch wie Gefangene, die es vorzogen hin und her zu laufen sagten, "guck dir mal den an; der liegt mitten in der Pfütze".
Am nächsten Tag kam dann die Sonne durch und die Augusthitze wurde zur Plage. Es gab kein Wasser! Da kamen die Briten mit einem Wasserwagen, der hinten natürlich keinen normalen Wasserkran hatte, sondern einen großen Ausguss, der mit einem Hebel geöffnet wurde. Sie stellten den Anhänger mit dem Wasser in die Mitte des Lagers stellten vielleicht ein Dutzend Blechtassen dazu und gingen. Eine Riesenmenge Verdurstender stürzte sich auf den Hänger. Das meiste Wasser floss auf den Boden. Im Lager gab es etwa 60 Männer aus verschiedenen SS Divisionen. Es waren natürlich auch Unteroffiziersränge dabei, aber sie mussten uns nicht extra sagen, dass wir das Spektakel nicht mitmachen sollten, das war uns allen zuwider. Obwohl wir natürlich auch Durst hatten. Wir hockten sowieso immer dicht beisammen und so saßen wir da in einem Karree und sahen dem Treiben zu. Aber auch die Briten hatten das beobachtet und wenig später kamen sie mit sieben Kanistern Wasser nur für uns.

Dann war der letzte Widerstand im Kessel erloschen und unser Auftritt kam. Es wurden Gruppen von zehn Mann gebildet, wir bekamen Spaten und Schaufeln und Kanister mit Diesel. Dann wurden wir in den Kessel gekarrt um unsere Toten zu begraben und um die toten Kühe und Pferde mit Hilfe des Diesels zu verbrennen.

Die Toten und die Tierkadaver hatten teilweise schon zehn bis vierzehn Tage im Regen, aber vor allem in der Augusthitze gelegen. Über der ganzen Gegen lag ein bestialischer Gestank. Im Anfang konnten wir gar nichts essen, später haben wir mitten zwischen den Leichen unsere Kekse gegessen. Kekse waren unser Hauptnahrungsmittel, es gab kaum etwas anderes. Jede Gruppe zog mit einem britischen Soldaten los. Der saß meist ein Stück abseits von unserem Arbeitsplatz und rauchte gegen den Gestank an. Wir bekamen öfter am Tage auch eine Zigarette von ihm ab. Franzosen, die ebenfalls schnurren wollten, hatten bei keinem der Briten Glück. Meist richteten sie den Lauf ihrer MP auf ihn und sagten ihm, er solle verschwinden. Der Grund war wohl der, dass es auf dem Schlachtfeld Leichenfledderer gab, die den Toten die Finger abschnitten um an die Ringe zu kommen und oft fanden wir Leichen denen die Taschen aufgeschnitten waren, weil man sie auf normalem Wege nicht mehr aufbekam. Ich hatte ja vorher schon reichlich Tote gesehen und begraben, aber hier, das war etwas ganz anderes. Bei den ersten sechs Toten, die wir fanden war ich reichlich irritiert. Seit wann hatten wir Neger in der Armee? Da wusste ich noch nicht, wie sich ein Leichnam verändert. Ich will nicht schildern, wie ein Toter sich weiter verändert, wenn er noch länger liegt. Wir gruben 14 Tage lang jeden Tag etwa 100 Leichen ein. Und jeder der anderen etwa hundert Gruppen auch.

Einmal mussten wir einen kleinen Ort an einer wichtigen Durchgangsstraße säubern. Die Panzer waren aufeinander gefahren, aus einer Luke ragte der Oberkörper des Panzerfahrers hervor; weiter kam er nicht, als die Jabos ihn erwischten. Aus Russland hatte man tatsächlich eine große Menge Panje-Pferde hier her geschleppt, weil man mit ihnen die Munition auch von den Fliegern ungesehen durch die Wälder transportieren konnte. Hier waren sie zwischen die eingekesselten Kolonnen gekommen, waren in ihrer Panik, mitsamt den von ihnen gezogenen Karren auf die Panzer oder die schweren Geschütze auf Selbstfahrlafetten gesprungen und verendet. Die Straßen waren völlig verstopft, nebeneinander, übereinander hatten sich Panzer, Kanonen, Pferde und Soldaten verkeilt. Als ich dieses Bild sah, musste ich an ein anderes Bild denken. Nach dem Polenfeldzug zeigte man Bilder, wie die polnische Armee ineinander verkeilt dem Angriff deutscher Flugzeuge und deutscher Artillerie ausgeliefert war und darunter stand der Satz "Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen!" Wie sehr traf das jetzt auf uns zu!"[73]

Damit war der Krieg für Rolf Gehrke beendet und er wurde von einem „tieftraurigen" Gefühl erfasst. „Da war nichts Heldenhaftes dran, nichts Schönes". Erst viel später erkannte Gero, dass die Gefangenschaft für ihn ein großes Glück bedeutete, denn fast alle anderen SS-Kameraden aus seiner Einheit kamen entweder im Rahmen der Ardennen-Offensive oder bei Kämpfen am Plattensee ums Leben.

4. Die Zeit der Gefangenschaft und der inneren Öffnung in England[74]

Noch 1944 wurde Gero zuerst in ein Lager in Süd-England Lager mit Zelten und dann mit Wellblech-Hütten verlegt. In jeder Hütte wohnten oder besser hausten jeweils 50 Mann zusammen. Abends sahen sie oft die V1 oder V2 über sich hinweg nach London fliegen.

Gero berichtet über diese Verlegung nach England genauer:[75]

---

[73] Nach Gesamtergänzungen vom 6. 9. 012

[74] Nachfolgend in Anlehnung an das Interview am 17. 5. 012, an die Ergänzungs-Mail von Gero vom 22. 7. 012, 8. 8. 012, 16. 8. 012 und an www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teile: Gefangenschaft und Politische Umerziehung.

„Eines Tages ging es in Güterwagen nach Le Havre und dort auf einen leeren amerikanischen Frachter. Er hatte wohl Nachschub an die Front gebracht. Es war ein riesiger Hohlraum, in dem wir paar Hundert Gefangene gar nicht auffielen. Die Deckplatten waren noch vom vorherigen Entladen entfernt und wir sahen zehn oder mehr meterhohe Wände und den klaren Sternenhimmel. Zwischendurch durften wir gruppenweise an Deck.

Die Amerikaner konnten alles gebrauchen. Am liebsten natürlich Orden und Ehrenzeichen, ganz gleich ob das ein EK 1 war oder ein Gefrierfleisch-Orden vom Winterfeldzug in Russland. Oder auch die Kragenspiegel, die Armbänder mit den Namen der Division oder des Regiments. Ich hatte den Ärmelstreifen Adolf Hitler behalten dürfen, wie alle, die von der Leibstandarte zur 12. Hitlerjugend-Division kamen. Ich hätte den Namen Hitlerjugend auch auf keinen Fall tragen wollen. Und hier auf dem Schiff brachte der Ärmelstreifen mit dem Namen Hitlers bedeutend mehr als das der HJ Division. Für alles gab es einen Preis, der in Zigaretten oder in Keksen ausgezahlt wurde. Auch mein Koppel mit der Aufschrift "Meine Ehre heißt Treue" wurde gern genommen. Ich brauchte ihn ohnehin nicht mehr, er war sowieso nur Zier.

Wir landeten in Porthmouth und marschierten zum Bahnhof. Die Passanten nahmen kaum Notiz von uns; sie kannten das wohl schon zu gut. Ich hatte den Eindruck, dass wir durch das Rotlichtviertel latschten. Mir fiel nämlich eine ziemlich korpulente Dame auf, die im Türrahmen angelehnt stand und eine dicke Zigarre im Mund hatte. Das hatte ich bisher noch nie gesehen.

Unser Staunen war sehr groß, als wir den für uns bereitstehenden Zug betraten. Alle Sitzplätze waren gepolstert. Bei uns gab es ja noch drei Klassen (In der Kaiserzeit hatte es sogar vier gegeben. Die vierte Klasse war für Reisende mit Gepäck und hatte nur wenige Holzbänke. In ihr wurde ja auch alles mögliche Vieh vom Markt in der Großstadt aufs Land gebracht und umgekehrt.) Die dritte Klasse hatte nicht nur die Holzbänke, ich hatte immer den Eindruck, dass man sie besonders unbequem angefertigt hatte. Eine Reise zum Beispiel von Essen nach Schneidemühl mit umsteigen in Berlin war schon eine gewaltige Strapaze und wurde nur noch übertroffen von einer Reise von Barcelona nach Algeciras während der Franco Zeit. Und hier in Großbritannien transportierte man uns „Verrufene" wie die Fürsten.

4. 1. Die Lagerzeit in Birmingham

In Birmingham hatten wir zunächst Zelte mit Strohlager. Die Briten hatten wohl nicht damit gerechnet, dass plötzlich so viele Gefangene kommen würden. Wir wohnten immer zu zehnt in einem Zelt. Fünf Zelte jeweils gehörten zusammen.
Hier machten wir zum ersten Mal mit einer britischen Eigenart Bekanntschaft, über die wir uns oft genug geärgert haben. Es gab, wie gesagt, alle Verpflegung immer für 50 Mann. Das waren dann zum Beispiel fünf Weißbrote, ein viertel Pfund Butter (geschätzt), drei verschiedene Sorten englischer Wurst, jeweils ein Stückchen, das jeder ohne Mühe allein hätte essen können. Das Gleiche war mit dem Käse der Fall. Der größte Witz war die eine Kaffeebohne, die jeder bekam. Das war jedes Mal ein gewaltiger Akt, das Zeug so zu teilen, dass sich keiner überfordert fühlte.

Täglich gab es abends eine recht gute Eintopfsuppe, immer in 50-Liter Kesseln. Der Kessel wurde dann zwischen die fünf Zelte gestellt und täglich durfte ein anderes Zelt das Essen ausgeben. Nun gab es in allen Lagern in Britannien - und ich schätze auch in ihrer eigenen Arme - Töpfe für einen Liter Inhalt ohne Henkel. Das hatte den Vorteil, dass man sie zwar ineinander stellen konnte, aber die fehlenden Henkel machten sie weniger geeignet um eine heiße Suppe zu transportieren. Die Schöpfkelle bestand ebenfalls aus einem Töpfchen. Man hatte einen Stiel angenietet und konnte damit gut ausschenken. Die 1-Liter-Töpfe

[75] Mail von Gero vom 16. 8. 012 und Gesamteinfügungen vom 6. 9. 012

wurden natürlich nicht bis an den Rand vollgemacht und so blieb immer ein kleiner Rest im 50-Liter-Kessel übrig, der von den Insassen des ausgebenden Zeltes gegessen werden durfte. Ich muss gestehen, dass ich es war, der die Idee hatte, diese Kelle ein wenig nach innen einzubeulen, wenn wir das Essen ausgaben. Es blieb dann ein etwas größerer Rest übrig. Nach dem Essen und Spülen, wurde die Kelle sorgfältig wieder ausgebeult, natürlich noch weiter nach außen, als sie zuvor war. Ich hatte aber bald den Eindruck, dass das inzwischen jede Gruppe machte

Außer der Tatsache, dass wir nachts extra aus den Zelten krochen, wenn einer gesehen hatte, wie die V1 und die V2 hoch am Himmel über uns hinweg flogen, passierte nichts Aufregendes. Irgendwann wurden wir in ein anderes, neu angelegtes Lager, ebenfalls in Birmingham verlegt. Da hatte man Nissenhütten aufgestellt.[76]

In jeder waren 50 Doppelstockbetten. Wenn ich mich recht erinnere, standen zehn Hütten in einer Reihe mit einem geringen Abstand nebeneinander. Die Hütten waren umzäunt von einem 5 Meter hohen Drahtzaun und es gab fünf solcher Reihen. Jede war extra umzäunt. Außer der aufreibenden Tätigkeit des Verpflegungsteilens gab es nichts zu tun, nur noch den Latrinendienst, um den sich natürlich keiner riss. In einigen Hütten wurden Waagen gebastelt, damit niemand mehr sagen konnte, er sei übervorteilt worden.

Hin und wieder kamen auch englische Offiziere in die Lager und die mussten natürlich gegrüßt werden. Nun war nach dem Attentat auf Hitler in der Wolfsschanze von Himmler angeordnet worden, dass auch die deutsche Wehrmacht mit der erhobenen Hand zu grüßen hatte. Als die ersten beiden Gefangenen im Lager englischen Offiziere mit der erhobenen Hand grüßten, wurden sie sofort in die Arrestzelle gesperrt. Und nun lernte ich zwei Dinge ganz neu. Wir deutsche Gefangenen hatten nach der Haager Landkriegsordnung eine Schutzmacht. Das war Schweden und die Schweden erschienen tatsächlich hin und wieder und hatten von dem Ärger mit dem Grüßen gehört. Sie veranlassten, dass die Beiden sofort aus dem Arrest entlassen werden mussten.

Die zweite Überraschung bestand darin, dass es zwischen den Krieg führenden Staaten ein Abkommen über die Versorgung der gegenseitigen Kriegsgefangenen gab. So bezahlte Großbritannien für seine Soldaten, die in Deutschland gefangen waren, um sie z.B. mit Rauchwaren zu versorgen. Genau so hatte der deutsche Staat Geld an England überwiesen. Als Deutschland nun kapituliert hatte, hörte das natürlich auf. Aber es war wohl noch Geld übrig geblieben und so bekamen wir zu unserer großen Überraschung jeder eine große Anzahl von Zigaretten, Zigarren und Kautabak. Zunächst machte ich mich über die Zigaretten her, dann über die Zigarren. Zuletzt wurde der Kautabak gewaschen und mit Todesverachtung geraucht. Für mich war das Überraschendste, dass man einfach nicht aufhören konnte zu rauchen. Hätte man sich die Rauchwaren eingeteilt, wäre man wer weiß wie lange damit ausgekommen. Aber kaum war die eine ausgeraucht, wurde die nächste angezündet. Die Sucht steigerte sich, je mehr man ihr frönte. Wir hatten in der ganzen Zeit vorher ja nicht eine Zigarette bekommen und plötzlich gab es sie im Überfluss.

Nicht lange, dann musste man eben darben. Natürlich gab es Kippensammler, aber da war immer die Voraussetzung, dass ein englischer Wachposten eine Kippe weggeworfen hatte. Und es ist ja auch nicht jedermann Sache, möglichst noch vor dem Tommy am Boden herum zu kriechen.

---

[76] Nissenhütte (engl. Nissenhut) ist die Bezeichnung für eine im Ersten Weltkrieg für die britische Armee von dem kanadischen Ingenieur Peter Norman Nissen entwickelte Wellblechhütte in Fertigteilbauweise mit halbrundem Dach und 40 m² Grundfläche.

Schlimmer waren aber diejenigen, die sich nicht scheuten in den Kübeln der Offiziersmesse nach Essenresten zu wühlen. Da hatte sich ein Herr Studienrat besonders hervorgetan. Ich sah mehrmals aus einer Tonne nicht viel mehr als seine Schuhe hervorragen. In britischer Gefangenschaft ist niemand verhungert und niemand an Unterernährung erkrankt. Natürlich hatten wir immer Kohldampf, aber wir dachten auch an nichts anderes.

Noch eine kleine Erinnerung. Wichtig waren Zigarettenspitzen, damit man die Zigaretten bis zum letzten Zug rauchen konnte. Findige Burschen bastelten Zigarettenspitzen aus den Stielen von Zahnbürsten. Die waren leicht zu bekommen. Man meldete sich einfach und behauptete, man habe seine Zahnbürste verloren. Dann bekam man eine neue. Aber irgendwann bemerkten die zuständigen Verwalter den merkwürdigen Run auf Zahnbürsten. Aber bis dahin es hatte eigentlich jeder eine Zigarettenspitze.

An einem späten Abend wurden wir mitsamt unserem wenigen Hab und Gut und unseren Matratzen zum Appell gerufen. Das Lager war von britischen Soldaten dicht umstellt und wir standen ihnen die halbe Nacht gegenüber. Es wurde gezählt und gezählt und die Hallen wurden durchsucht, ohne dass wir etwas von einem Erfolg bemerkten. Irgendwann schickte man uns einfach wieder ins Bett. Es wurde später von einem groß angelegten Ausbruchsversuch erzählt, aber niemand wusste Genaueres."

In diesem Lager erlebte Gero auch die deutsche Kapitulation Anfang Mai 1945. Das war damals für den Neunzehnjährigen Rolf eine schwere Erschütterung: „Erstmal war da nur ein großes, schwarzes Loch, denn wir hatten immer gedacht, wir könnten doch noch gewinnen… Da waren wir erstmal von den Socken, da waren wir erstmal fertig gebügelt."

In der britischen Gefangenschaft wurden nach dem Kriegsende die deutschen Gefangenen allmählich über die Verbrechen des NS-Regimes aufgeklärt, so wie sie stückweise bekannt wurden. Rolf und die meisten Mitgefangenen hielten das zunächst für Feindpropaganda. „Also, ich hab erst sehr spät dran geglaubt." Als Gero letztlich doch die bittere Wahrheit erkennen und akzeptieren musste, war das für ihn „absolut niederschmetternd", gerade weil die NS-Propaganda für den Heranwachsenden immer wieder glaubhaft behauptet hatte, die Menschenwürde zu verteidigen.

Zugleich begannen die Briten mit Befragungen und Tests, um die politische Einstellung der Inhaftierten festzustellen, inwieweit sie also noch nationalsozialistisch dachten bzw. ob sie im Dritten Reich nur Mitläufer gewesen waren.

Gero machte diesbezüglich in seiner Unbekümmertheit und Ehrlichkeit Antwort-Fehler und seine SS-Zugehörigkeit erschwerte dabei seine Stellung zusätzlich. So verblieb er in der Kategorie Nationalsozialist (C4) und wurde nicht entlassen, wie viele andere deutsche Kriegsgefangene, sondern blieb insgesamt viereinhalb Jahre in englischer Gefangenschaft und zwar in Cambridge, Birmingham und hauptsächlich Nord-Schottland.

Denn die meisten SS-Gefangenen, darunter auch Rolf Gehrke, wurden als „absolute Nazis" eingestuft und mit einem „C+" klassifiziert, der gefährlichsten Stufe auf der internen Skala der Alliierten, deren Verhängung die Verschickung in ein Lager in Watten bei Wick in Nord-Schottland zur Folge hatte, wo die Gefangenen aber gut behandelt und, den Umständen entsprechend (auch in Großbritannien waren die Lebensmittel äußerst knapp), relativ gut verpflegt wurden.

Sehr anschaulich berichtet Rolf Gehrke aus dieser Zeit der Gefangenschaft in Mittelengland (Birmingham) und dann in Schottland:[77]

---

[77] Mail von Rolf Gehrke vom 25. 8. 2012 an Helmut Wurm

„Während die gefangenen deutschen Offiziere in besonderen Lagern untergebracht waren, gehörten die Unteroffiziere zu unserem Lager. Zwar waren nun alle Dienstgrade aufgehoben, aber eine gewisse Hierarchie bestand doch noch.

Obwohl von geschickten Händen Skatkarten angefertigt und überall wie besessen gespielt wurde, herrschte eine furchtbare Langeweile. Übrigens lernte ich dort das Skat-Spielen. Die Bayern aber bestanden auf ihrem "Schafkopf". Wenn nicht Karten gespielt wurde und es keine Essenszeit war, lagen wir auf den Betten und dösten vor uns hin.

Mir gefiel das wenig. Es wäre aber ungeheuer vermessen gewesen, wenn ein Rottenführer versucht hätte, dort irgendeine Aktion zu starten. Aber ich hatte schon einige Ideen, die ich einem Oberscharführer aus der Division „Das Reich" aufschwätzen wollte. Normal verkehrte ein Oberscharführer (Feldwebel) ja nicht mit einem Rottenführer (Obergefreiter), aber er hatte mal von Russland erzählt und ich hatte ihm Löcher in den Bauch gefragt. Er hatte an vielen Fronten in Russland einen Zug geführt und hatte viel zu oft gesehen, wie die jungen Reservisten voller Idealismus und Tatendrang in den Tod stürmten. Ich selbst hatte ja auch erlebt, wie die jungen Fähnriche, die als Gymnasiasten und HJ-Führer selbstverständlich für die Offizierslaufbahn vorgesehen waren, direkt von der Kriegsschule kommend, ohne jede Kriegserfahrung, sich mit ihrem Zug um die haarsträubendsten und gefährlichsten Spähtruppaufgaben bewarben um möglichst schnell das Ritterkreuz zu bekommen oder zumindest das EK 1. Wir waren jedenfalls immer froh wenn wir ältere Unteroffiziere mit Russlanderfahrung als Vorgesetzte bekamen.

Dieser besagte Oberscharführer nahm mich dann ernster, als er bemerkte, dass ich so schnell nicht locker ließ. Ein Musiklehrer, mit dem ich mal gesprochen hatte, schwärmte davon, einen Chor aufzubauen. Aber er hatte auch nur einen Mannschaftsdienstgrad und kaum Möglichkeit, das durchzusetzen. Aber als der Oberscharführer sich dafür einsetzte, meldeten sich sofort eine ganze Reihe Sänger.

Neben den Nissenhütten, in denen wir schliefen und den Tag verbrachten, gab es auch eine ebenso große Hütte als Ess-Saal. In ihr konnten wir für Projekte üben. Zeit hatten wir ja jeden Tag, und schon bald veranstalteten wir unseren ersten Vortragsabend und ergänzten die Lieder mit Gedichten, die wir teilweise mit verteilten Rollen vortrugen. Ich traute mich zum Beispiel Schillers Glocke zu rezitieren und ich weiß, wie wir sehr ernsthaft im Chor den Rütlischwur vortrugen. Bald schon bot sich der erste an, der von früheren Reisen nach Ägypten erzählte und dann folgte gleich eine ganze Vortragsreihe mit dem Titel "Obermaat Fromms Seefahrten". Es waren teils sehr lustige, manchmal auch traurig endende Geschichten, die aber immer meisterhaft und nie langweilig erzählt waren. Und es störte dabei niemanden, dass sich da manches doch sehr ungewöhnlich anhörte. Wir registrierten es unter "Seemannsgarn".

Zapfenstreich im Lager war um 22 Uhr, dann ging das Licht aus und nur noch Notleuchten wiesen z.B. den Weg zu den Toiletten. Eines Abends, kurz vor Zapfenstreich, mussten alle Gefangenen in allen Lagern antreten. Nach längerem Warten ertönte dann über die Lautsprecher die Nachricht: "Die deutschen Armeen, zu Lande, zu Wasser und in der Luft haben bedingungslos kapituliert. Damit hängt das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen vom Oberkommando der Alliierten ab!"

Wir schlichen sehr ruhig und sehr traurig ins Bett. Alle Veranstaltungen entfielen fortan und kaum einer traute noch dem anderen.

Das war aber nicht lange der Fall, dann veranstalteten die Briten mit ihren Gefangenen das "größte psychologische Experiment aller Zeiten". Auf Grund von Fragen nahmen sie eine Einstufung der politischen Gesinnung der Gefangenen vor. Die blütenreinen Demokraten,

die behaupteten schon 33 dagegen gewesen zu sein, bekamen eine A-Klassifikation. Mitläufer wurden mit der B-Klassifikation bedacht, Parteianhänger mit C und stramme Nazis mit C+. Niemand wusste, was der andere dem Verhörer erzählte, es fiel nur auf, dass alles erstaunlich schnell ging. Die Verhörer waren keine Soldaten sondern deutsche Emigranten. Einige Kameraden, mit denen ich mich etwas näher angefreundet hatte, erzählten, dass sie nach dem Eintreten stramme Haltung annahmen (wie es von uns britischen Offizieren gegenüber auch verlangt wurde) und den rechten Arm zum Gruß ausstreckten (was natürlich nach der Niederlage verboten war). Darauf erfolgte nur noch ein "Raus!" I

Ich nahm zwar auch stramme Haltung an, grüßte aber gar nicht. Die einzige Frage an mich lautete, "War Hitler ein Schwein?" Wer das nach heutigem Ermessen beurteilt, liegt falsch. Wir wussten zu der Zeit noch nichts von den ungeheuren Verbrechen, die begangen worden waren und noch wurden, wir hatten einen Eid auf Hitler geleistet und viele, viele junge Kameraden waren, wie man so fürchterlich sagte, "für Führer Volk und Vaterland" gefallen. Jetzt sollte ich sagen, dass er ein Schwein war. Das hätte ich nie über meine Lippen gebracht, selbst wenn ich so empfunden hätte. Ich antwortete also nur: "Der Führer war mein Oberbefehlshaber". Damit hatte ich mein C+.

4. 2. Die Lagerzeit in Schottland, Lager 165 Watten/Caithnes.

Dieses Lager lag im Bereich des nördlichsten Zipfels von Schottland, gewissermaßen am Ende von Großbritannien. Von hier war in dieser kargen, steinigen und kalt-windigen Gegend eine Flucht kaum zu erwarten.

Ca. drei Jahre blieb Rolf in Nord-Schottland in britischer Kriegsgefangenschaft, die er rückblickend jedoch nicht als verlorene Zeit einstufte. Im Gegenteil: „Gott sei Dank, alles was ich weiß und was ich kann, das hab ich gelernt da oben in Schottland." Von einigen Schikanen abgesehen, erfuhren die Gefangenen dort eine gute Behandlung: „Auf die Briten lass' ich gar nichts kommen!"

„Es dauerte nicht mehr lange, dann marschierten wir wieder zum Bahnhof. Diesmal war der Zug noch pompöser. Er war mit gepolsterten Drehsesseln bestückt, deren Lehne man zum Schlafen senken konnte. Es lag auch eine weite Reise vor uns. Ich habe nachgesehen. Heute braucht der Zug von Birmingham nach Watten in Schottland 16einhalb Stunden mit dreimaligem Umsteigen, wie lange wir damals fuhren, weiß ich nicht. Jedenfalls mussten wir nicht umsteigen. Auf jeden Fall fuhren wir die ganze Nacht über. Edinburgh verschliefen wir, aber dann donnerten wir über die Brücke, die über den Firth of Forth führt. Wir kamen nach Inverness und dann sahen wir bald eine Landschaft, wie ich sie noch nicht kennen gelernt hatte - Steine, Felsbrocken, Moore, Seen und endlose Weiten. Nur ganz selten tauchte ein einzelnes Steinhaus auf. Und Schafe! Schafe en masse. Nie sahen wir irgend-einen Menschen dabei.

Mit uns fuhren natürlich auch Wachposten. In jedem Waggon einer. Eine ganze Reihe unserer Leute hatten die Realschule oder das Gymnasium besucht und hatten wer weiß wie viele Jahre englisch gehabt. Aber mit den Englischkenntnissen war es dennoch nicht weit her. Denn Englisch war damals einfach eine Fremdsprache wie viele andere auch. Man lernte die Sprache mehr oder weniger gut in der Schule und hatte dann keine Gelegenheit mehr sie zu sprechen. Das hat sich heute im Laufe der Jahre grundlegend geändert, auch Dank der vielen englischsprachigen Schlager.

Im Zug, auf dem Weg in den äußersten Norden Schottlands, wurden die Posten ausgefragt. Das waren aber Schotten und sprachen ihren Dialekt und außerdem waren sie gemeine Soldaten, die meistens auch von nichts Ahnung hatten. Die beiden wichtigen Ergebnisse

dieser Ausfragerei waren: "Wir kommen in eine Arbeitslager! Von da werden die Gefangenen nach Russland eingeschifft!"

An beiden Nachrichten war natürlich etwas dran. Tatsächlich wurden vom Hafen in Wick die Russen, die auf deutscher Seite im Westen gekämpft hatten, an die Sowjetunion ausgeliefert. Vor ein paar Jahren hörte ich im Fernsehen den Bericht eines Kapitäns, der eines der Schiffe kommandiert hatte, das die Gefangenen nach Odessa brachte. Dort wurden die Gefangenen vom Schiff in eine riesige Blechhalle geführt wurden, deren große Tore geschlossen wurden und dann hörte man wenig später ein schier endloses Maschinengewehrfeuer. Aber dieser Bericht stammt aus der Zeit des kalten Krieges.

Wir wurden natürlich nicht ausgeliefert.

Alle Gefangenen waren nach der schon einmal erwähnten Haager Landkriegsordnung verpflichtet zu arbeiten und alle Gefangenen in Großbritannien arbeiteten auch. Da die britischen Soldaten noch in aller Welt im Einsatz waren, herrschte in Großbritannien Arbeitskräftemangel, der durch die PoWs (Prisoner of War) gemildert werden sollte. Das war auch der Grund, dass man den überwiegenden Teil der Gefangenen nicht bei Kriegsende entließ, sondern für sich arbeiten ließ.

Die Leute mit dem C+ waren allerdings zu gefährlich um auf die britische Bevölkerung losgelassen zu werden. Das Lager 165 in Watten /Schottland wurde für uns ausgewählt, weil es äußerst abgelegen lag und eine Flucht von dort äußerst schwierig war.

Der Kommandant des Lagers war schottischer Offizier, der auf Kreta in deutsche Gefangenschaft geraten war. Er muss offenbar gut behandelt worden sein, denn seine Idee war es, dass wir innerhalb des Lagers arbeiten konnten, um Arbeiterverpflegung zu bekommen. Arbeiterverpflegung war schon nicht üppig, aber für Nichtarbeiter gab es noch bedeutend weniger. Das Lager war für uns erweitert worden und wurde immer noch erweitert und da gab es eben auch innerhalb des Lagers Arbeit. Teilweise mussten noch Baracken aufgestellt werden, Wege mussten angelegt und befestigt werden. Und bei unserem Einmarsch vom Bahnhof in das Lager begegneten wir als erstes so einem Arbeitstrupp.

Wie in vorigen Lagern gab es auch hier die riesigen Latrineneimer, die unter den Toilettenlöchern standen und von Zeit zu Zeit entleert werden mussten. Hier dienten sie aber als Transportmittel. Jeweils zwei PoW (Prisoner of War) trugen einen mit Erde gefüllten Eimer von einer Seite des Lagers auf die andere. Sie gingen alle hintereinander in einer längeren Reihe im verlangsamten Trauermarschtritt! Es sah wirklich so aus, als schliefen sie jeden Augenblick ein. Ein Wachposten oder ähnliches war nicht zu sehen und so wussten wir, dass es mit dem Arbeiten hier nicht so schlimm werden würde.

Auch dieses Lager bestand aus Nissenhütten, doch waren sie viel kleiner als die, die wir bisher kennen gelernt hatten. Sie waren alle leicht erhöht auf Betonböden aufgebaut und es führten zwei oder drei Stufen zu den Eingangstüren. (Siehe Band II der Biografie, Bild "Nissenhütten")

Innen standen sich auf jeder Seite 3 Doppelstockbetten, in der Mitte ein schmaler Tisch mit Bänken und tiefer in der Baracke ein Kanonenofen (siehe dazu Band II, Bild "Nissenhütte innen"). Zwei Baracken standen sich mit einem großen Abstand gegenüber und dazwischen verlief die Straße. An jeder Straße gab es, wenn ich mir das richtig ins Gedächtnis rufe, auf jeder Seite zehn Baracken.

Von diesen Straßen gab es vier und dementsprechend viele Baracken. Man konnte also auf diesen Straßen um das ganze Lager herumgehen, oder auch durch die eine Straße aufwärts und die folgende wieder abwärts. Auf diesen Straßen waren nachmittags die Gefangenen unterwegs, wenn sie es nicht vorzogen auf der faulen Haut zu liegen. Verschiedene rannten allein oder zu zweit herum, die meisten in Grüppchen, die einen gemütlich im Rentnerschritt, die anderen wie nervöse Geher.

In der Nähe des Zaunes lag die Küche und die große Ess-Baracke, die sanitären Einrichtungen, zwei leere Baracken, die für Unterrichte und Ähnliches genutzt wurden. und eine große Versammlungshalle, die dann zum Theater umfunktioniert wurde.

Ich weiß nicht mehr, wann geweckt wurde, jedenfalls war es ratsam sich möglichst schnell zu erheben und sich zum Waschen zu begeben, denn der für diese Straße verantwortliche Sergeant tauchte sehr schnell auf und dann gab es immer irgendwelche Repressalien, wie z.B. Toiletteneimer entleeren oder den Ess-Saal fegen und scheuern. Geduscht wurde einmal in der Woche nur auf Kommando und es waren der Reihe nach immer ein oder zwei Baracken dran. Nach dem Waschen hieß es schnell anziehen und Betten bauen!!

Die Preußen waren da ja schon ganz schön penibel, aber diese Briten übertrafen dies bei weitem. Hier musste auch die Matratze zweimal gefaltet werden und erstklassige Kanten aufweisen. Wie oft hat der Kerl meine mühevolle Arbeit wieder eingerissen. Dann musste die Stube gereinigt werden, auch das Innere des Kanonenofens wurde überprüft! Mitten im kalten Winter musste der Ofen pikobello sauber sein und die Ofentür ebenso geöffnet wie die Hüttentür. Die Baracke sollte so richtig durchkälten.

Dann kam der Zählappell. Angetreten wurde in drei Reihen in der vorderen Lagerstraße. Zuerst zählten mindestens drei Briten aus den unteren Rängen nacheinander und verglichen dann ihre Zahlen. Es ist sicherlich nie vorgekommen, dass die Zahlen beim ersten Mal übereinstimmten. Es war uns immer ein großes Rätsel, dass es so schwer sein sollte, die etwa tausend stillstehenden Männer zu zählen. Dann kam der Kommandant und schritt auch noch mal die Front ab. Aber wenn er gezählt haben sollte, so zählte er stets richtig - ich denke, er verließ sich auf seine Leute.

Der Kommandant war ein anständiger Kerl und wir verdankten ihm nicht nur die Arbeitsverpflegung, er schützte uns auch sonst ein paar Mal. Das ändert aber nichts daran, dass er Schotte war und im Schottenrock erschien. Das ist an sich ja nicht schlimm, aber er hatte Beinchen wie Kinderarme, war dabei aber nicht klein. Wir mussten sehr an uns halten um nicht zu lachen, wenn er die Front abschritt. Manchmal erschien er in einer maßgeschneiderten langen Hose, das sah noch verrückter aus.

Wenn diese Tortur, manchmal unter schneidendem Nordwind, vorüber war, erhielt jede Baracke ihren Arbeitsauftrag. Anschließend marschierten wir endlich zur Essenausgabe. Es gab morgens einen Liter Porridge, das heißt, fast einen Liter, ganz voll waren diese Blechtöpfe ohne Henkel ja nie. Man hätte sie auch kaum transportieren können. Man versuchte möglichst langsam zu essen, damit man im Winter noch etwas länger in der warmen Baracke bleiben konnte.

Die einzige Arbeit, die es gab bestand darin, dass noch ein paar Wege oder Straßen angelegt werden mussten. Da war ein Gewimmel! Wir standen uns gegenseitig im Weg. Das änderte sich, als wir zwei Sportplätze bauten. Da hatten wir eine ganze Weile zu tun.

Eines Tages kippten ein paar LKWs gespaltetes Brennholz dicht hinter das Tor. Das muss man gesehen haben, wie da ein paar hundert Mann mit vorgestreckten Armen vier oder fünf Scheite durch das Lager ans andere Ende transportierten und andere daraus dann

übermannshohe runde Holzstapel errichteten. Jedenfalls hatten wir Arbeit und für den ganzen Winter Heizmaterial.

Eine Geschichte ist mir unvergesslich geblieben. Ein Gefangener war ein junger Bursche aus Ostrhauderfeen in Ostfriesland, ein echter Germane, blond und blauäugig. Aber er war nicht der schnellste und so konnte man befürchten, dass er bei diesem Transport jeden Augenblick einschlafen könnte. Da diese "Arbeit" fast den ganzen Tag dauerte, passierte es, dass der schottische Kommandant zusammen mit dem deutschen Lagerleiter bei ihrem täglichen gemeinsamen Rundgang durch das Lager auch an der Trägerkolonne vorbeikam. Diesmal blieb der Schotte bei unserem Germanen stehen und fragte den deutschen Lagerleiter "Kann ein Mensch eigentlich noch langsamer gehen?" Der Deutsche entschuldigte den Ostfriesen, er sei sonst ein fleißiger Arbeiter, aber heute habe er etwas Fieber.

Ein Jahr später traute man uns schon etwas mehr und wir fuhren mit LKWs raus in die Berge zum Torfstechen. Das war eigentlich eine schwere Arbeit, aber wir ließen uns viel Zeit und genossen die "Freiheit" in der Natur. Ich jedenfalls habe mich immer gemeldet und kam auch ein paar Mal dran.

Irgendwann gab es außer den täglichen Verrichtungen keine Arbeit mehr. Daraufhin verfügte der Kommandant, dass Sport auch Arbeit sei! Bald gab es acht Fußballvereine mit phantasievollen Namen und fünf Handballclubs. Das war natürlich noch Feldhandball. Gespielt wurde merkwürdiger Weise nur sonntags. Allerdings vormittags und nachmittags. Unsere größte Sorge war immer, dass das Wetter uns keinen Strich durch die Rechnung machte und die Plätze so aufweichte, dass an ein Spielen nicht mehr zu denken war. Ich weiß nicht, ob die damals verkündete Wetterregel zutreffend war. Jedenfalls hatte jemand gesagt "Wie der Freitag sich neigt, so der Sonntag sich zeigt!" Am Freitagabend guckte immer wieder ein anderer aus der Tür, ob denn der Regen endlich aufhöre und das schöne Sonntagswetter begänne. Ich weiß, dass es einmal sechs Wochen lang regnete.

Nach der Morgenarbeit gab es dann irgendwann Mittagessen. Die Köche bemühten sich redlich, etwas Schmackhaftes auf den Tisch zu bringen. Das war nicht ganz einfach, denn die Briten waren ja während des ganzen Krieges sehr stark von der glücklichen Ankunft der Geleitzüge abhängig, was unsere U Boote ja zu verhindern suchten. Und so schnell konnte sich die Wirtschaft ja auch nicht erholen. Ich habe keine Ahnung, wie viele Gefangene in Großbritannien waren, aber es sollen etwas über drei Millionen gewesen sein. Das war sicherlich nicht leicht, die alle zu versorgen. Aber niemand hat wirklich gehungert oder ist an Unterernährung krank geworden, aber Kohldampf hatten wir immer. Dumm war, dass wir nur diesen einen Topf hatten. Wenn es Gemüse und eine Soße gab, konnte man die zusammenschütten, aber es gab ja auch noch Pellkartoffeln. Dann hieß es "Kartoffeln in die Mütze". Es gab natürlich auch Leute, die die Kartoffeln mit der Schale aßen, die hatten keine Schwierigkeiten.

Ein Gedanke taucht bei mir auf, den ich selbst nicht beantworten kann - hatten wie alle eigentlich noch Mützen? Als ich in Gefangenschaft geriet, hatte ich natürlich den Stahlhelm auf und keine Mütze. Außerdem trugen wir einfachen Soldaten keine Mützen, sondern Käppis. Dennoch ist mir der Spruch "Kartoffeln in die Mütze" noch absolut geläufig. Möglicherweise bekamen wir von den Briten eine Kopfbedeckung. Denn wenn die feldgraue Uniform aufgetragen und löcherig wurde, bekamen wir original britische Uniformen, aus denen man auf dem Rücken und auf den Oberschenkeln große Vierecke ausgeschnitten und mit dem gleichen Stoff in anderer Farbe ersetzt hatte. Irgendwann hatten alle nur noch diese Klamotten.

Eines Tages mussten wir uns im Speisesaal versammeln und man zeigte uns kommentarlos einen Film aus einem KZ nach dessen Befreiung. Man zeigte uns die Leichenberge, die Verbrennungsöfen, die Baracken und die fast verhungerten Überlebenden. Es war Totenstille im Saal. Die Diskussionen begannen erst in den Baracken. Konnte das die Wahrheit sein oder war das ein Propagandafilm aus Hollywood? Wir konnten es einfach nicht glauben, dass Deutsche so etwas fertig gebracht haben sollen. Und ich muss gestehen, dass ich lange Zeit zweifelte. Aber es wurden uns mehrere solcher Filme gezeigt und wenn wir, wie ich, es langsam als Wahrheit erkannten, sagten wir uns, dass es unentschuldbare Ausnahmen seien, von denen der Führer nichts wusste. Wir waren schon arg verblendet, muss ich heute gestehen.

Sie schickten uns auch Leute, die uns Vorträge halten sollten: über die Verbrechen des dritten Reiches, aber auch über das Wesen einer Demokratie. Leider waren diese Leute der deutschen Sprache nicht ausreichend mächtig oder sie waren unbedarfte, unerfahrene Redner. Ich kann mich noch sehr gut an den armen Kerl erinnern, der uns erklären wollte, was Propaganda, was Reklame bewirken kann (das Wort Werbung war damals noch völlig unüblich). Er begann bei seiner Erklärung mit dem Satz, "Wenn ich zum Beispiel ein Fass Bier in diese Halle rollen würde…". Da war es aus. "Fang an zu rollen! Bier her!" und dergleichen wurde hundertstimmig geschrieen. Er konnte nicht weiterreden und brach seinen Vortrag ab. Diese ganzen Vorträge haben meiner Meinung nach nichts gebracht. Irgendwann haben auch die Briten das eingesehen.

Mittlerweile gab es ein richtiges Theater. Harry Wendt, ein Berliner Schauspieler, hatte die Initiative ergriffen und so wurde von den Gefangenen die große Nissenhütte zum Theater umgebaut. Instrumente wurden zum Teil gebastelt, zum Teil mit Genehmigung des Kommandanten angekauft. Es gab schließlich ein ansprechendes Orchester, das teilweise für die Bühnenstücke eingesetzt wurde, aber auch richtige Konzerte gab. Anfangs waren es nur bekannte Bühnenstücke, die Harry Wendt aus seiner Erinnerung einstudierte, später erfand er selbst lustige aber auch spannende Sketche und schließlich wurden es pompöse Ausstattungsrevuen mit tollen Kulissen und prachtvollen Kostümen. Selbst die Frauen- und Mädchenrollen konnten hervorragend besetzt werden. Durch die große Bühne mit dem Orchestergraben und den notwendigen Raum hinter der Bühne waren nicht so viele Sitzplätze vorhanden, wie man gewünscht hätte und so wurden Eintrittskarten ausgegeben, die möglichst gerecht verteilt wurden und um die es immer wieder Streit gab.

Durch einen Kameraden bekam ich den Posten als Kulissenschieber. Nun war die große Untätigkeit vorbei. Da auch das Reglement im Lager sich gelockert hatte, verbrachte ich die meiste Zeit im Theater. Die Kulissen mussten je jedes Mal neu angefertigt werden und ich beteiligte mich an ihrem Bemalen. Auch der Kulissenwechsel sollte möglichst schnell über die Bühne gehen und das musste deswegen auch geübt werden. Abends waren dann die Vorstellungen. Später wurde der Platz eines Beleuchters frei und ich bekam ihn. Das war ein gewaltiger Aufstieg, denn ein Beleuchter hat ja eine viel wichtigere Rolle als ein Kulissenschieber.

Von irgendwoher kam ein "richtiger" Schauspieler, der schon an großen Bühnen gespielt hatte. Er beschloss "Dantons Tod" von Büchner einzustudieren. Auch ich sollte eine kleine Nebenrolle bekommen. Sie erstreckte sich auf "viel Volk auf der Bühne" und auf den Ausruf: "Er hat ein Taschentuch; er ist ein Aristokrat, hängt ihn auf!" Zum Schluss wurde dann die Marseillaise gesungen und ich kann sie heute noch fast ganz singen. Aber für diese Auftritte mussten alle erst sprechen lernen. Es begann die Übung mit dem Stammelkorken, die angeblicher jeder Schauspieler absolvieren muss. Mit dem Korken im Mund mussten wir den Spruch aufsagen "Onkel Otto konnte ohne Onanie nie leben!"
Das Drama ist auch tatsächlich aufgeführt worden.

Das Leben im Lager wurde zum großen Teil von einem Dolmetscheroffizier überwacht und gestaltet. Das wurde irgendwann Herr Siegfried Steinfeld. Er war ursprünglich Deutscher, hatte in Spanien gegen Franco gekämpft und war überzeugter Kommunist. Er war äußerst stark von Gefühlsschwankungen befallen, mal war er kumpelhaft, mal kehrte er den Deutschenhasser heraus. Als erstes versuchte er uns die Arbeitsverpflegung zu streichen, da es ja keine Arbeit mehr gab. Der Kommandant stellte sich dagegen und erklärte, auch den Sport für Arbeit und ging davon aus, dass alle in irgendeiner Form Sport trieben. Dann ließ sich Siegfried Steinfeld immer wieder andere kleine Schikanen einfallen. Beliebt war er nur bei Wenigen, die um ihn herumscharwenzelten.

Irgendwann ab 1946 entließen die Amerikaner ihre Kriegsgefangenen, denen sie verkündeten, sie kämen nach Hause. Der glücklichere Teil davon landete dann in Großbritannien, andere in Frankreich, Jugoslawien und der Tschechoslowakei. Ein Teil von ihnen traf auch bei uns ein, zum größten Teil U-Bootleute. Sie schimpften fürchterlich, aber irgendwann wurden sie Siegfried Steinfelds Lieblinge. "Meine Seebären", sagte er immer.

Das änderte sich am 16. Oktober 1946. Wir normalen Gefangenen ahnten und wussten von nichts. Als wir zum Mittagessen in die Esshalle kamen herrschte Totenstille, während es sonst immer sehr laut zuging. An einem Querbalken hing eine Reichskriegsflagge mit Trauerflor und aus dem Lautsprecher ertönte die 5. Symphonie von Beethoven, die Schicksalssymphonie. Leise verbreitete sich die Nachricht, dass heute die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg gehängt wurden. Dann standen wir bis weit nach Mitternacht auf dem Lagerplatz mit all unserem Klüngel, einschließlich Matratze. Die Reichskriegsflagge wurde gesucht und nicht gefunden. Irgendwann gab Siegfried Steinfeld auf und wir konnten schlafen.

Nach und nach sickerte durch, dass diese Flagge von einem U-Boot stammte und aus dem USA mitgebracht worden war. Das erfuhr auch der Dolmetscheroffizier und er schikanierte nun seine Seebären, wo er konnte, obwohl er ihnen ja nichts nachweisen konnte. Aber irgendwann drehte er sich selbst einen Strick. Er hielt einen Vortrag und verlas das kommunistische Manifest. Diesmal beschwerte sich der deutsche Lagerleiter, dass die Gefangenen von ihm kommunistisch indoktriniert würden. Da musste er das Lager verlassen und wir bekamen einen neuen Dolmetscheroffizier, der diesmal kein ehemaliger Deutscher und kein Emigrant war, sondern Brite. Ein Fallschirmjäger, der über Jugoslawien abgesprungen und als Verbindungsoffizier zu Tito eingesetzt gewesen war. Er sprach sehr gut deutsch und wir hörten ihm gerne zu.

An der schwarzen Tafel im Lager wurden immer mal wieder Vorlesungen angeboten. So hörte ich zum Beispiel beide Bände von Trygve Gulbranssen "Das Erbe von Björndal" und "Ewig rauschen die Wälder" von einem großen Könner wunderbar vorgetragen. Praktisch ein lebendiges Hörbuch. Außerdem gab es Sprachkurse in allen möglichen Sprachen, Vorträge und Fortbildungsmöglichkeiten in verschiedenen Berufen. So auch in Elektrotechnik, den ich ebenso besuchte wie einen Graphologie-Kurs. Außerdem lernte ich Noten zu lesen.

Eines Tages las ich, dass Literaturinteressierte gesucht wurden. Das interessierte mich sehr und ich ging hin. Der Veranstalter war Wilhelm U. [78] Wir lasen Shakespeare, und da wir nur

---

[78] Anmerkung von Gero zu Wilhelm U.: Im Lager Wiltonpark wurden so genannte Multiplikatoren ausgebildet, die dann in die Lager geschickt wurden. Ich habe seit langem die Vermutung, dass Wilhelm U. dazu gehörte. (Er ist leider schon verstorben) Das würde nämlich die Tatsache erklären, dass wir für unseren Kreis "Mein Kampf" den "Mythos des zwanzigsten Jahrhundert" von Rosenberg und später auch "Das Kapital" von Marx für unsere Studien bekamen. Das ändert nichts an meiner Hochachtung für Wilhelm.

ein Exemplar hatten, lasen wir mit verteilten Rollen. Das machten wir auch ein paar Mal und es machte auch Spaß.

Durch Shakespeare stellten wie fest, dass unser Wissen über die englische Geschichte äußerst gering war und dass man das ändern sollte. Hier zeigte sich schon der spätere Beruf von Wilhelm, der mit Leib und Seele Pädagoge war und später dann auch Lehrer an einem Gymnasium wurde, wo er es bis zum Schulleiter brachte.

Aus diesem Geschichtsunterricht wurde tatsächlich ein intensiver schulischer Nachhilfekurs. Ich habe davon sehr profitiert. Ich kann sagen alles, was ich heute so weiß, hat seinen Ursprung in Watten, Schottland und mein Dank gilt dem leider schon verstorbenen Wilhelm.

Jedenfalls waren wir bald im Lager 165 ein kleiner Kreis von 12 Interessierten, der sich nun regelmäßig traf und bald auch zu einem Freundeskreis wurde, der die Gefangenschaft und Jahrzehnte danach überdauerte.

Eines Tages im Jahr 1947 beschlossen die Briten zu prüfen wer von den unter 25Jährigen vom seinem C+ auf C- zurückgestuft und in ein Umerziehungs-, ein "Reedukation" Lager geschickt werden konnte. [79] Natürlich wussten wir von diesen Plänen nichts und wunderten uns nur, dass eines Tages wieder ein paar "Meinungsforscher" erschienen. Ich wurde gefragt, ob Deutschland den Krieg angezettelt habe. Ich wollte das so nicht wahrhaben und wollte erklären, dass es viele Ursachen gegeben habe. Aber das wollte der Herr gar nicht wissen und ich war damit unverbesserlich und behielt mein C+. Das erfuhr ich allerdings erst, als alle meine Freunde und auch alle Angehörigen unseres Kreises einige Tage danach packen mussten und das Lager verließen. Da war meine Enttäuschung groß und mein einziger Trost war wieder das Theater.
Allerdings dauerte es nicht lange, dann sollten alle, die unter 25 Jahren waren, umerzogen werden und ich reiste mit einigen anderen „B"-Begnadigten" meinen Freunden ins Lager Radwinter in Essex nach."

4. 3. Die Lagerzeit in Radwinter, Essex

Radwinter ist ein Dorf südöstlich von Cambridge. Hier begann für Gero eine sehr fruchtbare Zeit der inneren Öffnung und der kritischen Analyse des Nationalsozialismus.

In dem Lager bildeten sich bald verschiedene intellektuelle Arbeitskreise, denen sich auch Rolf anschloss. Er gehörte einmal einem Arbeitskreis von Gefangenen an, der sich intensiv

---

[79] Re-Education: Allgemein politische Umerziehung, im engeren Sinn demokratische Schulung deutscher Gefangener v.a. in Großbritannien. In keinem anderen Land war die Reeducation so erfolgreich; Grundlage war das so genannte Screening (Aussieben), die politische Einstufung der Gefangenen u.a. im Wege der Befragung, was schon 1944 einsetzte, als man politisch unbelastete deutsche Soldaten für Arbeiten außerhalb der Lager suchte. Mit Hilfe der auf den Prisoner of War Index Cards (Kennkarten) festgehaltenen Einstufungen begann die Arbeit der Umerzieher (Training Advisors). Sie hatten die politische "Farbe" des Lagerinsassen festzustellen (A = weiß, B = grau, C = schwarz) sowie Möglichkeiten für die Reeducationarbeit vorzuschlagen und diese zu organisieren. Als Mittel der Reeducation kamen z.B. Vorträge, Arbeitsgemeinschaften, Filme und Rundfunk in **Frage. Zur Intensivierung der Arbeit wurden Training Centers in Wilton Park (Buckinghamshire),** Lager 300, und in Radwinter bei Saffron Walden (Essex), Lager 180, eingerichtet. Die Training Advisors erhielten im Lauf der Zeit weitere Aufgaben, z.B. Berichterstattung über die Verhältnisse in den Lagern, Lösung von Problemen bei der Entlassung, Verbesserung der Beziehungen zwischen Gefangenen und Zivilbevölkerung. Die Reeducationarbeit wurde im Juli 47 eingestellt. Ihr Erfolg wird verschiedentlich damit abgewertet, dass viele Gefangene sich beim Screening und der späteren Demokratisierungsarbeit verstellt haben dürften, zumal eine gewisse Einstufung Vorteile brachte (z.B. vorzeitige Entlassung der A-Kategorie). Im Hinblick auf die Verhältnisse in den Lagern - inbesondere die anhaltenden Spannungen zwischen fanatischen Hitleranhängern und Gegnern des Nationalsozialismus - war jedoch eine Verstellung schlecht möglich.
(http://www.lexikon-zweiter-weltkrieg.de/Reeducation)
Siehe dazu auch: http://de.wikipedia.org/wiki/Reeducation

weiter bilden und auch das Phänomen Nationalsozialismus geistig aufarbeiten wollte. Die meist jungen Gefangenen wurden von einem Dolmetscher-Offizier mit Lektüren versorgt. Diese Gruppe las intensiv (also oft mehrere Stunden pro Tag) wichtige deutsche Werke, diskutierte anschließend darüber und verfasste sogar Diskussionsprotokolle dazu.

Gelesen und besprochen wurden z.B. "Mein Kampf" von Hitler, "Der Mythos des 20. Jahrhunderts" von Rosenberg, das "Kommunistische Manifest" und "Das Kapital" von Marx, wichtige Werke der bürgerlichen Philosophie (Hegel, Kant, hauptsächlich Schopenhauer), wichtige Werke der deutschen Literaturgeschichte (Raabe, Büchner, Eichendorff, Goethe, Schiller usw. In dieser Zeit hat sich Gero eine breite Bildung geschaffen.

In Zuge dieses Lernprozesses eröffneten sich für Rolf Gehrke erstmals die Vorzüge der Demokratie. Bei ihm konnte das britische Re-Education-Programm die beabsichtigte Wirkung entfalten und prägte seinen weiteren Lebensweg.

Zwischen den Mitgliedern dieser Arbeitskreise sind damals so enge Verbindungen gewachsen, dass viele von ihnen auch in Deutschland über die Jahre hinweg Kontakt gehalten und immer wieder Treffen veranstaltet haben.

Gero berichtet dazu genauer:[80]
„Im Lager 180 Radwinter waren keine Nissenhütten, sondern ein großes Steingebäude, es wirkte wie eine ehemalige Fabrik. In der Hauptsache sollte hier die Umerziehung stattfinden, aber die erstreckte sich auf einen Tag, die anderen vier Tage musste gearbeitet werden. Allerdings traute man den SS Männern noch nicht so ganz und so bekamen wir die schöneren Arbeiten im Lager und die dort vorher waren, mussten jetzt raus aufs Feld oder sonst wohin. Ich selbst bekam den Job an der Kläranlage. Das hört sich nicht so verlockend an, war aber wunderbar. In der Hauptsache kümmerte ich mich um die Motoren. Und da kam mir der Lehrgang bei BMW gut zustatten. Ich nahm im Laufe der Zeit jeden einzelnen auseinander und brachte ihn wieder in Hochform. Der Engländer, der die Aufsicht hatte, kam einmal täglich und schien mit mir sehr zufrieden. Die Motoren waren nicht mehr die jüngsten und hatten oft ihren Dienst versagt. Jetzt liefen sie wie geschmiert. Er schenkte mir denn auch jedes Mal ein paar Zigaretten. Morgens hatte ich ein paar Schleusen zu öffnen und zu schließen und anschließend mit dem Schlauch die betonierte Fläche zu säubern. Die übrige Zeit lag ich auf der faulen Haut. Noch einen Vorteil gab es. Zum Mittagessen wurden die Arbeitskolonnen ja auf dem Feld versorgt, so dass die Köche nun auch etwas Besseres kochen konnten und die Größe der Portionen unbegrenzt war.

Der Lohn für die Arbeit war erbärmlich; für den Lohn eines Tages konnte man sich zum Beispiel einen Stück Kuchen kaufen oder eine Rasierklinge. Es gab ja immer besonders clevere Burschen, die hatten sich bescheinigen lassen, dass sie für jede Arbeit ungeeignet sind. Sie nahmen nur an den Unterrichtstagen teil und bekamen dafür ihre 2 Schilling, denn die Unterrichtstage wurden genauso bezahlt, wie die Arbeitstage. An den übrigen Tagen gingen sie noch früher aus dem Lager als die (Zwangs-)Arbeiter und kamen später wieder. Dafür hatten sie aber an jedem Abend ½ bis 1 Pfund verdient. 12 Pence waren damals 1 Schilling und 20 Schilling ein Pfund.

Unser Kreis existierte trotzdem weiter, wir trafen uns nun nach Feierabend.

4. 4. Die Lagerzeit in Trumpington bei Cambridge

„Bevor man da oben weg konnte, musste man von dem C+ runter auf C", berichtete Gero. Jene Gefangenen, denen diese Herabstufung zuerkannt wurde, konnten in ein Lager in

[80] Mail von Gero mit Erinnerungen vom 4. 10. 012

Cambridge wechseln, in dem es wesentlich lockerer zugeht. Rolf blieb dagegen zunächst weiterhin in der Gruppe „C+" klassifiziert und konnte erst später nach Cambridge folgen. Dort in Trumpington bei Cambridge[81] blieb Gero bis zu seiner Entlassung Anfang Mai 1948, jetzt im Alter von 22 Jahren.

In Trumpington sollte eigentlich der Übergang in das zivile Leben vorbereitet werden. Es war das lockerste der bisherigen Lager und Gero machte sehr positive Erfahrungen mit der englischen Bevölkerung. Aber kurz vor der Entlassung wäre er beinahe noch an Frankreich ausgeliefert worden wegen des Verdachts der Beteiligung am Massaker seiner SS-Division in dem Dorf Ascq. Und direkte Zeugen konnte Gero auch nicht mehr benennen, die vor den Militärrichtern aussagen konnten, dass er zu dieser Zeit auf einer Reise gewesen war. Aber schließlich ging alles doch noch glücklich aus. Gero erzählt über dieses Lager:[82]

„Lange dauerte der Aufenthalt in Radwinter nicht mehr, denn das Lager wurde im Herbst 1947 aufgelöst und nach Trumpington, Cambridgeshire, in das neue Lager 180 verlegt. Trumpington ist 7 km von Cambridge entfernt und wir durften die Stadt, die ja wesentlich mehr bot als Trumpington jederzeit besuchen. Es gab Zirkel, in denen wir gerne gesehen waren und die es nicht richtig fanden, dass wir, mehr als zwei Jahre nach Kriegsende, immer noch Gefangene waren. Ich bin mir allerdings sicher, dass die meisten von uns diese Zirkel aufsuchten, weil es dort immer Kekse, Kuchen und Tee gab.

Hier im Lager gab es wieder Nissenhütten, aber mit weniger Betten belegt und teilweise mit Unterteilungen, so dass man sich fast privat fühlen konnte.

Unser Kreis existierte auch hier weiter und der neue Dolmetscheroffizier, Captain Charles Stammbrook, ein Österreicher, war uns besonders gesonnen. Als ich ihn zum ersten Mal sah, machte er keinen so tollen Eindruck auf mich. Captain Stammbrook war ein wenig schief gewachsen, die eine Schulter war um einiges tiefer als die andere. Warum man ihm den Namen Max verpasst hatte, weiß ich nicht, aber auf Grund seiner Figur konnte man schon annehmen, dass er immer in der Kurve lag und daher nannte man ihn Kurvenmax. Aber er war ein Gemütsmensch und hat uns manches leichter gemacht. Er besorgte uns jedenfalls jede Lektüre, die wir wünschten.

Das unangenehmste war, dass ich nun auch außerhalb des Lagers arbeiten musste. Ich habe im Wald das Unterholz gerodet, ich habe LKWs mit Mauersteinen beladen und ich war bei der Kartoffelernte tätig. Die wurde schon mit dem Traktor vorgenommen. Der Traktor fuhr die Ackerreihe am rechten Rand des Feldes hoch und auf der anderen Seite wieder runter. Wir warteten im Abstand von etwa 50 Metern, dass er wieder an uns vorbeikam. Dann sammelten wir die ausgeworfenen Kartoffeln in einen Korb, die englischen Arbeiterinnen und Arbeiter schütten unsere Körbe dann in Säcke und luden diese auf Pferdefuhrwerke.

Das gebückte Arbeiten waren wir nicht gewohnt und bald taten uns alle Knochen weh. Es war uns schnell klar, wenn man schnell sammelte, konnte man sich eine Weile ausruhen, bis der Traktor wieder kam. Das dachten aber alle und dem Traktorfahrer war es sehr recht, er schaltete einen höheren Gang ein und uns blieb kaum noch eine Pause. Ich kann mich dessen rühmen, dass ich in einer kurzen Ruhepause zu einer Gegenmaßnahme aufrief. Man musste den Traktor bremsen, in dem man die Kartoffeln noch nicht vollständig aufgelesen hatte, wenn er kam. Wenn das aber immer derselbe Mann tat, ließ er den Betreffenden einfach auswechseln. Wenn aber nach einen verabredeten Schema immer ein anderer noch nicht fertig war, wenn immer ein anderer das Tempo reduzierte, konnte er kaum was machen. Und das funktionierte auch, alle hielten sich daran, einige mussten

[81] Mail von Gero vom 31. 7. 012 an Helmut Wurm
[82] Mail von Gero mit Erinnerungen vom 4. 10. 012

schon mal ermahnt werden. Und der Traktorfahrer war ja wohl auch nur ein Vorarbeiter oder so was ähnliches. Das wurde uns schnell klar.

Die Engländer auf dem Acker ließen es in der Regel gemütlich angehen. Sie überstürzten nichts. Als sie auf einmal emsig hin und her rannten und auch uns antrieben, verwunderte uns das ein wenig. Aber nicht lange, dann sahen wir auch den Reiter über den Hügel herannahen. Er sah genau so aus, wie solche Lords in Filmen dargestellt werden. Diese Unterwürfigkeit der Demokraten hat uns doch sehr schockiert. Insgesamt waren wir heilfroh, als wir von diesem Riesenfeld herunterkamen.

In unserem Kreis beschlossen wir uns dem Nationalsozialismus zuzuwenden, der uns schließlich hier her gebracht hatte. Captain Stammbrook besorgte uns Hitlers "Mein Kampf" im Original zum studieren und wir beschäftigten uns intensiv damit. Wobei es uns nicht auf die Erzählungen und Geschichten ankam, die das Buch ja auch enthält, sondern auf die weltanschaulichen und politischen Vorstellungen. Eines ist mir dabei persönlich klar geworden; wer das Buch gelesen hat kann nicht behaupten, er hätte nicht gewusst wohin dieser Weg führt! Als eines der Hauptziele wird ja sehr deutlich die Annullierung des Versailler Vertrages genannt, also einschließlich der Rückgewinnung der 1918 abgetrennten Gebiete. Und ich bin mir sicher, dass der überwiegende Teil der Deutschen genau so gedacht hat, und dass der Zulauf, den die NSDAP bekam, sich zum Teil genau darauf gründete. Dass damit natürlich eine uneingeschränkte Wiederbewaffnung und Aufrüstung notwendig war, machte diese Politik auch der Industrie schmackhaft.

Als einer der Hauptgegner wird in „Mein Kampf‟ der Kommunismus genannt. Das war für uns Grund genug uns nun auch damit zu befassen. Das "Kapital" von Karl Marx haben wir durchgeackert, aber trotz Wilhelms Überzeugungskraft habe ich wenig verstanden. Das kommunistische Manifest dagegen konnte ich voll nachvollziehen. Aber um die Entstehung der kommunistischen Weltanschauung zu verstehen, musste man sich mit der bürgerlichen Lebenswelt beschäftigen, die letztlich den Nährboden für beide Weltanschauungen geliefert hat.

In diesem Zusammenhang möchte ich jedem, der sich mit der Jugendbewegung beschäftigt, vor allem den Jüngeren, empfehlen das Buch von Stefan Zweig "Die Welt von gestern" zu lesen. Dann erkennt man erst dass die Deutsche Jugendbewegung eine Revolution war und was der Wandervogel alles auf den Weg gebracht hat.

Vom Bürgertum kamen wir zur Philosophie und damit zu Kant und Schopenhauer und von Schopenhauer ist es nur ein kleiner Schritt zum Buddhismus, der mich so angesprochen hat, dass ich später, wieder zu Hause lange Zeit einen buddhistischen Zirkel besuchte und mich mit buddhistischer Literatur beschäftigte.

Wir bekamen von Captain Stammbrook alle Bücher, die wir brauchten, aber nur leihweise. Und einige hätten wir gerne für immer gehabt. Ich habe mich damals bemüht sauber zu schreiben. Im Gegensatz zu dem, was ich mir in der Schule geleistet hatte. Und ich hatte mir angewöhnt sehr klein und leicht nach links geneigt zu schreiben. Dazu hatten meine erworbenen Kenntnisse in der Graphologie beigetragen. So wurde ich von unserem Kreis dazu ausersehen Bücher abzuschreiben, denn ich war der einzige von uns, der nicht arbeiten durfte. Und das kam so.

Es war ein Regentag und wir standen mit Hacken bewaffnet auf einem schier endlosen Erbsenfeld und sollten das Unkraut dazwischen heraushacken. Ein Lastwagen hatte uns hier abgeladen und der Farmer hatte gesagt, was wir tun sollten. Dann waren wir allein. Irgendwann sollte das Mittagessen gebracht werden, aber es tat sich nichts. Irgendeiner muss ja die Idee gehabt haben - ich schwöre, ich war es nicht - plötzlich zu rufen "ein

Meter Vergeltung" und dabei mit der Hacke einen Meter weit Unkraut und Erbsen den Garaus zu machen. Das Vorbild regte an, und je länger das Warten auf das Mittagessen dauerte regte es öfter an. Da wir zu zehnt waren klafften in zehn Reihen immer wieder große Lücken. Zu unserem Glück erschien der Farmer schon bald und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Gleichzeitig kam der verspätete LKW mit unserem Essen und der konnte uns sofort wieder zurück ins Lager nehmen.

Es gab eine große Verhandlung und der verständige "Kurvenmax" nahm unsere Ausrede, wir seien keine Bauern, wir hätten von Landwirtschaft keine Ahnung, an. Die einzige Strafe war schwer genug, wir **durften** nicht mehr arbeiten! Unsere Frage, ob wir denn diesen Tag noch bezahlt bekämen empfand er allerdings als unverschämt.

Meine Mittäter gingen von nun an „schwarz" arbeiten und ich beschäftigte mich damit Bücher abzuschreiben und musste mich mit den 2 Schilling begnügen, die es für den Unterricht gab. Aber ich hatte ja Freunde…

Es war Frühling und ein richtig herrlicher Frühling. Morgens, wenn die Kolonnen das Lager zur Arbeit verlassen hatten, setzte ich mich draußen auf eine der Bänke mit den grob bearbeiteten Tischen und schrieb. Nie zuvor und nie mehr wieder ist mir das Erwachen der Natur so bewusst geworden wie damals im Frühling 1947. Ich sah die Knospen aufgehen, ich sah die Blätter sprießen und hörte dazu das Zwitschern der Vögel.

Ich war einer der wenigen, die mittags zum Essen in der Kantine erschienen. Viele arbeiteten bei Farmern und bekamen dort ihr Essen, so dass sie das Lageressen nur noch morgens zum Frühstück empfingen. Die Schwarzarbeiter verschmähten die Lagerküche ohnehin, obwohl die Köche jetzt schon eher zeigen konnten, dass sie wirklich etwas von diesem Handwerk verstanden. Man konnte sich daher im Lager so viel auf den Blechteller legen lassen, wie man wollte und Tee gab es den ganzen Tag über. Sogar süßen Tee!

Der so genannte Unterricht wurde nicht dazu genutzt uns die deutschen Verbrechen vorzuhalten, sondern um uns mit der englischen Demokratie bekannt zu machen. Dass diese ungeheuerlichen Verbrechen tatsächlich begangen wurden, war nun schon nicht mehr abzustreiten. Aber gerade weil ich an den Nationalsozialismus geglaubt hatte, traf mich die Erkenntnis, zu den abscheulichsten Verbrechen missbraucht worden zu sein, doppelt schwer. Ich hatte ja auch als Jugendlicher die roten Plakate gelesen, auf denen der Name der zum Tode verurteilten stand, die z.B. Zigarren aus den von Fliegerangriff beschädigten Geschäften gestohlen hatten. Während dessen hatte Göring aus allen besetzten Gebieten die wertvollsten Kunstschätze zusammengeklaut und nicht etwa für den Staat, nein, für sich und seine Prunkvilla "Karin Hall".

Wir bekamen jetzt Zeitungen ins Lager, der Readers Digest kam regelmäßig, es gab Filmabende mit Wochenschauen aus verschiedenen Ländern - natürlich hauptsächlich aus Großbritannien und den USA. Man konnte jetzt auch deutsche Bücher ausleihen, die meisten mit dem Stempel der deutschen Botschaft, die man wohl um diese erleichtert hatte. Aber es war eigentlich nicht der Unterricht, es war diese Leichtigkeit, dieses lockere Leben, das mir, und sicherlich auch den anderen, so imponiert und mich letztendlich vom Nationalsozialismus abgebracht hat.

Zwei kurze Geschichten aus damaligen englischen Zeitungen:
- Man musste ja um 22 Uhr im Lager sein. Zu der Zeit fuhr auch der letzte Bus von Cambridge nach Trumpington. Da die Engländer geordnet hintereinander stehen, wenn sie auf den Bus warten, kam es immer öfter dazu, dass die ersten in der Reihe keine Engländer waren sondern POW's. Wenn der Bus voll war, d.h. wenn alle Sitzplätze belegt waren, nahm der Fahrer niemand mehr mit. So fuhren die Gefangenen mit dem Bus nach

Trumpington und die übrig gebliebenen Engländer mussten laufen. Eines Tages beschwerte sich jemand in den Leserzuschriften, dass die Deutschein, die den Krieg angezettelt und verloren hatten, mit dem Bus fuhren und dass die siegreichen Briten laufen mussten. Der Schreiber wurde wegen seiner inhumanen Meinung total fertig gemacht. Die Zuschriften prasselten nur so auf den Mann hernieder, er solle eben früher zur Haltestelle gehen usw.

- In ganz Britannien wurde um Spenden für die Not leidenden Deutschen gesammelt. Ein Schweizer schrieb dazu, die Deutschen hätten den Krieg angefangen, sie seien den Schweizern gegenüber stets hochnäsig gewesen und hätten behauptet, die Schweizer hätten Kuhmist im Hirn, jetzt würde er sich weigern auch nur einen Pence zu geben. Darauf kamen reichliche Beschimpfungen in den Zuschriften und einer schrieb, die Schweizer hätten scheinbar nicht nur im Hirn Kuhmist sondern auch im Herzen.

Dieses ganze Verhalten der Engländer uns gegenüber zeigte natürlich auch seine Wirkung bei uns; schließlich waren wir mal ihre Feinde gewesen!

Irgendwann meinte irgendjemand wohl, wie wären für unsere Sabotage lange genug bestraft und wir "durften" wieder arbeiten. Das war nicht so schön. Auf einem Bahnhof hatte eine Bekohlungsanlage ihren Geist aufgegeben, jetzt mussten wir Gefangene die Tender mit der Hand beladen. Das ging nicht oder höchst selten mit der Schaufel; es waren so dicke Brocken, die man mit zwei Armen kaum heben konnte. Und weil Lokomotiven auch nachts Kohle brauchen, machten wir abwechselnd auch noch Nachtschicht. So wie alle englischen Arbeiter, zumindest damals noch, dreckig nach Hause gingen, erschienen auch wir wieder als Kohlenmänner im Lager, um dort endlich zu duschen. Es gab auch noch andere Arbeit, aber was Vernünftiges war nicht dabei. Verständlicherweise mussten wir die Arbeiten machen, die sonst keiner machen wollte.

Zu Weihnachten 1947 stand ich dann endlich auf der Repatriierungsliste! 14 Tage vorher musste man nicht mehr arbeiten und eine Woche vorher begannen die Maßnahmen zur Rückführung. Der englische Kommiss ist auch ganz schön bürokratisch, so dass man die letzte Woche beschäftigt war. Drei Tage vor meiner Heimreise lag ich mittags auf meinem Bett als die Nachricht durch den Lautsprecher kam: "Rolf Gehrke zum Dolmetscheroffizier!"

Das beunruhigte mich nicht, da man häufig noch etwas unterschreiben musste. In der Baracke saß neben Captain Stammbrook noch ein Zivilist, ein Mr. Rainolds, wie ich später erfuhr. Captain Stammbrook sagte: "Sie sind auf der Repatriierungsliste (machte dann eine Pause) gewesen!"

Ich fiel aus allen Wolken. "Wie so das?", wollte ich wissen.

"Das weiß ich auch nicht. Wir haben aus London nur die Nachricht bekommen, dass sie noch nicht nach Hause dürfen. Tut mir leid"

Mister Rainolds fragte mich, woher ich stamme und als ich sagte aus Essen, sagte er doch tatsächlich: "Essen, da komme ich gerade her. Seien sie froh, dass sie hier sind; da ist alles zerstört, nur Trümmer!"

Ich zog es vor nicht zu antworten. Zur Arbeit meldete ich mich aber nicht mehr an.

Nach ein paar Monaten wusste ich, warum ich nicht nach Hause durfte. Ein junger Soldat fuhr mit mir und zwei gleichaltrigen Wehrmachtsangehörigen nach London. Wir wussten nur, dass wir nach London mussten und der Posten wusste nur, dass er uns in der Kensington Lane abliefern sollte. Und da er offensichtlich kein Londoner war, fragte er Passanten nach dem Weg. Ich hörte wie der Befragte als erstes eine Gegenfrage stellte:

"War Criminals?" worauf unser junger Begleiter sein Gewehr fester an sich zog, etwas Abstand nahm und uns komisch ansah.

Es war ein Gefängnis und ich empfing eine Matratze und wurde in eine Zelle im zweiten Stock gebracht. Erst am nächsten Morgen wurde ich zum Verhör geholt. Das ging so, ein Wärter schloss die Zelle auf und schrie etwas, so laut, dass man es im ganzen Hause hörte. Sofort mussten Gefangene, die eventuell auf der Treppe oder in einem Flur waren, verschwinden, dann konnte ich losrennen in den Keller, wo ich empfangen wurde und in ein Zimmer gebracht wurde. Es war auf jeden Fall ein deutscher Emigrant, der mich ansprach: "Was fällt ihnen zu dem Dorf Ascq ein?"

Ich schrieb ja schon, dass die Division in diesem Ort ein Massaker verübt hatte. Ich hatte davon aber kaum etwas gehört, denn keiner mochte darüber sprechen. Ich erklärte dieses und gab die Namen der beiden Kameraden an, die Zeugen dafür sein konnten, dass ich nicht dabei war. Er sah in einer Liste nach und sagte, da haben sie sich aber „tolle Zeugen" ausgesucht; die sind beide tot! Er gab mir ein Blatt und einen Bleistift, ich solle die Geschichte genau aufschreiben. Das tat ich auch, lag ansonsten den ganzen Tag mit düsteren Gedanken auf meiner Koje und wurde erst am nächsten Tag wieder zum Verhör geholt. Mein Schrieb wurde mir abgenommen und ich wieder in meine Zelle geschickt. Dort aber musste ich sofort meine Matratze nehmen und eine Etage tiefer in eine andere Zelle wandern.

Da war schon jemand untergebracht. Er war auch aus der Aufklärungsabteilung, aber ich kannte ihn nicht. Wir sprachen über Ascq; er war dabei und erst jetzt erfuhr ich Einzelheiten. Er nannte Namen, schilderte die Ereignisse und ich erzählte von meiner damaligen Reise. Wir waren total blöd. Keiner von uns hat daran gedacht, dass wir abgehört werden könnten. Oder der andere, den ich ja nicht kannte, war nur in diese Zelle geschickt worden, um mich auszuhorchen. Jedenfalls wurde ich nach einer Weile wieder aus der Zelle geholt und in meine alte Zelle zurückgebracht. Am nächsten Tag erklärte mir der Verhörer, dass ich nicht nach Frankreich ausgeliefert würde und wieder in mein Lager zurückkäme.

Einen Tag musste ich noch zusammen mit meinen beiden Mitreisenden in der britischen Küche arbeiten, Geschirr abwaschen und so was und dabei habe ich ein wenig die britische Küche kennen gelernt. Begeistert war ich nicht.

Als wir drei am nächsten Tag das Gebäude verließen, erwartete uns wieder der junge Soldat, der uns hier her gebracht hatte. Er umarmte uns beinahe, so sehr freute es ihn, dass wir keine Kriegsverbrecher waren. Ende April wurde ich dann entlassen."

4. 5. Die Entlassung und Heimkehr

Im Mai 1948 erreichte Gero per Schiff zunächst die Niederlande. Dann ging es weiter ins Entlassungslager "Munsterlager" in der Lüneburger Heide, das nach 1945 zur britischen Besatzungszone gehörte. Gero erinnert sich noch, wie ab der deutschen Grenze die Menschen winkend an der Strecke standen. Das habe nach den Jahren der Gefangenschaft gut getan, bemerkte er.

Vom Entlassungslager, wo Gero nur 3 Tage verbleiben musste und am 30. Mai entlassen wurde, holte ihn seine Familie ab und er erfuhrt, dass seine Schwester mittlerweile zweifache Mutter, sein Schwager aber gegen Ende des Krieges doch noch umgekommen war. Gero fuhr mit zurück nach Essen in die Berzeliusstraße 17 zu seinen Eltern und seiner Schwester mit ihren 2 Kindern. Ab dann lebten sie dort mit 6 Personen in einer Wohnung von ca. 70-80 qm.

Gero berichtet über diese Entlassung genauer:
„Im April 1948 war es endlich soweit, ich stand wieder auf der Repatriierungliste und war um so mehr erleichtert, weil alle anderen aus unserem Kreis, dem wir den Namen "Universalistischer Ring" gegeben hatten, schon alle zurück in ihrer Heimat waren. Wobei auch diejenigen, die im Osten Deutschlands beheimatet waren, inzwischen nicht mehr gezwungen wurden, in die sowjetische Zone entlassen zu werden und also alle in einer der westlichen Besatzungszonen wohnten.

In Hull ging es aufs Schiff und von da nach Hoek van Holland. Dann fuhren wir mit dem Zug weiter und fast alle standen am Fenster. Wir merkten nichts von einer Grenze, aber plötzlich hörten die Menschen auf den Feldern auf zu arbeiten und winkten unserem Zug zu! Wir waren wieder in Deutschland! Meine Empfindungen sind nur schwer zu beschreiben. Mittlerweile hatten wir ja von all den Verbrechen gehört und akzeptierten sie als grausige Wahrheit. Wie würde man die in der Heimat empfangen, die ein Teil dieser Verbrechen waren? Dieses Winken, das an der ganzen Strecke bis Munsterlager nicht nachließ, schnürte mir fast die Kehle zu und ließ mir Tränen in die Augen steigen.

Zwei Tage Munsterlager, dann endlich im Sonderzug nach Westen. Am völlig zerstörten Essener Hauptbahnhof erwartete mich die ganze Familie. Selbst mein Vater hatte sich frei genommen. Meine Mutter, obwohl eigentlich bettlägerig, war da und meine Schwester mit ihren beiden Kindern. Ihr Mann war vermisst, sie hatte zuletzt von ihm am Balaton gehört. Das Haus in der Berzeliusstraße war ja, wie geschildert, völlig ab gebrannt und sie hatten eine Wohnung in der Martin Luther Straße gefunden, die zwar auch beschädigt war, doch von meinem Vater wieder bewohnbar gemacht werden konnte. Das war ein altes Haus aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg mit hohen Räumen und sehr großen Fenstern. Da Glas nur schwer zu besorgen war, hatte mein Vater alle Fenster auf Minigröße zugemauert. Aber es gab drei Zimmer, Küche und ein viel zu großes Badezimmer. Immerhin hatte dort auch die mit Wasserkraft angetriebene Waschmaschine ihren Platz.“[83]

Mit seinem Vater sprach er später nie über seine Kriegserlebnisse. „Wir haben uns nicht darüber gestritten, auch nicht unterhalten." Das entsprach dem Kommunikationsstil zwischen Vater und Sohn Gehrke: „Ich hatte zu meinem Vater immer ein sehr inniges Verhältnis, aber ohne viele Worte."

Rückblickend bedauert es Rolf Gehrke heute einerseits nicht unbedingt, in die Waffen-SS eingetreten zu sein. Das war für ihn damals wohl so eine Art Abenteuer-Eliteeinheit. Er war ja damals auch erst 17 Jahre alt gewesen. Für ihn persönlich ist es dabei wichtig, dass er keine „ehrenrührigen" Verbrechen begangen und nie mutwillig Menschen gequält oder getötet hat. Andererseits ist ihm aber auch sehr wohl bewusst, dass er während seiner Zeit bei der Waffen-SS „reines Glück" gehabt hat, nicht in eine Lage geraten zu sein, in der man solche Kriegsverbrechen und eine entsprechende Gewissensentscheidung von ihm verlangt hätte. So versucht er sich bis heute auszumalen, wie er sich wohl in solchen Situationen und bei solchen Befehlen verhalten hätte, zum Beispiel bei einem jener von der SS in Frankreich verübten Massaker an der Zivilbevölkerung, wie ihm einmal fälschlicherweise in der Gefangenschaft vorgeworfen wurde. Eigentlich, so muss er sich heute eingestehen, habe ihn nur ein „gnädiger Zufall" davor bewahrt, an solchen Massakern beteiligt gewesen zu sein, denn „wahrscheinlich hätte ich auch geschossen".[84] Denn Jugend ist zu allen Zeit leicht beeinflussbar gewesen.

In das neu entstehende politische System der jungen Bundesrepublik fand sich Rolf Gehrke gut ein, wenn er sich den neuen Staat auch ein wenig „sozialdemokratischer" gewünscht

---

[83] Mail von Gero mit Nachtrag-Teil 6 vom 13. 11. 012
[84] Angelehnt an den Text in www.jugend1918-145.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Neue Wege nach 1948.

hätte. „Ich habe den Adenauer also nie gemocht, aber mit der Demokratie konnte ich mich sehr wohl anfreunden". Das höchste Gut, das es zu wahren gilt, ist ihm nun der Friede geworden.[85]

5. Geros berufliche Tätigkeiten nach der Rückkehr aus Gefangenschaft[86]

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland musste Gero natürlich bald Geld verdienen, denn es war ja noch die schwere Nachkriegszeit mit Lebensmittelkarten und Besatzungszonen. Ursprünglich wollte Gero eigentlich wieder in seinem erlernten Beruf Maschinenschlosser arbeiten, aber nach so vielen Jahren Gefangenschaft in voll gepferchten Baracken konnte er sich nicht mehr vorstellen, eingesperrt in einer Arbeitshalle zu arbeiten und gab deswegen eine Zeitungsannonce zwecks Arbeitssuche auf.

Gero nahm im Juni 1948 eine Stelle als Schlosser im Außendienst an. Dabei blieb er 1 Jahr. 1949 wechselte er zum Stahlbau bei der Firma Nieswandt. Dort arbeitete er 13 Jahre. 1961 war er für 1 Jahr im Brückenbau als Vorarbeiter bei der Firma Nieswandt tätig.

Diese Zeit der ersten Arbeitsjahre in der neu entstandenen Bundesrepublik Deutschland, besser in Westdeutschland, hat Gero anschaulich genauer beschrieben:

„Dann ging die Suche nach einem Arbeitsplatz los. Dringend gesucht wurden Lehrer und mein Vater drängte mich Lehrer zu werden. Ich habe überhaupt keinen Zweifel, dass ich die notwendige Qualifikation gehabt hätte, aber der Gedanke mein ganzes Leben in Räumen verbringen zu müssen ließ mich schaudern. Ich wusste einfach, dass ich es nicht ertragen würde, Tag für Tag in den gleichen engen Räumen verbringen zu müssen. Ich träumte davon, als Maschinenschlosser auf Montage zu gehen. Aber wo ich mich auch vorstellte, ich wurde ausgelacht. "Sie müssen mindestens 5 Jahre erst mal hier in der Firma arbeiten bevor sie auf Montage gehen können!" Bei einer anderen Firma waren es 10 Jahre.

Da las ich in der Zeitung: "Fa. Karger, Stahl- und Brückenbau sucht Schlosser für Montagen". Ich überlegte nicht mehr länger und heuerte da an. Meine erste Baustelle befand sich im Stadthafen Essen, am Rhein- Herne Kanal gelegen. Das Stahlgestell eines Kranes, mit dem Getreide ausgeladen wurde, war hoch oben im äußersten Kopf beschädigt. Einige Winkeleisen mussten erneuert werden. Ein ziemlich alter erfahrener Stahlbauschlosser begleitete mich. Die Arbeitsstelle war 35 Meter hoch und ich musste ein Paar Bohlen hochziehen und quer legen, damit die transportable Schmiede von mir hochgezogen und aufgestellt werden konnte. Zu meinem Glück waren die Schläuche für den Schneidbrenner lang genug, sonst hätte ich ja auch noch die Sauerstoff- und Gasflasche hochziehen müssen.

Zunächst stellten wir fest, dass das aufwärts führende Rohr durch die Beschädigung verstopft war und noch voller Weizen steckte. Unsere erste Arbeit war, den Weizen zu bergen und es herrschte bei uns zu Hause große Freude, als ich an meinem ersten Arbeitstag mit fast einem Zentner Weizen nach Hause kam. Meine Schwester ließ ihn irgendwo mahlen und wir waren für die nächste Zeit mit kostbarem Weizenmehl eingedeckt.

Es war schon ein bisschen lausig in 35 Meter Höhe ohne jeden seitlichen Schutz, auf lose liegenden Brettern mit dem dicken Vorhammer die alten Nieten herauszuschlagen und die neuen, nachdem ich sie im Schmiedefeuer heiß gemacht hatte, wieder fest zu schlagen. Der alte Geselle schob die von mir erhaltene glühend rote Niete in das Loch, hielt hinten

---

[85] Angelehnt an den Text in www.jugend1918-145.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Neue Wege nach 1948.
[86] Nach dem Interview mit Gero vom 17. 5. 012

dagegen und vorne den Döpper, auf den ich mit dem Vorhammer einschlug. Der ältere Kollege schien ein gesundes Gottvertrauen zu haben, dass ich auch richtig traf. Aber die Sache ging gut.

Meine nächste Baustelle befand sich in Kettwig, das damals noch selbständig war und später erst nach Essen eingemeindet wurde. Ich war da wieder mit dem älteren Kollegen und wir beseitigten auch dort die Kriegsschäden an der Stahlbaukonstruktion der Halle. In der Firma wurden Bürsten und Besen hergestellt. Wo die blieben, weiß ich nicht. Kaufen konnte man jedenfalls kaum welche. Aber wir bekamen jeder einen guten Besen und zwei Bürsten, die wir zu Hause gut brauchen konnten.

Dann endlich kam meine erste Arbeit im Brückenbau. Es war die Brücke in der Hafenstraße über den Rhein-Herne-Kanal, die durch Bomben unpassierbar war, abgerissen und neu gebaut werden musste. Es war eine schwere Arbeit, aber es gefiel mir an der frischen Luft zu sein, ich hatte gute Kumpels, wie man im Ruhrgebiet zu sagen pflegt, und es gab gutes Geld, denn inzwischen hatte die Währungsreform stattgefunden und über Nacht waren die Auslagen der Geschäfte wieder voll. Am Tag vorher war es fast unmöglich einen Topf zu kaufen, am nächsten Tag konnte man sich mit Töpfen tot schmeißen lassen.

Aber irgendwann war die Brücke fertig und die Firma hatte keine Arbeit mehr. Das war damals jedoch kein Problem, schon am nächsten Tag fing ich bei der Firma Stahlbau Nieswandt für die Montage an. Der Chef war gleichzeitig Sozialdemokrat und als solcher Oberbürgermeister der Stadt Essen. Nieswandt hatte schon vorher eine kleine Schlosserei, jetzt, nach der Währungsreform, hatte er in der Schederhofstraße Ecke Bunsenstraße seine neue Stahlbaufirma aufgebaut. Ich war fast immer auf Montage, oft in der Nähe von Essen, so dass ich abends immer nach Hause konnte, aber genauso oft auch außerhalb des Ruhrgebietes. Ich entsinne mich an eine Baustelle in Salzgitter in einer Zuckerfabrik. Rübenkraut bekamen wir eimerweise umsonst, und so ernährten wir uns in dieser Zeit ausschließlich von Rübenkraut. Drei mal täglich. Aber dann konnte ich auch kein Rübenkraut mehr sehen.

Es war hier bei der Firma Nieswandt, wo ich die Brückenbauerlieder lernte.

Die Briten hatten mit der geplanten Demontage begonnen und die noch brauchbaren Maschinen abtransportiert. Da es jetzt wieder aufwärts ging, wurden die Hallen 9 und 10 an der Frohnhauser Straße wieder repariert, die verbogenen und durchlöcherten Stahlträger erneuert und teilweise auch nur gerichtet. Die Firma Nieswandt lag nur etwas mehr als hundert Meter von der Halle 9 entfernt am Anfang der Schederhofstraße. Die etwa drei Meter langen Pfetten, so werden die Querträger in den Dachkonstruktionen genannt, transportierten wir mit einer schweren Handkarre von der Baustelle, um sie in der Firma wieder zu richten, zurückzutransportieren und wieder einzubauen. Es war lausig kalt, da es ja keine Scheiben mehr gab. Aus einem mir nicht bekannten Grund bestand der Fußboden aus mit Teer getränkten dicken Holzklötzen. Auch dieser Fußboden war beschädigt und so benutzten wie die Klötze zum Heizen. Sie brannte herrlich und erzeugten eine gute Hitze.

Es musste in der Halle Blei gegossen worden sein, denn durch die Ritzen der Klötze war an vielen Stellen Blei in den Boden gesickert, das nun zum Mitnehmen einlud. Wenn wir Pfetten zum Richten in die Firma brachten, bogen wir nicht gleich links in die Schederhofstraße ab, sondern fuhren zehn Meter nach rechts, wo das Eingangstor eines Schrotthandels war. Für ein Kilo Blei zahlte man 7,- D Mark. Ich verdiente 1,13 DM in der Stunde. Neben dem Blei gab es in der Halle eine große Menge zerstörter Kupferkabel und für Kupfer gab es 8,50 DM. Wir hockten dann jeden Abend in der Kneipe neben dem Schrottplatz, in der wir auch aßen, und die alten Hasen brachten uns eine Unmenge Lieder bei, die ich

leider zum großen Teil wieder vergessen habe. Zum Glück hatte ich es nicht weit bis nach Hause.

Ursprünglich wollte Gero nun ein ganz bürgerliches Leben beginnen. Er äußerte sich dazu knapp:
„Als ich am 30.Mai 1948 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, wollte ich eigentlich ein ganz normales Leben beginnen, mir eine Frau anlachen, Kinder zeugen und malochen. Das mit dem Malochen klappte auch vorzüglich, mit dem anderen war es etwas schwieriger. Zur Durchführung dieses Planes zog ich also samstags mit einigen Arbeitskollegen los und suchte verschiedene Tanzlokale auf, die damals noch nicht Disco hießen, in denen die Musik noch nicht aus der Konserve stammte, in der die Musiker nicht in einer Band, sondern in einer Kapelle spielten, und wo man das Gesungene noch verstehen konnte. Die Ergebnisse waren, außer ein paar flüchtigen Erfolgen, sehr mäßig und irgendwann gab ich es auf."[87]

„Aber die Arbeit war natürlich nicht alles. Ich wollte eigentlich ein ganz normales Leben führen, mit Frau und Kind und was sonst zu einem normalen Leben gehört. Also ging ich Samstagabend, meist mit Arbeitskollegen, zum Tanzen. Den Begriff Disco hatte damals noch niemand gehört und in den Tanzlokalen gab es mehr oder weniger gute, größere und kleinere Kapellen. Nach dem langen schrecklichen Krieg waren alle vergnügungssüchtig und alle Lokale waren immer proppevoll. Aber irgendwie befriedigte mich das nicht. Was ich wollte, wusste ich nicht, aber dass was sich mir bot, war mir zu flach, zu oberflächlich. Ich war durch die Gefangenschaft, genauer durch Wilhelm U. an andere Gespräche gewöhnt, als sie jetzt um mich herum geführt wurden. Mit meinen Freunden aus der Gefangenschaft herrschte zwar ein reger Briefverkehr, aber das ersetzte nicht den persönlichen Kontakt. Einer der Freunde machte mich auf eine buddhistische Gemeinde in Moers aufmerksam und ich fuhr dort hin und war nun einmal wöchentlich als Gast dort.

Damals gab es noch an jedem Freitag einen Abschlag auf den Lohn in einer Lohntüte. Bei der Firma Nieswandt war diese Tüte durchsichtig. In diesem Zusammenhang möchte ich noch etwas erwähnen. An einem Freitag war in dieser Lohntüte kein Pfennig Geld, sondern ein Zettel, der mir verkündete, dass mein Wochenverdienst für das nicht gezahlte Kirchgeld gepfändet sei. Ich weiß nicht, ob es das heute auch noch gibt. Damals musste man neben der Kirchensteuer bei den Evangelischen auch noch ein Kirchgeld zahlen, das nicht vom Lohn abgehalten wurde und das man selbst einzahlen musste. Ich aber hatte davon weder etwas gewusst, noch hatte man mir eine Mahnung geschickt. Man hatte mir in christlicher Güte mit einem Schlag den Lohn für eine Woche gepfändet! Sofort am Montag war ich beim Amtsgericht und erklärte meinen Austritt aus der Kirche. Dass ich nun ein Heide bin, ist nicht auf meine SS-Zugehörigkeit zurückzuführen, sondern auf diese gedankenlose Frechheit einer kirchlichen Institution. Ich hatte natürlich mein zu Hause, bezahlte mein Kostgeld in der nächsten Woche doppelt und lieh mir, was ich benötigte, von meiner Mutter. Aber es gab ja auch genug andere, die diese Vorzüge nicht hatten. Natürlich erschien ein Pastor bei mir und versuchte mich umzustimmen, aber ich machte es mir leicht, in dem ich ihm sagte, ich sei jetzt Buddhist. Da sah er die Erfolglosigkeit seines Besuches sofort ein." [88]

Die weiteren Arbeitsstellen von Gero:
- Ab 1962 war Gero bei der Kölner Stahlbau-Firma Fischedick im Brückenbau tätig.

- Ab 1964 folgte er einer Bitte der Firma Elfa (sie arbeitete für die Firma Bucker und Wolf, die Zuckerfabriken baute), die im In- und Ausland Rüben-Kipp-Stapelanlagen errichtete.

---

[87] Nach der Geburtstagsrede von Gero zu seinem 85sten Geburtstag 2010
[88] Mail von Gero mit Nachtrag-Teil 6 vom 13. 11. 012

Im Frühjahr 1965 ging er für diese Firma Elfa nach Griechenland, wo er 10 Arbeiter und 1 Dolmetscherin zugeteilt bekam und errichtete eine solche Stapelanlage. Im Spätherbst 1965 baute er eine solche Anlage in Österreich und dann im Frühjahr 1966 im Elsass auf.

- Danach kündigte Gero freiwillig bei dieser Firma Elfa und war einige Monate im Jahr 1966 arbeitslos.

- Auf dem Arbeitsamt bekam er den Hinweis, dass eine Firma in Hamburg eine Arbeit für ihn haben könnte. Gero fuhr deswegen nach Hamburg zu einer Firma, die Raffinieren aufbaute und noch für die Mess- und Regeltechnik Fachleute suchte. Gero hat sich dann für diesen Arbeitsbereich umschulen lassen. Insgesamt blieb er 11 Jahre bei dieser Firma.

Ab Herbst 1966 bis 1977 hat Gero für diese Firma gearbeitet. Zuerst ging er für diese Firma nach Oberbayern und hat dort 2 Jahre gearbeitet. Danach war er auf weiteren Baustellen dieser Firma im In- und Ausland (in Schweden, Belgien, Wien, Bremen, Raunheim bei Frankfurt/M) eingesetzt. Zuletzt war Gero Vorarbeiter für ca. 90 Leute.

In diesen Jahren hat sich Gero selten an Wochenenden und Feiertagen von der Arbeit erholt oder ist nach Essen zu seiner Familie gefahren. Die meisten Wochenenden hat er gearbeitet, Ferien hat er nur teilweise genommen. Er hat dabei sehr gut verdient, aber er ist nicht so sorgfältig mit dem Verdienst umgegangen, wie er sich das heute nachträglich wünscht. Gelegentliche Reisen in die weite Welt und ein verständliches schönes Leben nach der harten Arbeit und der langen Gefangenschaft sind nicht billig gewesen.

Ab 1977 hat Gero sich intensiv mit dem Wiederaufbau des Zugvogels beschäftigt. Das hat sich nicht mit der intensiven Arbeit einer europaweit agierenden Firma mit Sitz im Norden Deutschlands vereinbaren lassen, so dass er gezwungen war, sich zu entscheiden. Da er weitgehend damals im Norden Deutschlands (Hamburg, Bremen) als Bauleiter eingesetzt war, konnte er nach Treffen mit den neuen Zugvogelgruppen im Rheinland nicht immer pünktlich am Montagmorgens um 6 Uhr auf der Baustelle sein. Das hat zu Spannungen mit der Firmenleitrung geführt, die ihn als Facharbeiter und Baustellen-Vorgesetzten über viele Jahre schätzen gelernt hatte. Gero hat sich für den Aufbau des Zugvogels entschieden und hat deswegen 1977 seine bisherige Arbeitsstelle verloren.

Nun folgte in finanzieller Hinsicht eine schwierige Zeit für Gero. Er war damals erst 52 Jahre alt und die Arbeitslosenunterstützung war damals geringer als heute. Aber es gab insofern Licht am Ende dieser Durststrecke, als es damals noch möglich war, in bestimmten Fällen mit 55 Jahren in Rente zu gehen.

So musste Gero diese 3 Jahre überbrücken und tat das dadurch, dass er auf Schloss Molko fest wohnte und dort mit einem anderen Zugvogel (Grizzly) den Rittersaal als Heim für den Zugvogel renovierte. Am Wochenende kamen dann andere Zugvögel und halfen mit.

6. Gero als früher privater Wandervogel und dann als Zugvogel[89]

6. 1. Die private Wandergruppenzeit

Ursprünglich hatte Gero andere Pläne, als seine Freizeit in bündischer Form zu verbringen. Aber die richtige Frau für den anspruchsvoll gewordenen Gero fand sich nicht. Und nach dem ersten erfolgreichen Arbeitsjahr packte Gero nach Kriegszeit und Gefangenschaft ein solches Verlangen, seine Freiheit und Freizügigkeit zu genießen, dass er sich ein altes Fahrrad besorgte und an den Wochenenden Radtouren unternahm. Bald begann Rolf, nach

[89] Nachfolgend in Anlehnung an mein Interview am 17. 5. 012 mit Gero, an die Ergänzungs-Mail vom 22. 7. 012 und an den Text in www.jugend1918-145.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Neue Wege nach 1948.

bündischem Vorbild „auf Fahrt" zu gehen. „Unter freiem Himmel zu liegen, das war immer mein Traum."

„Nach den vielen mehr oder weniger missratenen Tanzabenden kaufte ich mir für 45 DM ein Fahrrad der Marke Vaterland, mit einem federnden Sattel und einer Dreigangschaltung, die schon bald dafür sorgte, dass ich immer mit schwarzen Fingern nach Hause kam. Damals hatte man als Arbeiter kein Bankkonto, es gab jeden Freitag einen Lohnabschlag bar in die Hand. Und das waren 1949 genau 45 Mark. Und für genau diesen Abschlag kaufte ich mir das besagte Fahrrad."[90]

Und weil es in Gemeinschaft mit anderen mehr Freude macht, sprach Gero Arbeitskollegen an. Die erste Wochenend-Radtour mit 2 Arbeitskollegen machte er in das Hochsauerland. Diese Strecke mit ihrem Auf und Ab und die Übernachtung auf dem kalten Steinboden einer kleinen Kapelle waren sehr anstrengend. Das war den beiden Arbeitskollegen aber eine zu harte Tour so fuhren sie nicht weiter mit. Mit anderen Arbeitskollegen erging es Gero ähnlich. Da kam er auf die Idee zwei Lehrlinge zu fragen, ob sie mitführen. Diese sagten zu und blieben dann weiterhin seine frühen Fahrtengenossen. Sie bildeten den Kern der entstehenden Fahrtengruppen um Gero bilden."[91]

Gero berichtete dazu in seiner Geburtstagsrede von 2010:
„Natürlich hatte ich nicht die geringste Lust allein durch die Gegend zu fahren und so fragte ich meine jungen Arbeitskollegen. Ich fand auch mehrere, die dazu bereit waren. Aber alle nur ein mal. Meine Fahrten sahen zum Beispiel so aus, dass wir am Samstag, an dem man nur sechs Stunden arbeiten musste, sofort nach Feierabend zum Bahnhof fuhren, mit dem Zug nach Finnentrop und von da mit dem Rad quer durch das Sauerland zum Möhnesee. Wer diese Strecke schon mal zurückgelegt hat, weiß, was das schon allein für eine Strapaze ist. Aber unterwegs übernachteten wir dann auch noch mit einer dünnen Decke; bei dieser Fahrt; auf dem Steinfußboden einer Waldkapelle. Sonst waren wir froh einen offenen Holzschuppen zu finden oder wir nächtigten komfortabel in den auf den Feldern aufgestapelten Getreidehaufen. Am Sonntag kamen wie dann spät abends wieder in Essen an, um am nächsten Morgen um sechs wieder auf der Baustelle zu sein. Ich fand das ganz toll, die Kollegen nicht. Sie machten diesen Unfug alle nur einmal mit. Bis ich dann den jüngsten Lehrling bei der Firma Nieswandt fragte, ob er keine Lust zu so was hätte. „Ja", sagte er, „wenn ich noch einen Freund mitbringen darf." Dieser damals jüngste Lehrling, Schlack, ist heute übrigens hier anwesend…Er und sein Freund Erik, bald Kai genannt und heute Kai der erste, fuhren nicht nur einmal mit, sie waren von nun an dabei und ich kann mich nicht erinnern, dass sie zu einer Wochenendfahrt fehlten…

Das war der Beginn meines bündischen Lebens, denn bald kamen die ersten beiden Schüler dazu, die Freunde mitbrachten, und schon bald führte ich eine ziemlich stramme Gruppe. Da war ich 25 und fühlte mich viel zu alt, um mit kleinen Jungen auf Fahrt zu gehen."[92]

In einem gesonderten Bericht schildert Gero diese frühe bündische Zeit ausführlicher so:
„Also, ich hatte jetzt ein Fahrrad. An einem Sonntagmorgen im Frühling fuhr ich los. Runter zur Ruhr und um den Baldeney See herum. Und es gefiel mir, obwohl es anstrengend war und zu zweit bestimmt schöner gewesen wäre. Aber eine Zeit lang strampelte ich mich an jedem Sonntag allein ab. Dann überredete ich einen Arbeitskollegen. Aber diesmal wollte ich schon eine größere Tour übers Wochenende machen. An einem Samstag stiegen wir nach Feierabend in Essen in den Zug und fuhren nach Finnentrop im Sauerland. Von dort ging es nur bergauf, bergab, quer durch das Rothaargebirge zum Möhnesee. Wir übernachteten mit einer mitgenommenen Decke auf dem Steinfußboden einer kleinen Kapelle

[90] Nach der Geburtstagsrede von Gero 2010
[91] Nach www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Rolf Gehrke, Teil: Neue Wege nach 1948.
[92] Geburtstagsrede von Gero 2010

und machten wegen der Kälte kaum ein Auge zu. Am Sonntagabend fuhren wir dann mit dem Zug vom Bahnhof Möhnesee, den es heute nicht mehr gibt, zurück nach Essen.

Der Kumpel fuhr nicht noch einmal mit und so ging es mir auch mit den anderen, die ich überreden konnte. Bis ich den 17jährigen Lehrling Franz T. bei der Firma Nieswandt, bei der ich ja als Monteur arbeitete, fragte. Er fuhr mit und war von nun an immer dabei. Ich kaufte ein Zelt der US-Armee, das aus zwei Teilen bestand und fand in dem Laden auch die Deckenschlafsäcke der Amis, die uns dann jahrelang gute Dienste erwiesen, in denen wir aber auch fast immer gefroren haben. Später gab es Überzüge für diese Schlafsäcke, das erleichterte schon vieles. Und als es dann die Daunenschlafsäcke der US Armee preiswert zu kaufen gab, war es mit dem Frieren vorbei. Dafür hatte man dann manchmal Daunen im Mund.

Hin und wieder hatte ich kurzfristig auch direkt in der Firma zu tun und da ergab sich die Gelegenheit, einen anderen, jüngeren Lehrling zu fragen. Er sagte mir zu, wenn er noch seinen Freund mitbringen könne. So waren wir nun schon zu viert und ich kaufte ein zweites Amizelt. Jetzt waren wir fast jede Woche unterwegs.

Der Sohn meiner Schwester war eigentlich noch zu jung für unsere abenteuerlichen Verrücktheiten, aber er drängte andauernd und irgendwann nahm ich ihn und den Sohn der Nachbarn über uns mit. Die beiden US-Zelte wurden durch ein Viererzelt ergänzt und so hatten wir alle unseren Unterschlupf.

Da wir nun Zehn und Elfjährige bei uns hatten, brachten diese bald Freunde mit und in kurzer Zeit hatte ich eine ganze Gruppe um mich. Das hatte ich mir überhaupt nicht träumen lassen, aber tatsächlich fand ich Gefallen daran und ich bemühte mich, unsere Fahrten interessant und soweit es ging abenteuerlich zu gestalten. Bei dem üblichen Toben war ich immer so ziemlich der Verrückteste, Aber ich brachte ihnen auch eine Menge bei. Ich las ihnen z.B. von den alten Römern vor und wir fuhren mit den Rädern nach Xanten und zu dem in der Nähe gelegenen Birten, wo einst das Kastell Vetera direkt am damaligen Rheinverlauf und gegenüber dem Zufluss der Lippe lag. Es gibt ja reichlich Übersetzungen römischer Geschichtsschreiber, die sehr detailreiche und spannende Schilderungen von der Varus Schlacht, von dem Rachefeldzug des Germanicus, von der Schlacht an den Langen Brücken und von dem heute noch gesuchten Kastell Aliso enthalten.

In Birten, dem Platz des ehemaligen Castel Vetera, sind die Äcker immer noch übersät mit Terra-Sigilata-Scherben und mit römischen Ziegeln. Wir suchten und fanden immer wieder interessante Scherben mit Zeichnungen und auch Ziegelstücke, in denen Teile der Legionsnummern zu sehen waren. Wir fuhren mit den Rädern an der Lippe aufwärts, wo eine Unmenge Städte heute beanspruchen jenes Kastell Aliso zu sein, in das sich die Überreste des römischen Heeres retten konnten.

Unsere Fahrten gingen nun nicht mehr ins Sauerland, sondern vornehmlich ins Münsterland, das wir auch ohne Zugfahrt erreichen konnten. So hatten wir bald verschiedene feste Plätze mitten im Wald oder im Sommer gern am Lippe-Seitenkanal, wo man hervorragend schwimmen und von Brücken springen konnte.

Ostern 1950 fuhren wir mit den Rädern nach Blankenheim. Das war ein gewaltiges Stück. Immerhin 149 km, wie ich es mir jetzt habe vorrechnen lassen. Es herrschte typisches Aprilwetter, mal Sonne, dann Regenschauer und in der Eifel sogar Graupelschauer. Etwa 20 km vor Blankenheim mussten wir mal wieder die Räder bergauf schieben und es gab wieder einen Graupelschauer. Der Wind pfiff uns waagerecht ins Gesicht und sogar ich war ziemlich fertig. Zumindest den Jüngeren wird es auch so gegangen sein. Zufällig waren wir kurz vor einer Haltestelle des Postbusses. Ich hörte ihn kommen und hob fast instinktiv die

Hand und der Bus hielt tatsächlich. Ich weiß nicht, ob heute ein Busfahrer gehalten hätte, um unsere Räder auf dem Dach zu verstauen und uns mitzunehmen. Aber damals waren irgendwie noch andere Zeiten und wir waren alle heilfroh, endlich in der warmen Burg zu sein und im Rittersaal mit dem Rücken an dem wunderschönen geheizten Kachelofen zu sitzen.

Am nächsten Morgen frühstückten am Nebentisch vier Jungen. Ich fragte sie mit einem blöden Scherz, ob sie Künstler seien, weil sie Kunsthonig aßen. Das war eigentlich nur ein Ansatz um ins Gespräch zu kommen. Sie stammten aus Moers am Niederrhein und gehörten noch dem Wandervogel Deutscher Bund an, der sich in Moers so langsam auflöste. Da ihre Führer zu Ostern nichts unternahmen oder die Jungen keine Lust hatten mit ihnen loszuziehen, waren sie allein losgefahren. Von Blankenheim an fuhren wir dann zusammen weiter.

Wir waren am Karfreitag von Essen aufgebrochen und hatten uns am Samstagmorgen kurz das Städtchen und die Ahrquelle angesehen und fuhren nun am Samstag um 4 Mann verstärkt die Ahr abwärts nach Altenahr. Der Herbergsvater zeigte uns den Aufenthaltsraum, der schon ziemlich gefüllt war. Als erstes fielen mir die 4 Kothenbahnen auf, die zum trocknen aufgehängt waren. Ich hatte noch nie etwas von Kothen gehört und wurde erst später von unseren neuen Mörser Gefährten aufgeklärt.

Die Gruppe auf der linken Seite gehörte der Freischar an, die auf der rechten war eine evangelische Jungschar. Beide waren zahlenmäßig ziemlich gleich stark. Sie sangen, aber nicht gemeinsam. Einmal sang die Freischargruppe, dann die von der Jungschar. Beide Gruppen sangen gut, die Lieder der Jungschar konnte ich alle mitsingen, bei denen von der Freischar konnte ich nur staunen. Ich entsinne mich noch heute an "Petsamo" oder "In der Ohio-Bar" und "Zelte sah ich". Ich war sehr beeindruckt. So einen Haufen wollte ich auch gerne anführen!

Am Ostersonntag fuhren wir gemeinsam zur Jugendherberge in der Festung Ehrenbreitstein und da endlich die Sonne schien, tobten wir da ordentlich herum und ich war, wie fast immer, der Verrückteste. Im Schlafsaal redeten wir noch lange miteinander, bis ich merkte, dass außer mir alle schliefen.

Wir mussten dann am Montag nach Hause, da ich und auch die anderen Älteren wieder arbeiten mussten. Die Mörser Jungen waren Schüler und hatten noch genug Ferientage, so dass wir uns trennen mussten, aber schon das nächste Treffen vereinbarten. Leider schlossen sich uns nur zwei der Jungen an, aber von ihnen hörte ich alles über die Jugendbewegung und über das bündische Leben. Natürlich musste ich jetzt alle erreichbare Literatur über die Jugendbewegung und möglichst schnell eine Kothe haben. Aber eine Kohte war verhältnismäßig teuer und so dauerte es noch etwas, bis ich das Geld zusammen hatte.

Eines Tages war es soweit und an der Ruhr mühten wir uns das Ding zum ersten Mal aufzubauen. In einem bündischen Ratgeber hatte gestanden, man solle die Feuerstelle mit Steinen auslegen. Das taten wir. Aber obwohl die Steine nicht aus der Ruhr waren, sondern vom Uferstreifen, waren sie innerlich nass und wir mussten die Flucht ergreifen um nicht getroffen zu werden, weil sie bei der Feuerhitze platzten. Diesen Unsinn haben wir nie wiederholt.

Eines Tages fragte einer von den Mörsern, ob er seinen 13jährigen Bruder mitbringen dürfe. Und dann kam Uli B., der auch heute noch dem ZV abgehört und dem wir sehr verbunden sind. Ich weiß noch, wie sehr er anfangs über unser Verhalten erstaunt war. Die Sympathie für den Buddhismus, die ich in der Gefangenschaft erworben hatte, war mir

nicht nur geblieben, sondern hatte sich durch meine Besuche bei der buddhistischen Gemeinde in Moers noch verstärkt. Und da dem Buddhisten jedes Tier heilig ist, und sei es noch so klein, achteten wir, wenn wir durchs Gelände zogen, immer auf den Weg vor uns und riefen uns zu: "Vorsicht, eine Schnecke" oder "ein Käfer" oder ähnliches. Das imponierte Uli sehr.

Gleichzeitig zu meiner beruflichen Arbeit und meinem beginnendem Fahrtenleben war ich brieflich mit meinen Kameraden aus England verbunden. Wir verfassten Rundbriefe, in denen jeder seine Lage und Situation schilderte und wir vereinbarten, dass wir uns alljährlich zu Pfingsten an unterschiedlichen, historisch interessanten Orten treffen wollten. Mittlerweile gehörte Westdeutschland zum westlichen Bündnis und das Risiko eines Krieges stieg ständig. Es hatte sich auch herumgesprochen, dass Deutschland erst am Rhein zu verteidigen war und so beschlossen wir, im Falle eines Krieges gemeinsam zu versuchen, durch die Front am Rhein durchzukommen und zu überleben. Auf der Karte wurde ein Treffpunkt bei Münstereifel ausgewählt, zu dem wir uns im Kriegsfall, wenn irgend möglich, durchschlagen und uns dort treffen wollten. Zum Glück kam es nicht zu einem Krieg, aber dieser Treffpunkt spielte später in meinem Zugvogelleben als "Dicker Tünnes" eine Rolle. Auf der Karte war ein Denkmal eingezeichnet und als ich diesen Ort Anfang der 60er Jahre aufsuchte, entpuppte sich dieses Denkmal als eine Figur des heiligen Antonius. Und da dem Künstler die Figur sehr wohlbeleibt gelungen war, nannten sie die Einheimischen ziemlich respektlos "Dicker Tünnes".

Eine schöne Geschichte aus der späteren Zugvogelzeit möchte ich dazu einflechten. Ich hatte mit einer Zugvogel-Rotte eine Osterfahrt zu der besagten Stelle vereinbart. Wir trampten in Zweiergruppen und da wir viele Jüngere hatten, mussten zwei 13jährige sich ohne Ältere auf den Weg machen. Sie trampten als erste los, da sie zuerst Schulschluss hatten. Damals ging bei uns alles nach Karte und ich hatte angegeben, dem Wanderweg 8 von Münstereifel aus zu folgen bis der auf eine Landstraße 2. Ordnung und auf dieses Denkmal stieß. Alle trafen auch am Freitag ein, nur die Beiden nicht. Ich war zwar sehr unruhig, aber das kann schon mal vorkommen, dass man irgendwo an einer Auffahrt hängen blieb. Aber als sie am Karsamstag immer noch nicht auftauchten, war mir klar: am nächsten Morgen muss ich entweder zu Hause anrufen oder zur Polizei gehen. Ich gelobte also, wenn wir die Beiden finden, dann bekommt der dicke Tünnes jedes Jahr zu Ostern zwei Kerzen. Auf dem mir schwer fallenden Weg zur Post und zum Telefon sehe ich im Schaufenster eine Karte des Ortes und seiner Umgebung und da gibt es doch tatsächlich vom Ortsverein eine Wanderkarte, auf der ein ganz anderer Weg mit der Nummer 8 gekennzeichnet ist. Und dieser Weg führt auf eine Landstraße zweiter Ordnung und da ist auch ein Denkmal eingezeichnet! Jetzt war ich frohen Mutes und tatsächlich fanden wir dort unser Zeichen und auch die Beiden selbst bei einem Bauern in der Nähe. Der dicke Tünnes bekam mehrere Jahre nacheinander seine zwei Kerzen. Als ich diese Geschichte meinem Freund Wilhelm U. erzählte, lachte der und sagte "Kein Wunder! Der heilige Antonius zu Padua ist ja auch der Heilige für verlorene Gegenstände!" [93]

Eine Großfahrt 1949 quer durch Deutschland schweißte die lose kleine Gemeinschaft weiter zusammen.

Aus dieser frühen privaten bündischen Zeit berichtet Gero weiter:
"Allmählich nahm die Zahl seiner jugendlichen Begleiter/Fahrtenfreunde zu und schließlich leitete Gero zeitweise sogar 2 Gruppen in 2 verschiedenen mit jeweils knapp 10 Personen. Mit diesen Jugendlichen/jungen Männern fuhr Gero oft in Jugendherbergen. Gero und die Gruppe hatten damals eine "rote Phase" und sangen damals deswegen kommunistisch-sozialistische Lieder/Rotfront-Lieder.[94]

---

[93] Mail von Gero mit Nachtrag-Teil 6 vom 13. 11. 012
[94] Geburtstagsrede von Gero 2010

Seine erste Großfahrt machte Gero im Jahre 1953 zusammen mit einem ehemaligen Gefährten aus der Gefangenschaft und 2 älteren Jungen seiner Gruppe. Gero berichtet über diese Fahrt:

„Einer der Gefährten aus der Gefangenschaft im Trumpington-Lager, Siegfried, war von seiner Firma nach Köln versetzt worden und wir sahen uns öfter. Von meinen Bemühungen, eine Gruppe aufzubauen, hatte ich ihm erzählt und er war ein paar Mal mit dabei. Die Idee, 1953 in die Schweiz zu trampen war seine Idee. Ich hätte mich allein nicht getraut. Man brauchte für die Schweiz noch ein Visum. Die Schweiz war im Krieg zwar neutral geblieben, aber ich wusste nicht, wie sich die Schweizer nach den bekannt gewordenen Verbrechen der Deutschen uns gegenüber verhielten. Es kam hinzu, dass ich noch nie per Anhalter gefahren bin und mir das eigentlich auch suspekt war. Für Jugendliche war es verständlich, dass sie diese Möglichkeit, raus zu kommen, auf diese Weise nutzten, aber als Erwachsener vermutete ich immer, dass der Fahrer sich fragte, warum hat der Kerl kein eigenes Auto.

Dahinter verbarg sich meine merkwürdige Ansicht, dass ich diesen Weg, den Individualverkehr zu bevorzugen, für falsch hielt. Das mag ein Widerspruch sein, wenn man dann die Fahrzeuge anderer benutzt, aber ich habe für mich allein, wenn möglich, immer den öffentlichen Verkehr genutzt und ich bin ja auch heute noch ein Eisenbahn Fan, wenn meinen Möglichkeiten jetzt auch körperliche Grenzen gesetzt sind. Ich wäre auch damals schon immer viel lieber mit der Gruppe mit dem Zug gefahren, aber das war für eine Jugendgruppe eben zu teuer.

Die Pimpfe, die mittlerweile in der Gruppe waren, konnten auf keinen Fall mit in die Schweiz fahren. Man konnte doch keine elf- zwölfjährigen Jungen zu zweit in die Schweiz trampen lassen. Die Verantwortung wollte ich nicht übernehmen. So zogen wir zu viert los: Siegfried trampte mit Hubert, der von den Moersern übrig geblieben war und ich mit Franz, dem Lehrling bei Nießwandt.

Das Trampen war damals sehr viel einfacher als heute. Um von Essen nach Süden zu kommen, musste man damals zur Autobahnanschlussstelle Düsseldorf Nord an der A3 (heute Breitscheider Kreuz). Damals war das wirklich noch ein Kreuz mit vier lang gezogenen Auffahrten von der B1 auf die A3. Man konnte dort erlaubter Weise gut stehen und die Fahrzeuge konnten auch anhalten. Das einzig Unangenehme war damals, dass in den Ferien und an Wochenenden sehr viele Tramper unterwegs waren und es immer starke Konkurrenz gab.

Schlecht war es, wenn man einen Fahrer erwischte, der nach Köln wollte, denn der fuhr garantiert in Köln-Mülheim ab und da fuhr natürlich kaum ein Kölner auf, der nach Süden wollte. Wir Neulinge, Franz und ich, erkannten diese Tatsache auch ziemlich schnell, allerdings erst in Köln und so latschten wir, meist im Straßengraben, die wenigen aber beschwerlichen Kilometer zur nächsten Auffahrt Köln-Dellbrück. In Karlsruhe war Schluss mit der Autobahn und es ging über die Bundesstraße 3 nach Basel, wo wir uns in der Jugendherberge trafen.

Siegfried hatte die Fahrt vorbereitet und so ziemlich alle Sehenswürdigkeiten waren enthalten. Mit dem Trampen klappte es so lange gut, wie wir uns auf normalen Straßen bewegten. Aber die versuchte Siegfried weitgehend zu meiden, wie er auch unbedingt das Zünftige liebte. Seine Idee war es auch, auf dem Rigi zu übernachten. Die Rigi-Kulm liegt immerhin nicht ganz 1800 Meter hoch. Mit unseren dünnen Deckenschlafsäcken in den US-Zelten haben wir ganz entsetzlich gefroren und kaum ein Auge zugemacht. Sobald die ersten Sonnenstrahlen die Kuppe berührten, standen wir auf einzelnen, höher gelegenen Steinen, die bereits von der Sonne erfasst wurden, um wieder aufzutauen.

"Durch diese hohle Gasse muss er kommen, es führt kein anderer Weg nach Küssnacht hin". Wer kennt nicht jenen Satz aus Schillers "Wilhelm Tell". Wir mussten natürlich den endlos steilen Weg nach Küßnacht hinunter. Ich dachte, mir brechen die Knie durch.

Natürlich mussten wir auch zum Rhonegletscher und über den Furkapass und zum Furkagletscher. Per Tramp über den Furkapass zu kommen erwies sich als unmöglich. Die wenigen Autos, die da fuhren waren voll besetzt. Siegfried hatte die Idee hinüber zu laufen, aber ohne Gepäck. Einer sollte den Postbus nehmen und mit allen Affen hinauffahren. Dieser eine konnte natürlich nur ich sein. Die Schweizer Postbusse waren bequem und zuverlässig. Aber sie nahmen nur so viele Fahrgäste mit, wie Sitzplätze vorhanden waren. Da machten sie keine Ausnahme. Da ich alleine mit vier Affen zwar an einer Haltestelle, aber auf freier Strecke stand, waren die Busse alle besetzt und ich machte mir schon Gedanken wo ich mein Lager aufschlagen sollte, als mich dann doch noch einer mitnahm.

Das Matterhorn zu sehen, war für uns ein Muss und es ist wirklich ein herrlicher Anblick. Zermatt ist autofrei, die Zufahrt für den Privatverkehr ist nur bis Täsch, 5km vor Zermatt, erlaubt. Von da muss man mit der Bahn fahren. 5 Kilometer kann man natürlich bequem laufen und besonders dann, wenn man ohne Gepäck marschiert und wenn der Gero, der damals noch Rolf hieß, sich mit vier Affen in den vollen Zug zwängte. Genau genommen war ich auf der Fahrt so ziemlich der Depp.

Von Zermatt mussten wir auf den Gorner Grat. Der ist über 3000 Meter hoch, ein Höhenunterschied zu Zermatt von über 1500 Metern. Hinauf führt eine Bergbahn. Ich wollte natürlich hinauffahren, aber Siegfried überredete die beiden Jüngeren dazu, dass man das Geld gut sparen könne. Der einzige Weg hinauf verlief dicht neben den Schienen der Bergbahn, von wo aus wir, mit den Affen auf dem Buckel, ausnehmend bestaunt und hin und wieder auch fröhlich ermuntert wurden. Was mich zur Weißgut brachte

Es führt vom Gorner Grat über den Gornergletscher ein Fußweg nach Italien. Ich hatte zu Hause zugestimmt, diesen Weg zu laufen. Wir waren auch aufgebrochen, aber als wir an die ersten tiefen Gletscherspalten kamen, ohne Seile, ohne Eispickel oder Ähnliches, gebot ich halt. Ich sagte Siegfried, dass er gerne allein weitergehen könnte, die Jungen aber kämen mit mir! Da gab er klein bei, vor allem, weil die Jungen auf mich hörten. Zum Glück endete hier die Fahrt und es ging nur noch Richtung Heimat. Aber schon da war für mich klar, dass ich weitere Großfahrten unter allen Umständen mit den Jungen allein unternehmen würde.

Zwei Erlebnisse sind mir in Erinnerung geblieben. Ich saß in einem vornehmen, ziemlich neuen Mercedes vorne neben dem Fahrer, als der mich fragte, wie man diese Lederhosen eigentlich reinige. Ich war drauf und dran ihm zu sagen, dass man sie auf keinen Fall säubere, sondern stolz darauf sei, wenn sie besonders speckig wären. Zum Glück kam er mir zuvor und fragte "mit Waschbenzin?" Was ich freudig bejahte.

Von Zermatt trampten wir nach Schaffhausen, um dort als letztes den Rheinfall zu besichtigen. Für diese ziemlich weite Strecke hatten Franz und ich das Glück, gleich hinter Täsch einen Reporter zu erwischen, der nach Basel wollte. Er hatte allerdings unterwegs noch einen Besuch zu machen und wollte in dem Ort übernachten. Er setzte uns deswegen abends am Ortsende ab und lud uns dort am nächsten Morgen wieder auf, wobei er noch ein gutes Frühstück für uns mitbrachte. Es war eine wunderbare Fahrt. Der Mann war äußerst wissbegierig und wollte alles möglich über den Krieg und meine persönliche Beteiligung wissen. Wir quasselten und diskutierten so angeregt, dass die zwei Tage wie im Fluge vergingen. Das war ein Tramp, der mir gefiel.

Den Wasserfall bei Schaffhausen sahen wir uns zusammen an und marschierten dann 4 km aus Schaffhausen heraus bis zu einer Wegegabelung, wo die links abzweigende Straße zur deutschen Grenze führte. Die Gabelung bildete ein Dreieck mit einer Wiese und einem schattigen Baum und war als eine Art Kreisverkehr gestaltet.

Wir versuchten zu trampen, aber da kam etwa jede Stunde ein Auto. Eigentlich hielt jeder, aber es waren alles Schweizer, die nur drei oder vier Kilometer weit fuhren. An der rechten Gabelung war eine Bushaltestelle. Es gab zwei Buslinien, wobei die eine auf Schweizer Gebiet blieb und die andere nach Deutschland führte. Die Busse dieser zweiten Linie fuhren allerdings nur zweimal täglich, aber damals in etwa zwei Stunden fuhr der nächste.

Wir lagen also zufrieden auf der Wiese in der Mitte, waren aber schon überpünktlich an dem Haltstellenschild. Wir sehen den Bus auch kommen, doch zu unserem Entsetzen fuhr er nicht die Haltestelle an, sondern gleich auf die linke Spur, ohne den Kreisverkehr zu benutzen. Unser Schreien und Winken hat er entweder übersehen oder wollte es nicht sehen. Das war für uns der Reinfall von Schaffhausen! Wir latschten dann die 16 km bis zur Grenze und dann weiter bis zur ersten vernünftig belebten Straße.

Siegfried sah ich in Zukunft nur noch selten, unsere Ansichten von Fahrt gingen zu weit auseinander. Seine Fahrten waren Feldzüge. Trenk, der Siegfried später einmal kennen lernte, gab ihm sofort einen Namen: "Das ist kein Bündischer, das ist ein Waldsoldat!" [95]

Von nun an plante Gero Auslandsfahrten alleine mit seiner Gruppe durchzuführen.

Die Lager im Ratinger Wald im Rheinischen Raum ab Herbst 1953 bis Sommer 1956

Eine bündische Gruppe macht nicht nur Großfahrten oder Heimabende, sie macht auch Wochenendfahrten. Und häufig gibt es dafür bevorzugte Gegenden oder Zeltplätze. So bevorzugten die Kölner Gruppen vor und nach dem 2. Weltkrieg häufig das Naafbachtal. Die private bündische Gruppe um Gero fuhr regelmäßig, wie andere bündische Gruppen auch, in das Waldgebiet nördlich von Ratingen.

„Noch in diesem Jahr 1954, im September, kam Uli B. zu uns. Er hatte begonnen das Gitarrenspiel zu erlernen und ich feuerte ihn stark an. Mit ihm konnten wir endlich gesangmäßig richtig loslegen. Ich war damals dem Buddhismus sehr zugetan und so wurde bei unseren Wanderungen querfeldein immer auch auf den Boden vor uns geachtet und es wurde dann darauf hingewiesen, "Vorsicht! Käfer, Vorsicht, Schnecke". Uli war davon sehr beeindruckt.

Aber in dieser Zeit lernten wir auch zwei andere unabhängige Gruppen kennen, die eine aus Essen, die andere aus Düsseldorf. Durch sie wurden wir nun richtig bündisch im Guten, wie im Schlechten. Von da an trugen wir auch Jujas und wir schneiderten uns selber Baretts. Zumindest wir etwas Älteren waren so gut wie fast jedes Wochenende auf Fahrt, und fast immer zusammen mit den beiden anderen Gruppen. Die Jahreszeit spielte keine Rolle, Eis und Schnee störten uns nicht. An jedem Wochenende lernte ich ein paar für mich neue Lieder.

Unser gemeinsamer Treffpunkt war der Stinkesberg im Ratinger Wald. Ein kleiner Bach teilte sich dort und bildete so etwas Ähnliches wie eine baumlose Halbinsel, während uns sonst ringsum dichter hoher Fichtenwald umgab. Man trampte zum "Krummen Weg" in der Nähe der Autobahnauffahrt Düsseldorf-Nord und hatte dann etwa eine Stunde auf

[95] Mail Geros vom 7. 12. 012, Die Schweizfahrt.

schmalen und teilweise erst selbst getretenen Pfaden durch den Ratinger Wald zu laufen, um zum Kothenplatz zu kommen.

Wir benutzten das Wasser des Baches um unseren Tee und Tschai zu kochen, was damals noch möglich war. Wir liebten das rauchfreie Feuer und so wurden nur die trockenen Zweige der Fichten genommen. Einer kletterte bis zum ersten Grün und schlug dann, abwärts rutschend, die abgestorbenen, selbst bei Regen noch pulvertrockenen Äste und Zweige ab. Nach einiger Zeit sahen die Fichten in unserem Umkreis alle sehr eigenartig aus, nämlich ein schlanker astloser Stamm mit einer dicken grünen Krone. Es wundert mich heute, dass wir das damals so lange treiben konnten.

Und dabei waren wir nicht die Einzigen im Ratinger Wald. Zu der Zeit gab es ja noch zahllose Bünde, von denen man heute kaum noch die Namen kennt. Und die Gruppen aus Düsseldorf und aus dem Ruhrgebiet hatten ihre Kothenplätze vornehmlich entweder im Ratinger Wald oder am Duisburger Entenfang. Beliebt waren Nachtmärsche und hin und wieder schlich man sich an fremde Kothen heran. Ich erinnere mich daran wie wir einmal die Kothe von Pavel, dem Jungenschaftler aufspürten. Sie sangen und wir warteten eine Pause ab. Dann schrie ich plötzlich los, den Förster markierend: "Was ist denn hier los? Mitten im Wald ein Feuer! Wer ist der Führer?" Von drinnen kam die ungerührte Antwort. "Der Führer ist gefallen!" Wir krochen dann noch in die schon volle Kothe, rückten eng zusammen und sangen eine Weile gemeinsam, bis wir uns dann wieder auf den Weg machten.

Ein anderes Mal machten wir einen Nachtmarsch zum Entenfang, weil dort oft Pfadfinger lagerten. So war es denn auch. Es standen mehrere US-Zelte dort und in der Mitte ein Feuer, an dem ein Junge Wache hielt. Wir schlichen an ein Zelt heran, öffneten es leise und zogen dem dort liegenden Schläfer sein Kopfkissen weg. Aber das Kopfkissen war seine Hose und als wir am Sonntagmorgen nach dem Frühstück erneut zum Entenfang liefen, saß der Hosenlose da und hatte nicht mit in die Messe gehen können. Er machte keinen sehr fröhlichen Eindruck, obwohl er doch froh sein musste nicht in der Unterhose nach Hause fahren zu müssen.“[96]

Das Fahrtenjahr 1954

Nach dem Krieg wurden in Orientierung an die Großfahrten innerhalb Deutschlands der frühen Wandervögel und zunehmend an die Vorkriegs-Auslandsfahrten der Nerother auch Großfahrten und Auslandsfahrten bei anderen bündischen Gruppen immer beliebter. Aus Kostengründen war, wie schon vorher bei den Nerothern, das Trampen die Hauptmethode, große Strecken zu überwinden. Auch die Gruppe um Gero wurde von dieser Sehnsucht nach Großfahrten im Inland und Ausland erfasst. 1954 war für die Gruppe um Gero das Jahr, in dem der bündische Fahrtenstil zum Durchbruch kam.

Gero berichtete dazu:
„1954 wagten wir zum ersten Mal eine Großfahrt per Tramp. Immerhin sind wir mit mir zu zehnt. Das ist günstig für's Trampen. So kommt auf jeden etwas Größeren einer von den Jüngsten. Denn vier von ihnen sind gerade mal 11 Jahre alt. Ich staune selbst, dass die Eltern das zuließen. Erstes Ziel war Hamburg: Übernachtung in der Jugendherberge am Stintfang, dann zu den Landungsbrücken in St. Pauli, Hafenrundfahrt, zu Fuß durch den Elbtunnel und nicht enden wollender Fußmarsch durch den Hafen. Abends in der Juhe kochen wir Spaghetti. Die sind endlich gar und müssen abgeschüttet werden. "Ich, ich kann das" meldet sich einer der Jüngsten. Ich bin skeptisch aber man soll die Jugend ja

[96] Gero, eMail vom 12. 1. 013

fördern. Die Spaghetti landen zwar zuerst im Spülbecken, haben dann aber auch noch geschmeckt.

Nächstes Ziel ist Nordstrand und auf Nordstrand wollen wir zum Norderhafen. Wir marschieren stramm auf der linken Straßenseite, aber der Autoverkehr war damals noch sehr gering. Schließlich beschließen wir diese ewigen Kurven nicht mehr mitzumachen und laufen querfeldein, nach dem Kompass. Das heißt zwar immer wieder durch Wasserläufe und Morast laufen, so dass wir die Schuhe mehr in der Hand halten als an den Füßen. Ab es macht allen Spaß und wir erreichen das Ziel dennoch.

Am nächsten Tag zeigt sich erstmals, dass die Fahrt unter keinem guten Stern steht, es beginnt zu regnen und es hört nicht mehr auf. Es gibt kaum etwas Blöderes als im strömenden Regen am Meeresstrand in US-Zelten verbringen zu müssen. Wir haben zwar auch die Kohte mit, aber hier finden wir weder Stangen noch ein Kohtenkreuz. Also bauten wir die Amizelte auf.

Wir warten den Tag ab, erkundigen uns dann nach der Wettervorhersage und hören, dass der Regen erst mal bleibt. Aber an der Ostsee scheint die Sonne. Wir rollen die dünnen amerikanischen Deckenschlafsäcke in die Kothenbahnen. Sie werden ordentlich und exakt gerollt und um die Affen geschnallt, die damals noch absolut Brauch und leicht und billig zu bekommen waren und dann trampen wir in fünf Gruppen nach Eckernförde. Treffpunkt Post.

Bei den Märschen hatten wir schon festgestellt, dass etliche Pimpfe viel zu viele Klamotten mitgenommen haben. In Eckernförde erwarben wir einen großen Karton und schickten alle überflüssigen Sachen zu mir nach Hause. Einer der Pimpfe verkündete immer wieder in der schnoddrigen Essener Aussprache "Dat schick i na Haus, dat schick i na Haus". Damit hatte er seinen Fahrtennamen weg: Schicki!
Irgendwo in der Nähe von Eckernförde gab es eine Steilküste mit Nadelwald und einem schmalen Streifen Sandstrand. Wir fanden eine kleine Lichtung direkt am Abhang mit einem tollen Blick auf das Meer. Man musste nur den sandigen Abhang auf dem Lederhosenboden herunterrutschen und konnte baden. Das Zurückklettern war etwas beschwerlich, aber das nahmen wie gerne in Kauf, dankbar dafür, dass hier tatsächlich, wie es im Sommer sein sollte, die Sonne schien. Hier bauten wir unsere Kohte auf und begannen mit der Zubereitung des Essens.

Plötzlich ertönt eine Stimme "Ich hab es doch die ganze Zeit schon gerochen!" Der Förster! Er ließ sich nicht dadurch erweichen dass ich versicherte, wir blieben nur die Nacht. Wir mussten weg! Aber er hatte nichts dagegen, wenn wir unser komisches Zelt unten am Strand aufbauten. Nun mussten wir zum Baden nicht mehr herunterrutschen, aber um Feuerholz zu bekommen, sondern jedes Mal den Hang hinaufklettern.

Wir verbrachten noch zwei herrliche Tage an diesem schönen Platz. Und dann verfolgt uns der Fluch: es beginnt auch hier zu regnen. Dabei ist es stürmisch und die Gischt spritzt bis auf unsere Kohtenbahnen. Wir brachen schleunigst ab und machten als nächsten Treffpunkt Goslar aus.

Wir besichtigen dort die alte Kaiserstadt der Salier gebührend und schlugen am Stadtrand unsere Zelte auf. Hier finde ich heute einen Bericht von Schlack:

Am Stadtrand von Goslar stehen unsere Ami-Zelte. Eine Schar kleiner Jungen ist immer um uns. Nach allen Besichtigungen des Tages soll es endlich Spaghetti zum Abendessen geben. Der Topf mit Wasser steht schon auf dem Feuer und man wartet allgemein darauf, dass es endlich kochen möge. Da bekommen wir Besuch. Zwei Jungen, die sich uns als

Sturmvaganten vorstellen. Ein Platzregen stört plötzlich unser begonnenes Gespräch und das Kochen. Alles rennt, rettet, flüchtet in die Zelte. Die Plauderei mit den Sturmvaganten kommt auf volle Touren. Dabei empfehlen sie uns auch, eine Waldarbeiterhütte bei Hahnenklee aufzusuchen.

Es wird Mitternacht als uns unsere Gäste verlassen. Das Feuer ist natürlich aus. Alles Holz ist nass. Einige pennen schon. Als Rolf (gero) *sie wecken will knurren sie, sie hätten keinen Hunger. Sogar Borst lässt Kohldampf Kohldampf sein und bleibt lieber in seinem warmen Pfuhl liegen. Lediglich fünf Hungerleider beginnen also nach Mitternacht nach allen Regeln der Waldläuferkunst Feuer zu machen. Es wird halb zwei bis die Biester endlich gar sind. Ein Glück, dass es doppelte Portionen gibt. Es wird natürlich nicht eher geruht, bis die Verpflegung für zehn Mann in 5 hungrige Mägen gestopft ist. Dann schlafen alle endlich den Schlaf der Gerechten.*

Soweit der Bericht. Am Morgen beginnt es erneut zu regnen. Wir bauen die nassen Zelte ab und flüchten in die Jugendherberge. Wir haben zwar noch keine Instrumente, aber wir singen trotzdem gerne. Es ist ein Gemisch von uralten Fahrtenliedern, was wir singen, und von neueren Liedern, Lieder die ich im Jungvolk gesungen habe und die nicht politisch gefärbt waren, Lieder die sich gegen den von Adenauer geplanten Aufbau einer neuen Armee richten, alte und neue kommunistische Lieder. So war uns "Spaniens Himmel" bekannt und wir sangen auch das Lied aus Travens Totenschiff "Was gehen euch meine Lumpen an".

Dieses Gemisch sangen wir in der Juhe und der Herbergsvater rief mich zur Seite und fragte, was wir eigentlich für ein komischer Haufen wären, wir sängen alte Nazilieder, kommunistische Lieder und vulgäre Lieder, wohin wir eigentlich gehörten. Da war ich in Erklärungsnot. Wir gehörten ja nirgends wohin. Das gefiel mir schon lange nicht mehr. Ich hatte inzwischen Werner Hellwigs "Knabenfährte" gelesen und Nerother zu werden hätte mir schon gefallen. Aber ich wagte es nicht, mit meinem zusammen gewürfelten Haufen auf der Waldeck zu erscheinen und um Aufnahme zu bitten. Ich habe das oft bereut.

Da passte es mir ausgezeichnet dass wir hier in der Jugendherberge Goslar einen jungen Burschen aus Offenbach kennen lernten, der zur dortigen Waldläufertrucht gehörte und um uns warb. Wir stimmten zu und wurden automatisch Mitglied in diesem Bund, ohne jemals einen anderen Waldläufer als unseren Werber kennen zu lernen. Der Ehrenvorsitzende dieses Bundes war auch Vorsitzender des Jugendherbergwerks und so bekamen wir kurz nach unserer Rückkehr von der Fahrt einen Führerausweis für das DJH. Das war schon mal was wert. Nun brauchte nicht jeder einzelne einen Ausweis, mein Führerausweis genügte.

Doch zurück zu unserer Fahrt. Wir übernachteten dann in der uns von den Sturmvaganten empfohlenen Hütte. Sie war zwar ohne Tür aber sie bot nicht nur hervorragenden Schutz vor dem Regen, sondern sie hatte auch eine Feuerstelle in der Mitte. Hier der Bericht eines unserer Jungen von dieser Nacht in der Hütte:

Die Hütte ist erreicht. Es gießt in Strömen. Schon bald brennt ein Feuer in der Hüttenmitte. Die notwendigen Arbeiten werden gemacht. Da kommt ein Motorrad den morastigen Waldweg heruntergefahren. Ein Beinamputierter, der auf einer Urlaubsfahrt ist, sucht wie wir ein gutes Quartier. Er ist erfreut, dass er Gesellschaft findet. Die Freude ist jedoch nicht ganz auf beiden Seiten. Dennoch haben wir bald Fühlung genommen und wir empfinden nicht mehr die Fremdheit unseres Gastes. Zum Abendessen gibt es Kartoffelklöße. Die Sache gelingt jedoch nicht ganz. Die Dinger sind hart wie Kruppstahl und zäh wie Leder. Schließlich liegt aber auch der letzte Kloß im Magen verstaut. Wir singen unsere Lieder. Was mag unser Gast wohl denken, wenn er Spaniens Himmel hört? Draußen rinnt der

Regen. Das Feuer wirft gespenstische Schatten an die Hüttenwand; seine Wärme tut den Schlafenden gut. Stündlich wechselt die Feuerwache.

Während wir uns am Morgen noch in unseren Schlafsäcken räkeln, kommt ein unliebsamer Besuch - der Förster. In beleidigendem Ton fordert er uns auf, die Hütte sofort zu verlassen. Die Stimmung ist dementsprechend. Wir beschließen zur DJH Bockwiese überzuwechseln. Siegfried und Erich müssen nach Hause trampen, da ihr Urlaub zu Ende ist, während wir anderen die so gastliche Hütte zerknirscht und traurig verlassen.

Wie geschildert überraschte uns, noch halb im Schlaf, der Förster. Diesmal kein so netter Mensch wie der in Eckernförde. Er stand vor mir, das Gewehr zwar nicht im Anschlag, aber immerhin seitlich umgehängt, die Hand am Abzug. Ich erklärte ihm, dass wir vor dem Regen Schutz gesucht hätten; dass die Jungen zu müde gewesen seien um weiter zu laufen. Er musterte mich verächtlich und sagte wörtlich "Leute ihres Schlages haben hier schon genug Schaden angerichtet!"

Ich war so empört, wie selten. Ich spüre diese unverschämte Beleidigung noch heute, wenn ich mich nur daran erinnere. Natürlich mussten wir sofort verschwinden und er blieb bei uns, bis wir abmarschierten.

Aber von da an besserte sich das Wetter tatsächlich ein wenig und es gab nur noch einzelne Schauer, die mit strahlender Sonne wechselten. Überall waren die Brombeeren reif und die Blaubeeren und immer wieder wurde die Wanderung unterbrochen, weil es hier besonders viele Beeren gab. Immerhin konnte man auch davon so einigermaßen satt werden. Da zeigten sich denn auch die verschiedenen Charakteren, die einen stopften sich die Früchte sofort in den Mund, andere sammelten erst die Kochgeschirre voll um dann später, wenn die meisten anderen nichts mehr hatten, genüsslich zu mampfen.
Wir durchstreiften den Harz, übernachteten aber jetzt in Jugendherbergen. Von Bockwiese trampten wir nach Clausthal Zellerfeld.

Über die dortige Jugendherberge schrieb ein anderer Pimpf: *Nachdem wir eine halbe Stunde am Annahmeschalter der JH Clausthal-Zellerfeld gewartet hatten, bemühte sich endlich der Herbergsvater um uns. Wir bekamen einen Platz im Dachgeschoß zugewiesen, denn die JH war von einem Gesangverein in Anspruch genommen worden. Unser Geld war bald alle, aber wegen des Regens konnten wir nicht im Freien abkochen. So mussten wir eine Mahlzeit von der Jugendherberge kaufen. Es gab Rotkohl und Kartoffeln. Ein Teller kostete 1,-DM, Nachschlag gab es nicht. Abends besorgten wir uns Haferflocken, Zucker und Büchsenmilch. Das Ganze wurde mit warmem Wasser verrührt. Es ergab ein vorzügliches Mahl, an dem wir uns noch am nächsten Morgen stärkten. Nach geruhsamer Nacht verließen wir die sooo gastliche Herberge und setzten als nächsten Treffpunkt Waldeck fest.*

Es war nicht die Waldeck im Hunsrück gemeint, sondern Waldeck in Hessen am Edersee. Endlich gab es kein Regen mehr. Wir besichtigten die Burg und hörten die schauerliche Geschichte von dem Gefangenen, der allein den tiefen Brunnen graben musste und dafür nach Fertigstellung die Freiheit erlangte. Er blieb also Tag und Nacht in dem tief in den Berg gehauenem engem Schacht, bis er auf Grundwasser stieß. Als man ihn dann hochzog, erblindete er. Alle waren von der Geschichte gerührt, ansonsten verbrachten wir die letzten Tage unserer Fahrt am See mit Schwimmen und mit Kahnfahren. Die Fahrt hatte gezeigt, dass wir getrost größere Fahrten planen konnten."[97]

[97] Gero eMail 12. 1. 013

Das weitere Fahrtenjahr 1954 und das Ende der Mitgliedschaft in der Waldläufertrucht Anfang 1955

Gero hatte nicht die Absicht sich und seine Gruppe an die Waldläufertrucht zu binden, er war nur das ständige Gefrage in Jugendherbergen usw. leid „Was seid ihr denn für ein Haufen?". Gero bemerkte dazu:

„Wir hatten also gar nicht die Absicht an dem Bundesgeschehen, das hauptsächlich in Hessen und im Großraum Frankfurt stattfand, teilzunehmen. Wir zahlten unseren Beitrag und damit war die Sache für uns erledigt. Der Bund fand das gar nicht lustig und stellte uns ein Ultimatum, auf einem Lager zu erscheinen. Also machten wir uns Pfingsten 1954 auf den Tramp zum Bundeslager der Waldläufertrucht, irgendwo am Main. Wir hatten eine zweite Gruppe bilden müssen, weil nicht mehr alle in eine Kohte passten und außerdem war D. aus Düsseldorf mit einigen Jungen zu uns gestoßen, so dass wir ein ganz stolzer Haufen waren. Wir übten intensiv zwei Lieder für den Wettstreit und waren gar nicht schlecht.

Durch einen kaum glaublichen Zufall traf sich der größte Teil von uns an einer ziemlich toten Autobahn Auffahrt im Westerwald und hatten die Schnauze vom Trampen voll. So beschlossen wir, die anderen an der Auffahrt abzufangen und unser eigenes Lager in der Nähe an einem schönen Platz abzuhalten."[98]

Und an anderer Stelle berichtete Gero dazu:
„1954 sollten wir nun auch endlich mal beim Bundeslager "unseres" Bundes, der Waldläufertrucht zu Pfingsten im Odenwald erscheinen. Doch das Schicksal wollte es anders. Durch Zufall wurden drei unserer Trampgruppen an der Auffahrt Bad Honnef abgesetzt. Darunter war auch ich. Nachdem wir eine Weile gewartet hatten, beschloss ich, zu versuchen unsere anderen Jungen auch hier anzuhalten, was auch gelang. Zu unserem großen Erstaunen stellten sich auch die Düsseldorfer hier ein. So machten wir unser eigenes Bundeslager und verzichteten auf das Treffen im Odenwald. Das war für die Bundesführung kaum noch zu schlucken, dass wir schon wieder nicht erschienen, aber im Moment unternahmen sie immer noch nichts."[99]

„Im Herbst 1954 unternahmen wir eine Fahrt in den Bayerischen Wald, diesmal aber allein. Wir fuhren mit dem Zug zu unserem Fahrtenziel.[100] Es wurde eine schöne, wenn auch anstrengende Fahrt. Ich war richtig stolz auf unseren Haufen und ich meine auch heute noch, dass wir uns schon sehen lassen konnten.

Silvester 1954/55 feierten wir wieder gemeinsam mit zwei anderen Gruppen in der Jugendherberge Ratingen. Meinen DJH Führerausweis hatte ich nicht abgegeben und so übernachteten wir alle zusammen auf meinen Ausweis. Damals behielt der Herbergsvater meinen Ausweis ein, mit der Begründung, dass dieser Ausweis nicht in Essen, sondern in Detmold direkt vom Jugendherbergswerk ausgestellt worden sei.

Kurze Zeit später, im Februar 1955, erhielt ich Post vom Jugendamt der Stadt Essen. Der Stadtjugendpfleger bat mich, zu einem Gespräch vorbeizukommen. Das tat ich denn auch. Er fand es nicht richtig, dass es in Essen eine Jugendgruppe gäbe, von der er nichts wisse. Ich erinnerte ihn daran, dass wir jetzt in einer Demokratie lebten und dass jeder Bürger das Recht habe Gruppen zu bilden, so viel er wolle. Er gab mir zwar Recht, aber er schilderte mir die Vorzüge, wenn wir uns beim Stadtjugendring beteiligten. Ich ließ mich überreden und meldete uns bei ihm an und nach einiger Zeit erhielt ich den Bescheid, dass

---

[98] Geburtstagsrede von Gero 2010
[99] Gero, eMail 12. 1. 013
[100] Gero, eMail 25. 1. 013

wir in den Stadtjugendring aufgenommen seien, als Waldläufertrucht natürlich. Aber etwa gleichzeitig legten die Waldläufer mir nahe, den Bund wegen Desinteresse unsererseits zu verlassen. Das taten wir dann auch im März 1955. Das erfuhr der Stadtjugendring aber nicht, und so blieben wir noch eine Weile Waldläufer."[101]

Das Fahrtenjahr 1955

Ostern 1955 unternahmen wir eine weitere Schwarzwaldfahrt. Es war erstaunlich heiß, aber auf dem Feldberg lag noch Schnee. Es gibt ein Foto, wo wir auf dem Lederhosenboden einen Schneehang hinunter rutschen.[102]

Nach der erfolgreichen Großfahrt 1954 in den nördlichen Teil der Bundesrepublik lockte nun die erste Auslandsfahrt. Beliebt waren damals bei den bündischen Gruppen Fahrten nach Nordeuropa (Skandinavien) und nach Südosteuropa (Balkan, Griechenland). Anfangs plante Gero, mit seiner Gruppe 1955 nach Schottland zu fahren, wo er so viele Jahre als Kriegsgefangener verbracht hatte. Gero versuchte die Gruppe mit der Erzählung nach Schottland zu locken, dass er wüsste, wo die Reichskriegsflagge eines U-Bootes auf dem Gelände des ehemaligen Gefangenenlagers vergraben sei. In 14 Tagen sollte es losgehen.

Die Gruppe traf sich noch einmal zu den letzten Besprechungen, zu denen Gero unüberlegt mit der Nachricht kam: „Es regnet in Schottland schon seit sechs Wochen. Wenn das in meiner Gefangenenzeit passierte, konntest du den ganzen Sommer vergessen". Daraufhin sagte Uli B lapidar, „In Jugoslawien sind 40 Grad!" Damit war die Schottlandfahrt erledigt und die Gruppe entschied sich, nach Venedig zu trampen und von dort gemeinsam auf der „Proliterka" nach Split zu fahren. Ulli kannte das alte Partisanenlied „Janes, krainsky Janes" schon und die Gruppe übte es und hatte damit vor Ort große Erfolge…

Die Fahrt endete in Belgrad von wo aus die Trampgruppen mit 5 Mark nach Hause entlassen wurden, weil wir drei Älteren F., H. und Gero für ein Viertel Jahr nach Süden, nach Griechenland und in die Türkei trampten. Was dann der Anlass war, die nächste Großfahrt unbedingt nach Griechenland zu planen.[103]

Gero berichtet dazu ausführlicher:
„Ich hatte den Jungen oft und viel von Schottland erzählt, von der herrlichen, fast menschenleeren Gegend und der Gastfreundschaft der Schotten. 1955 sollte es also in den großen Ferien nach Schottland gehen. Ich besorgte Karten, erkundigte mich nach den Fahrgelegenheiten und den Preisen.

14 Tage vor der Fahrt trafen wir uns am Entenfang. Ich kam mit der neusten Nachricht, dass es in Schottland schon sechs Wochen regnet. Darauf erwiderte Uli kurz und knapp: "In Jugoslawien sind 40 Grad!" Das gab den Ausschlag, denn ich hatte ja tatsächlich in meiner Zeit in Schottland Sommer erlebt in denen es so gut wie nie aufhörte zu regnen.

Pässe und dergleichen hätten wir auch für Schottland gebraucht, aber für Jugoslawien brauchte man ein Visum. Am nächsten Wochenende sammelte ich die Pässe ein, bat bei meiner Firma um einen freien Tag und fuhr nach Bad Godesberg-Mehlem zur jugoslawischen Botschaft. Das dauerte dort ein paar Stunden, aber dann hatten wir die Visa. Die Eltern eines Pimpfes hatten es sich überlegt und gaben jetzt auch ihre Zustimmung ihren Sohn teilnehmen zu lassen. Der hatte jetzt natürlich noch keinen Kinderpass, aber der war schnell zu besorgen. Lediglich das Visum war ein kleines Problem.

---

[101] Gero, eMails vom 12. 1. 013 und Ergänzungen dazu vom 18. 1. 013 und 23. 1. 13
[102] Die Bemerkung zur Schwarzwaldfahrt Ostern 1955 nach eMail von Gero vom 23. 1. 013
[103] Geburtstagsrede von Gero 2010

An einem Donnerstag (letzter Schultag) und nachmittags ging es los: Treffpunkt Markusplatz in Venedig! Ich trampte mit Schlunzi, der jetzt einen Kinderpass aber noch kein Visum hatte, nach Mehlem. Sie nahmen zwar auch am Nachmittag noch den Ausweis entgegen, aber das Visum gab es erst am nächsten Vormittag. Wir mussten also noch eine Nacht am Rhein verbringen. So kamen wir denn auch drei Tage später am Treffpunkt Venedig wie die ersten. Wir kamen früh am Morgen in Venedig am Markusplatz an und fanden unsere anderen acht auf den Treppenstufen der Basilika und die Leute stiegen darüber hinweg. Heute natürlich undenkbar, aber damals machte ein Besuch Venedigs noch Spaß. Ich besorgte die Tickets für die "Proleterka" die erst am späten Abend abfuhr. Wir hatten also noch reichlich Zeit zu Besichtigungen, die nichts kosten. Auf den Besuch der Räumlichkeiten mussten wir aus Geldmangel verzichten. Schließlich kostete die gesamte 3 wöchige Fahrt 80,- DM. Erstaunt war ich darüber, dass uns die Italiener verboten im Hafen zu baden. Aber den Tag bekamen wir gut herum und dann ging es an Bord. Wir sicherten uns gleich einen festen Platz im Bug, hielten uns hauptsächlich dort auf und schliefen auch dort.

Wir hatten die Fahrkarten bis Triest gebucht, weil ich annahm, dass sei die billigste Route. Dann erfuhren wir an Bord, dass wir mit unseren Fahrkarten auch bis Split fahren könnten. Dort kamen wir am frühen Morgen an.

Ich sagte, wir müssen jetzt erst mal gucken, dass wir eine Bank finden. Sekunden später meldete sich ein Pimpf, "Rolf, da ist doch eine Bank!" Er hatte natürlich an das Frühstück gedacht. Ich auch, aber um etwas Essbares zu ergattern musste ich doch erst Geld umtauschen. Schließlich fanden wir eine Bank, die auch umtauschte. Wir mussten noch warten, dann hatten wir endlich Dinare in den Händen. Um richtiges Brot zu kaufen, war es schon zu spät, alles ausverkauft. Aber Maisbrot gab es noch. Beim ersten Mal schmeckte das noch ganz gut, aber da wir die nächsten Tage fast nur noch Maisbrot bekamen, hatten wir davon erst mal genug. Und es lag nicht daran, dass wir nicht früh genug waren; einer opferte sich beim ersten Morgenstrahl einen Bäcker zu suchen und musste nur darauf achten, wo Menschen Schlange standen, da gab es Brot. Oft eben nur Maisbrot.

Aber es gab schon die verrücktesten Dinge. Eines Tages kommen zwei der Jüngeren von Einkauf zurück und berichten mir, dass sie zwar Brot haben können aber ein Kilo gekochten Schinken dazu nehmen müssten. Ein Kilo gekochter Schinken! Bei der Hitze! Einmal erlaubten wir uns essen zu gehen. Es gab Hammel. Ich suchte später nach einem Platz wo wir schlafen konnten und kam an den Knochenresten der Tiere vorbei. Ich glaube, es waren Hunde. Aber ich sagte keinem etwas.

Wir wollten von Split aus gen Süden und natürlich zur Mostarbrücke. Anfangs latschten wir gewaltig, aber bei der Hitze war das am Tage kaum auszuhalten. Also trampten wir. Es gab fast ausschließlich LKWs, außerdem trauten wir uns nicht uns zu trennen. Wir wurden auch fast von jedem Laster hinten aufgeladen, aber da das verboten war, mussten wir vor jedem etwas größerem Ort absteigen, durch den Ort laufen und am anderen Ende wieder trampen. Bei Makarska machten wir einen Ruhetag. Wir hatten einen schönen Platz am Meer und Mehl und Eier ergattert und es gab Eierpfannekuchen. Dabei schuf Uli die Lebenweissheit "man soll den Pfannekuchen nicht vor dem Wenden loben!" Wir aßen die lecker aussehenden und duftenden Pfannekuchen nicht gleich, doch was dann kam, hatte ich noch nie erlebt. Innerhalb weniger Minuten wurde aus dem heißen Sommer ein Unwetter. Wir bauten traditionell unsere Kohtenstangen immer von innen auf und jetzt hockten wir alle in der Kothe und hielten sie krampfhaft an den Stangen fest, sonst hätte sie sich mit Sicherheit selbständig gemacht. Eine Unmenge Wasser stürzte vom Himmel, aber mit einem Schlag war wieder alles vorbei. Strahlende Sonne und alles um uns herum dampfte. Die fertigen Pfannekuchen hatte einer geistesgegenwärtig mit in die Kohte gerettet, aber der offene Topf hatte das Unwetter hautnah miterlebt. Und oh Wunder,

obwohl wir schon den halben Teig verbacken hatten, war der Pott zu unserer großen Freude wieder voll und es wurde weiter gebacken.

Nach dem Ruhetag hatten wir schon gar keine Lust mehr zu laufen und so nahmen wir ein Küstenschiff nach Ploce, von wo man nach Mostar abzweigt. Das Unwetter vom Vortag hatte das sonst vollkommen ruhig daliegende Meer stark aufgewühlt und die unterernährten Jugoslawen „opferten" rings um uns herum immer wieder dem Meeresgott. Ich stand erst an der Reling, aber als von oben die ersten Brocken ausgespuckt wurden, zog ich mich, wie die anderen, schnell ins Innere zurück. Ich habe das auch in den Bussen beobachtet, die wir zeitweilig benutzten, wenn es gar nicht mehr weitergehen wollte. Hauptsächlich die Frauen und Kinder der Einheimischen hatten immer alle einen besonderen Beutel mit, und benutzten ihn auch oft genug während der Fahrt. Wir doch besser Ernährten waren weder während der stürmischen Schifffahrt noch in den Bussen von Brechanfällen betroffen.

Auf dem Weg nach Mostar, teils zu Fuß, teils per Tramp, hatten wir die in Serpentinen aufwärts führende Straße bis zum höchsten Punkt zurückgelegt und warteten nun auf einen Lastwagen, der uns mitnehmen sollte. An der Stelle, an der wir saßen, ging ein Fußpfad in steilen Serpentinen hinunter ins Tal - eine Abkürzung für Bergziegen und Kletterer. Unten lag ein Bauernhaus. Ich sah, dass unten eine Frau aus dem Haus trat und ein Tablett vor sich hertrug. Was auf dem Tablett war, konnte ich nicht erkennen, aber ich sagte aus Jux "Da bringt uns jemand unser Mittagessen". Die schon etwas ältere Frau kam tatsächlich die steilen Serpentinen hinauf und sie kam tatsächlich zu uns. Sie reichte uns jeder eine Paprikaschote und etwas Salz in einem Stück Papier eingewickelt. Sie begrüßte uns, fragte ob wir Deutsche seien und machte sich wieder an den steilen Abstieg. Ich war wirklich sehr gerührt. Wir hatten mittlerweile die Armut der meisten Menschen kennen gelernt und selbst diese acht Paprikaschoten stellten schon einen Besitz dar.

Während der ganzen Fahrt haben wir die Freundlichkeit und Wissbegierde der Einwohner kennen gelernt, keinmal sind wir als Nazis oder so etwas beschimpft worden. Aber wir haben trotz fehlender Sprachkenntnisse die allgemeine Bedrücktheit gespürt. Es war ja noch nicht lange her, dass Tito Jugoslawiens Austritt aus dem Warschauerpakt verkündet hatte, und jeder hatte eine militärische Antwort der Sowjets befürchtet. So befürchtete man überall Sabotageakte, alle Brücken waren schwer bewacht, immer wieder mussten wir unsere Pässe und die Visa vorzeigen. Wir hatten schnell gelernt, auf die zahllosen Spione der Geheimpolizei zu achten. Sobald wir in irgend einer, noch so kleinen Ortschaft anhielten, suchten die Menschen sofort Kontakt mit uns, aber schon nach wenigen Minuten griff entweder die Polizei ein und scheuchte die Einwohner von uns weg und niemand wagte etwas dagegen zu sagen, oder es nahte mit Sicherheit ein Spitzel, um zu hören was wir mit den Einwohnern besprachen. Entweder zogen diese sich dann zurück oder sie machten uns Zeichen um uns vor unbedachten Worten zu warnen.

Wir kamen in Mostar an und bauten unsere Kothe am Ufer der Neretwa auf. Es folgte ein Rasttag mit Besichtigung der Stadt und natürlich der berühmten Brücke. Dann marschierten wir weiter durch das Tal an dem wild rauschenden Fluss entlang, vielleicht einen Kilometer, als uns ein Mann mit einem Fahrrad in gebrochenem Deutsch ansprach, Hamza Faik, der uns später in Deutschland besuchte. Er wollte alles möglich wissen, war froh, dass er mal deutsch sprechen konnte und auch wir hatten eine Menge Fragen. So wurde die Kohte wieder aufgebaut und wir hatten den ganzen Tag Zeit für Hamza.

Es ist kaum zu glauben, aber das Gleiche passierte uns am nächsten Tag wieder. Diesmal waren es Slowenen, die uns nach einem weiteren Kilometer ansprachen. Ihr Geheimnis deuteten sie nur an, wir konnten soviel entnehmen, dass sie Zwangsumgesiedelte waren, die große Sehnsucht nach ihrer so ganz anders gearteten Heimat hatten. Wieder bauten

wir die Kothe auf und dann sangen wir mit der ganzen slowenischen Familie "Janes, Krainski Janes", das Partisanenlied aus Slowenien, das uns Uli schon vorher zu Hause beigebracht hatte. Als wir es jetzt sangen, waren wir sehr berührt und die Slwonen hatten fast alle Tränen in den Augen.

Aber dann musste es ja endlich weitergehen. Wir wollten noch ein Stück dem Lauf der Neretwa folgen und dann zurück auf die Hauptstraße, die einen gewaltigen Umweg machte. Kurz hinter Mostar hat der Fluss sich durch das Gebirge gefressen und das Tal wird zu eng um hindurch zu laufen. Wir badeten erst noch mal in dem eiskalten Wasser und machten uns dann daran, den nicht sehr hohen aber steilen Hang hinaufzuklettern. Dann kam einer auf den Gedanken kleine Steine von oben in die Neretwa zu werfen. Die Steine wurden immer größer und mit zunehmender Größe wurde auch die Begeisterung immer größer, wenn so ein großer Brocken mit Wucht in das Wasser platschte. Zum Schluss wurden schon halbe Felsen hinabgestürzt und wir waren so erhitzt, dass wir alle noch einmal hinunter kletterten um uns abzukühlen. Dann aber ging es endgültig auf das nächste Zeile los: Sarajewo.

Das sind heute nur noch 126 Km, aber 1955 war die schlechte Straße noch sehr viel reicher an Serpentinen. Mit dem Trampen wurde es immer schwerer, jedoch es gab und gibt eine Eisenbahnlinie und wir fanden bald einen kleinen Bahnhof. Die Preise waren selbst für die Einwohner sehr preiswert, so dass wir uns das ohne weiteres leisten konnte. Bei den Bahnkontrollen stellten wir fest, dass fast jeder Jugo irgendeinen Ermäßigungsschein bei sich führte.

Der Zug bestand aus Waggons mit offenen Plattformen. In die Waggons zu kommen war fast unmöglich, denn natürlich war der Zug brechend voll. Wir verstauten unsere Affen auf einer offenen Plattform und ich blieb beim Gepäck, während die anderen sich in die Waggons quetschten.

Nur zwei Jahre später war die Strecke vollständig erneuert und elektrifiziert. Aber 1955 war das noch eine Schmalspurbahn und die Loks fuhren mit Braunkohle. Die Zahl der Tunnel, durch die der Zug fuhr, war nicht zu zählen und manche waren ganz schön lang. Vor allem waren sie so sparsam gebaut, dass zwischen der Tunneldecke und dem Schornstein nur wenige Zentimeter waren. Schon im freien Gelände lernte ich die Funken der Braunkohle fürchten, aber dann erst die Tunnel! Ich dachte meine letzte Stunde habe geschlagen. Der dicke Qualm ließ mich fast ersticken und ich wurde mit glühenden Braunkohleresten überschüttet. Ich kauerte am Boden und hielt mir ein Taschentuch vor Nase und Mund. Ich atmete auf, als wir den Tunnel hinter uns hatten. Aber der nächste Tunnel ließ nicht lange auf sich warten. Schon bald sicherte ich das Gepäck noch einmal und drängte mich dann auch in den Waggon. Wegen des Funkenfluges waren natürlich alle Fenster zu, aber der Qualm kam trotzdem herein und die Hitze war fast unerträglich, was jedoch immer noch war besser als draußen auf dem Perron den glühenden Kohlestückchen ausgeliefert zu sein.

Wir kamen spät abends in Sarajewo an und marschierten an den Stadtrand, um einen Platz zum Übernachten zu finden. Es war Neumond und stockfinster. Schließlich fanden wir einen Platz, breiteten die Schlafsäcke aus und schliefen sofort ein. Am Morgen sahen wir, warum es hier etwas streng roch - wir waren auf einer Müllkippe gelandet.

Ansonsten war Sarajewo schon die Strapazen wert und wir durchstreiften die Stadt nach allen Sehenswürdigkeiten. Hier mussten uns die beiden Lehrlinge Schlack und Kai verlassen, da sie nur zwei Wochen Ferien bekamen. Das war damals so ärgerlich geregelt, dass man als Jugendlicher den wenigsten Urlaub bekam.

Aber auch für die anderen blieb nicht mehr viel Zeit und schließlich hieß es, den weiten Weg von Belgrad nach Hause zu trampen. Wir machten uns also auf den Weg nach Belgrad. Wir ließen uns am Ufer der Save nieder, die in Belgrad in die Donau fließ. Es gibt eine schöne Fotografie, auf der man sieht, wie Franz beim Reinigen des Hordentopfes von kleinen Schweinchen umringt bei der Arbeit ist - so als sei er einer von ihnen. Wir blieben dort zwei Tage, sahen uns gründlich in der Stadt um, dann bekam jeder fünf deutsche Mark in die Hand gedrückt und die Trampgruppen machten sich auf den Weg in die Heimat.

Hubert, Franz und ich hatten uns drei Monate unbezahlten Urlaub genommen und so machten wir uns auf den Weg nach Griechenland. Wir trampten zwar, aber wir mussten auch reichlich laufen. Überall an der Straße standen links und recht in kurzen Abständen Pflaumenbäume. Und die Pflaumen waren reif! Da brauchten wir als Verpflegung nur noch Brot und Wasser. Aber natürlich rächte sich das und mich erwischte es am schlimmsten. Natürlich aß ich keine Pflaumen mehr, aber auch sonst nichts. Dann machten wir in einer kleinen Taverne halt, damit die beiden mal wieder etwas anderes bekamen als Pflaumen. Ich aß gar nichts. Natürlich wurde uns Slivowitz vorgesetzt. Ich winkte ab und zeigte auf meinen Bauch. Oh, dagegen sei Slivowitz gerade richtig, versicherte man mir. Ich würgte zwei Gläser herunter und dann war es völlig aus. Ich konnte keinen Schritt mehr laufen. In der Nähe gab es einen kleinen Bach und da bauten wir unser Zelt auf.

Ich hatte damals bei der Campingmesse in Essen ein Leichtzelt gekauft. Heute gibt es so was überall und äußerst preisgünstig. Aber dieses Zelt war das erste Zelt dieser Art, das es überhaupt gab. Es war ein hauchdünner Stoff, gut imprägniert mit Überdach, so wie das heute üblich ist. Es war sehr, sehr leicht und wir teilten es zu dritt auf - einer das Innenzelt, einer das Überdach und der dritte das Gestänge. Es war nicht billig, aber das Zelt begleitete uns während der gesamten weiteren Fahrt. Hier bauten wir es an dem Bach auf und ich lag eine Woche krank danieder. Meine Verpflegung bestand aus Kohletabletten und schwarzen Tee ohne Zucker. Aber nach einer Woche war ich wieder genesen und es ging endlich weiter.

Wir kamen dann auch ins Vardatal und nach Titoveles. Heute heißt die Stadt Veles und gehört zu Mazedonien. Zwischen Vardaufer und Bahnhof gab es eine schöne Wiese und dort bauten wir unser Zelt auf. Mitten in der Nacht wurden wir geweckt, mussten abbrechen und mit aufs Revier kommen. Der Offizier verstand außer Serbokroatisch überhaupt nichts, nicht ein Wort. In Deutschland hatten die jugoslawischen Reisebüros damit geworden, dass man im Land überall frei zelten könne. Ich hatte sogar den Prospekt dabei, auf dem das stand. Aber was nützt das, wenn der Kerl es nicht lesen konnte. Wir verbrachten den Rest der Nacht auf Stühlen im Revier. Als sie uns morgens endlich wieder entließen, hatte ich von Jugoslavien endgültig die Schnauze voll.

Am anderen Ufer der Varda war eine riesiger Viehmarkt und daneben auch ein gewöhnlicher Markt, auf den wir erst einmal etwas zum Frühstück einkauften. Dann verkaufte ich meine Kamera. Die Jugoslaven hatten zu der Zeit ja kaum etwas, aber scheinbar Geld genug. Man konnte dort alles verkaufen. Man musste zwar auf die Spitzel aufpassen, aber das taten die Jugos schon von sich aus. Ich erzielte jedenfalls einen sehr guten Preis. Hubert verkaufte einen großen Ring mit dem türkischen Wappen darauf, worauf alle ganz scharf waren. Dann war unser nächster Weg der zum Bahnhof, wo wir drei Fahrkarten nach Saloniki erstanden. Jetzt genossen wir die Fahrt durch das wirklich wild romantische Vardatal.

Am späten Abend standen wir endlos lange an der jugoslawischen Grenze. Die Behörden hatten scheinbar Angst, dass ihnen ein Bürger entweichen könnte. Der Bahnhof war zwar gut beleuchtet, aber sonst war alles absolut dunkel. Kein Haus beleuchtet, nichts. Endlich ging es weiter und dann ist plötzlich alles in Licht gehüllt - der Bahnhof Idomeni! Es ist

Mitternacht, aber hier herrscht ein Trubel wie zur besten Tageszeit. Wir sind in Griechenland und fühlen uns sofort wie in Europa, wie zu Hause. Am frühen Morgen erreicht der Zug Thessaloniki.

In der Jugendherbergszeitschrift stand, Gruppen sollten noch nicht nach Griechenland reisen, da die Ressentiments gegen Deutsche noch sehr stark seien. Im Zug hat uns ein Engländer, der auch mit dem Rucksack unterwegs war, angesprochen und gefragt, ob er sich zu uns gesellen dürfte. Die Griechen seien auf Engländer nicht gut zu sprechen. Tatsächlich hatte es ja nach dem Ende des Krieges in Griechenland noch einen Bürgerkrieg gegeben, in dem die Engländer keine so rühmliche Rolle spielten. Und es gab den Konflikt um Zypern, in dem England auch die entscheidende Rolle spielte.

Wir kamen also am frühen Morgen zu Viert in Thessaloniki an. Direkt am Bahnhof gab es eine Bank und ich tauschte für uns drei Geld um. Auch der Brite machte mit. Ich hatte eine sehr bescheidene Karte, auf der ich den Vorort Kalamaria erkennen konnte. Vor dem Bahnhof standen öffentliche Busse und einer hatte auf dem Richtungsschild Kalamaria stehen, was ich mühsam entzifferte. Es kostete Pfennige und wir fuhren quer durch die Stadt hindurch zum Stadtende. Damals gab es dort nur wenige Häuser. Heute ist der Platz, an dem wir 1955 und auch in späteren Jahren unser Zelt aufbauten, dicht besiedelt und von mir nicht mehr wieder zu finden. Damals gab es dort die einzige Straße mit einem kleinen Platz, auf dem die Busse wendeten, mit ein paar wenigen Häusern, den breiten Sandstrand und die Meeresbucht. Es war herrlich. Unser Brite zog am nächsten Morgen weiter nach Athen, wir aber blieben eine Woche.

Es dauerte nicht lange, dann hatten wir die ersten kleineren Jungen um uns. Später kam auch ein schon etwas älterer Gymnasiast dazu, der uns während der ganzen Woche von morgens bis abends begleitete und führte. Jedes Mal machte er sich diskret davon, wenn wir begannen, unser Essen zuzubereiten. Die beiden kleinen Jungen aus dem nächst-gelegenen Haus brachten am nächsten Morgen einen Korb mit Obst. Von ihnen bekamen wir auch immer das benötigte Wasser. Etwas weiter auswärts ging der Sandstrand in eine kleine Steilküste über. Die Jungen kratzten dort die Muscheln von den Steinen, brachten ein Wellblech von irgendwo her geschleppt, legten es auf das Feuer, auf dem wir unseren Tee kochten, und auf dieses Blech die Muscheln, die sich bald öffneten und gut gewürzt herrlich schmeckten. Das wiederholten wir nun jeden Tag.

Aber wir wollten in die Türkei. Das war schließlich unser Plan. Wir erregten anfangs starken Unmut. Wer fährt schon freiwillig in die Türkei? Aber ich erklärte, dass ich unbedingt Konstantinopel sehen wolle, das ja schließlich viel mehr griechisch als türkisch sein. Das beruhigte sie. Unser griechischer Freund schrieb uns einen Wisch auf dem stand, dass wir nach Konstantinopel wollten und dass die Polizei uns helfen möge.

In Griechenland war von 1945 bis 1949 Bürgerkrieg. Jetzt war zwar 1955, aber der Riss war immer noch zu spüren und man war weiterhin wachsam. An allen Ausfallstraßen einer Stadt und oft auch an denen etwas größerer Dörfer war eine Polizeistation mit einer Schranke eingerichtet. Jeder PKW oder LKW musste anhalten und wurde kontrolliert und durchsucht. Wir zeigten also jedes Mal das Schreiben vor und mussten dann nur auf die Arbeit der Polizei warten. Meist war direkt daneben ein Kafenion, in dem wir von den Polizisten einen Kaffee ausgegeben bekamen, und wenn ein LKW erschien, der für drei Mann Platz hatte, überredeten die Polizisten den Fahrer uns mitzunehmen. Dass wir in die Türkei wollten, störte zwar alle, aber dass ich Konstantinopel studieren wollte, stimmte sie wieder versöhnlich.

Von Saloniki bis nach Edirne in der Türkei sind es 436 km. Eine ordentliche Entfernung, aber Dank der griechischen Polizei kamen wir gut voran. Und dann hatten wir besonderes

Glück. Am Ortsausgang von Alexandropolis nahm uns ein Engländer mit, der mit Frau und Tochter von Britannien zurück nach Bagdad fuhr, wo er in diplomatischen Diensten stand. Es war ein großes, geländegängiges Auto mit zwei Sitzreihen hinter den Fahrersitzen. Der Chef arrangierte es so, dass Franz vorne saß, ich neben seiner Frau in der zweiten Reihe und Hubert mit der etwa 17-18 jährigen Tochter hinten. Da Hubert einigermaßen englisch sprach, unterhielten sich die beiden hinten angeregt und sie lachten oft. Ich versuchte hin und wieder auch mit dem jungen Mädchen zu sprechen, aber ich wurde von Madam vollkommen in Anspruch genommen. Mein Pech war, dass die Dame sehr gesprächig und erzählfreudig war. Zum Glück sprach sie nicht mit irgendeinem Slang, dennoch hatte ich große Schwierigkeiten alles zu verstehen. Sie erzählte von England, von ihren Verwandten und Bekannten dort, dann von Bagdad, von ihrem Haus, von den Nachbarn und was es alles für aufregende Dinge in Bagdad gab. Ich musste wie ein Luchs aufpassen, denn hin und wieder stellte sie Fragen und dann musste ich ja zumindest passend antworten. Ich war während der ganzen Reise arg gestresst. Sie hätten uns bis Bagdad mitgenommen, aber irgendwie war ich froh, dass wir in Istanbul angekommen waren.

Währenddessen wurde auf das Geburtshaus von Kemal Atatürk, das sich in Thessaloniki befindet, ein Sprengstoffanschlag verübt, was in der Türkei zu einer Riesenaffaire gemacht wurde. Überall in der Stadt waren Panzer aufgefahren, überall MG Stellungen errichtet und in dem Griechenviertel in der Pera hatte eine Art "Reichskristallnacht" stattgefunden. Alle Schaufenster waren zerschlagen und die Geschäfte geplündert. Jetzt bewachte das türkische Militär die offen stehenden Läden. Aber gerade in diese Straße mussten wir. Man hatte uns vorher immer wieder gewarnt, "tauscht bloß nicht auf einer Bank um, geht in die Pera zu den Griechen, da bekommt ihr das Vierfache." Das taten wir also auch. Ich war eigentlich nicht der richtige Mann dafür, ein geschickterer hätte sicher eine noch höhere Summe herausgeschlagen.

Jemand hatte uns gesagt, wir sollten unbedingt zum Deutschen Club in Istanbul gehen und danach fragte ich dummerweise in Englisch. Entweder verstanden sie mich wirklich nicht oder sie wollten mich wegen der englischen Sprache nicht verstehen. Dann fragte ich einen entgegenkommen Mann "alaman clübü"? Er blieb sofort stehen, fragte "aleman?" Nachdem ich bejaht hatte, drehte er um und führte uns den restlichen Kilometer zum deutschen Club. 1955 waren zwar noch keine türkischen Arbeiter für Deutschland angeheuert worden, jedoch jeder Türke schien sich an die deutsche Waffenbrüderschaft im ersten Weltkrieg zu erinnern und an die von Deutschen gebauten Bahnlinien. Jedenfalls öffnete der Name aleman damals alle Türen.

Nach mehrtägigen Besichtigungen wollten wir weiter. Aus der damals schon riesigen Stadt herauszutrampen schien mir unmöglich, also erwarb ich Karten für den Bus nach Izmit. Das war ein billiges, aber anstrengendes Vergnügen. Als die Mitfahrer mitbekamen, dass wir Deutsche sind, bot uns jeder Zigaretten an. Franz hatte Glück weil er Nichtraucher war, was die Mitfahrer anfangs nicht begreifen konnten. Wir beide mussten während der etwa zweistündigen Fahrt ununterbrochen rauchen. Noch während wir rauchten, steckte uns irgendjemand schon wieder eine Zigarette zu. Es war natürlich nett gemeint, aber dennoch lästig. Hinzu kam, dass der Boden des Busses undicht war und der Staub der Straße ungehindert in den Bus drang. Wir waren heilfroh als wir in Izmit waren und mit großem Hallo verabschiedet wurden.

Wir waren vielleicht 100 Meter vom Busbahnhof gelaufen, um aus der Stadt herauszu-kommen, da hielt ein PKW neben uns an: "He, seit ihr Deutsche?" Die deutsche Firma Hochtief baute einen Staudamm im südlichen Anatolien. Wir aber wollten in den Norden ans Schwarzen Meer. Genauer gesagt nach Inebolu. Ich hatte von den dichten Wäldern, die teilweise noch urwaldartig sind, gelesen und von den Nüssen (Walnuss, Haselnuss) und Kastanien, für die Inebolu besonders bekannt sei. Doch der Fahrer erzählte, dass sich die

50 deutschen Arbeiter dort über jeden Besuch, jede Abwechslung freuten und dass von der Baustelle aus täglich mehrere Wagen nach Ankara fahren würden, die uns bis dorthin mitnehmen könnten. Wir stiegen also ein und fuhren mit. Wir blieben vier Tage, schliefen in Betten in einer sonst leeren Baracke. Einer der Arbeiter hatte eine Gitarre und wir sangen abends gemeinsam mit einigen und wir wurden überschüttet mit Aufmerksamkeiten. Wegen der großen Hitze musste das Wasser, das dem Beton zugesetzt wird, gekühlt werden. Sie besaßen also gewaltige Eismaschinen, die von ihnen auch zur Herstellung von hervorragendem Speiseeis genutzt wurde.

Nach 4 Tagen nahm uns dann tatsächlich ein Ingenieur, der nach Ankara musste, mit. Von Izmit nach Ankara sind es heute 384 Km, aber dabei geht es teilweise über die Autobahn, die es damals natürlich noch nicht gab. Wir hatten mit unserem Abstecher wohl vier Tage verbraucht, aber es waren schöne und billige Tage und wer weiß, vielleicht hätten wir von Izmit direkt auch vier Tage gebraucht.

Jetzt aber mussten wir aus der Stadt heraus um trampen zu können. Das war nun tatsächlich der erste richtige Tramp in der Türkei und wir hatten von den hiesigen Gepflogenheiten keine Ahnung. Ein LKW hielt und wir stiegen hinten auf. Ich weiß nicht, wie weit er uns mitnahm, jedenfalls war es schon dunkel, als er mitten in der Wildnis an einem Gasthaus hielt. Wir gingen mit hinein und da Beifahrer und Fahrer sich Essen bestellten, taten auch wir das. Ich weiß nicht, ob es daran gelegen hat, dass der Fahrer sah, dass wir Geld hatten, er wollte plötzlich bezahlt werden. Es war eine ziemlich hohe Summe, die ich aber etwas nach unten drücken konnte. Ich legte die Scheine auf den Tisch. Da deutete der Fahrer an, ich habe nun bezahlt, nun sollten die beiden anderen auch bezahlen. Blitzschnell hatte ich meine Scheine wieder in der Hand. Es wurde plötzlich ganz ruhig und die anderen Gäste umstanden nun ebenfalls unseren Tisch. Der Raum war so niedrig, dass wir fast an die Decke stießen und die einzige Beleuchtung war die zischende und stinkende Karbidlampe. Wir wurden kräftig beschimpft und die Zuschauer versuchten uns klar zu machen, dass es üblich sei für das Mitnehmen zu bezahlen. Schließlich verließen die beiden fluchend das Gasthaus und fuhren weiter.

Unter diesen Umständen jetzt hier draußen zu schlafen, schien mir nicht das Richtige zu sein. Also fragte ich den Wirt, ob wir bei ihm übernachten könnten. Er grinste und deutete mit den Fingern an, ob wir denn bezahlen wollten. Als ich ihm das Geld zeigte, war wieder alles in Ordnung und wir bekamen unser Abendessen und drei Betten in einem Zimmer. Beim Weitertramp am nächsten Tag trafen wir auch einen Deutschen, der schon länger in der Türkei war. Von ihm erfuhren wir, dass man, bevor man auf einen Laster aufstieg, sagen musste: "alman Iszi, Para yok", was so viel heißt wie, deutsche Pfadfinder, kein Geld. Das wandten wir nun an und jedesmal lachte der Fahrer und winkte uns aufzusteigen.

In Kastamonu zweigte die Hauptstraße nach Bafra ab und die Straße nach Inebolu wurde schmaler. Es fuhren erstaunlich viele leere Lastwagen in unsere Richtung und wir bekamen am Ortsausgang sofort einen LKW. Mitten in dem riesigen Waldgebiet bog unser Fahrer links in den Wald und ließ uns absteigen. Wir standen etwa 45 Kilometer von Inebolu entfernt, und ebenso weit war es zurück nach Kastamonu. Alle Lastwagen bogen links ab, wurden im Wald bis oben hin vollgepackt mit Baumstämmen und fuhren dann wieder Richtung Kastamonu. Außer den Lastwagen kam den Rest des Tages kein einziger Wagen. Hier war keine Ortschaft in der Nähe und wir ernährten uns von dem Brot, das wir noch besaßen und zwei Zwiebeln. Wir mussten uns mit dem Gedanken abfinden zurückzukehren. Aber in der anderen Richtung kam auch kaum ein Wagen und wenn schon mal ein PKW kam, war er voll besetzt. Die Lastwagen konnten uns nicht mitnehmen, denn vorne saßen immer drei Mann und oben auf den Holzstapel aufzusteigen war ein Ding der Unmöglichkeit. Wir saßen fest! Also latschten wir schließlich los, zurück in Richtung Katamonu.

Aber wie weit kommt man schon mit Gepäck auf dem Rücken bei sengender Hitze. Wir versuchten es wieder mit Trampen. Franz, der noch am jüngsten aussah, musste am Straßenrand stehen und Hubert und ich versteckten uns im Straßengraben. Und dann kam tatsächlich ein PKW in dem nur der Fahrer saß. Er sah uns nicht, sah nur Franz, Als der einstieg, waren wir auch ruckzuck da. Der Fahrer erschrak ein wenig, brachte es aber nicht fertig uns rauszujagen. In Kastamonu, sagte er, er müsse abbiegen, obwohl das nicht stimmte, wir überholten ihn etwas später mit einem flotteren Wagen. Aber nun waren alle Dämme gebrochen und wir beschlossen nach Hause zu trampen.

Bis Salzburg trampten wir zu dritt, dann teilten wir unser restliches Geld und trennten uns. Ich hatte ziemliches Glück und stand abends schon an der Auffahrt Siebengebirge. Ich wollte unbedingt nach Hause, doch viel Auffahrverkehr war hier nicht. Und dann kam ein PKW und ich sah schon weitem das Nummernschild BR70, das damalige Zeichen für Essen. Ich hypnotisierte in regelrecht und er hielt an. Leider wohnte er im Essener Norden und fuhr auf der Autobahn um Essen herum. Ich versuchte ihn vergeblich umzustimmen, aber er blieb stur. So setzte er mich in Düsseldorf Nord aus. Damals gab es eine Schnellbuslinie von Essen Hbf zum Flughafen Düsseldorf und zurück. Und der Bus kam gerade als ich ausgestiegen war, und ich stand an der Haltestelle. Ohne zu überlegen stieg ich ein und opferte meine fast letzten 70 Pfennig. Ich war wieder zu Hause."

6.2. Gero wird Zugvogel

Silvester 1955/56 schloss sich Rolf Gehrke mit seiner Gruppe den Zugvögeln an, die sich in dieser Zeit sehr für den Pazifismus einsetzen. Gero passte zu dieser Gruppierung, denn aus dem überzeugten Mitglied der Waffen-SS war ein bündischer Pazifist geworden. Das war ein sehr weiter Weg gewesen: „Dazwischen lag Schopenhauer und der Buddhismus", die Gero unter anderen Weltanschauungen in Schottland kennen gelernt hatte. Denn erst die erfahrene offene Bildung in der Kriegsgefangenschaft hatte diese Entwicklung und innere Wandlung begünstigt.

Den ersten Kontakt mit den Zugvögeln hatte Gero bei einem überbündischen Treffen in der Umgebung von Köln Anfang 1954, also 1 knappes Jahr nach der Zugvogelgründung. Dort sangen die einzelnen Gruppen sich gegenseitig vor. Da die Gruppe Geros vorwiegend kommunistische Lieder sang, bemerkte der anwesende Alo Hamm kritisch: "Das sind doch alle Kommunisten". Eine Kontaktaufnahme mit den Zugvögeln kam dadurch nicht vorerst zustande.

Gero berichtete über dieses überbündische Treffen genauer:

„Einer meiner Freunde aus der Gefangenschaft wohnte in Düren und wir telefonierten öfter miteinander. Bei einem Gespräch erwähnte ich, dass ich mit einer Jugendgruppe unterwegs sei, worauf er mir freudig berichtete, er sei auch Mitglied eines Bundes. Er lud uns zu einem Treffen mit seinen Leuten ein. Der Haufen nannte sich "Zugvogel, Deutscher Ritterbund von Laval". Ich fuhr aber nicht allein mit meiner Gruppe zu diesem Treffen, sondern auch mit den beiden anderen Gruppen. Wir waren zahlenmäßig genau so stark wie der damalige Zugvogel. Das muss kurz nach der Gründung gewesen sein und der Bund war im Gegensatz zu unserem Haufen ziemlich brav. Natürlich sprach ich auch mit Trenk, der damals noch Alo hieß. Aber wir hatten zu der Zeit hauptsächlich die rote Welle drauf, so dass Trenk von uns meinte, "Das sind ja alles Kommunisten!" So brach diese Verbindung ab."[104]

Bei einer anderen Gelegenheit berichtete Gero dazu:

[104] Gero, eMail 12. 1. 013

„Ein Kamerad aus der Gefangenschaft, mit dem ich im Briefverkehr stand, schrieb mir, dass er mit einem Jungenbund in Verbindung stehe und als ich ihm erfreut antworte, dass ich selbst einen Jungenhaufen führte, lud er uns zu einem Treffen ein. Wir fuhren, verstärkt durch eine andere Essener Gruppe, mit der wir uns sehr oft im Ratinger Wald trafen, zu diesem Treffen und so lernte ich den damals gerade erst gegründeten Zugvogel kennen.

Das Treffen stand unter keinem sehr guten Stern. Der damalige Zugvogel war ein sehr biederer, nicht sehr zahlreicher Haufen, der uns wenig beeindruckte, zumal wir ihnen an Zahl fast gleich kamen. Außerdem hatten wir damals, aus welchen Gründen immer, die rote Welle drauf und sangen neben anderen ähnlichen Liedern „Spaniens Himmel", „Auf, auf zum Kampf" und ähnliches. Trenk hielt uns denn auch für verkappte Kommunisten. Dennoch glaubte er wohl uns ändern zu können und gab uns einiges Werbematerial mit, so auch seinen Ritterspiegel."[105]

1955 erfolgte eine private Einladung von Trenk in die Brüsseler Straße 88. Als Gero dort in Anzug und Krawatte (Gero trug damals in der Freizeit viel Anzug und Krawatte) eintraf, saßen in dem Zimmer von Alo Hamm die wichtigsten Mitglieder der damaligen Silberspring-Rotte. Alo Hamm gab Gero an diesem Abend eine Ausgabe vom Ritterspiegel, einer Schriftenreihe von Alo Hamm innerhalb des Zugvogelbundes (damals nur 1 bis 2 Seiten Umfang).

Gero las dann bei der nächsten Zusammenkunft mit seiner Gruppe den Ritterspiegel vor und zerriss ihn dann vor den Jungen, denn ihm kam damals alles als Phrasen vor. Ein Eintritt in den Zugvogel war nicht (mehr) gewollt

Gero berichtete über diesen zweiten gescheiterten Kontakt mit dem Zugvogel genauer: „In viereinhalb Jahren Gefangenschaft … erlangte ich eine ganz passable Kenntnis in Philosophie, insbesondere hatten mich die Schopenhauerschen Werke begeistert. Mit diesen Schopenhauerschen Maximen ging ich nun an den Ritterspiegel des Zugvogels heran.

So sagt Schopenhauer zum Beispiel über die im Ritterspiegel hervorgehobenen Ehre, dass sie nur die Meinung anderer über unseren Wert und unsere Furcht davor ist, und begründet das damit, dass z.B. jeder tumbe Raufbold und Saufbruder einen hoch intelligenten und für die Gemeinschaft wertvollen Mann um seiner Ehre willen zu einem Duell zwingen und ihn abstechen kann. Ich weiß noch genau, wie ich bei der Gruppenstunde die einzelnen Punkte des Ritterspiegels vorlas und dann zerpflückte. Außerdem missfiel mir sehr, dass der Bund damals noch Ritterbund von Laval hieß. Ich empfand das wohl ein wenig als Hochstapelei, obwohl es natürlich nie so gedacht war. Auch das Rittertum an sich machte mir nach all den entsetzlichen Verbrechen Kopfschmerzen. Jedenfalls konnte ich damals den Weg zum Bund nicht einschlagen.

Ich habe übrigens bei der Neugründung des Bundes Tarras sofort gebeten, den Begriff des Ritters und den Ritterspiegel neu zu definieren, was ganz und gar auch in seinem Sinne war."[106]

Ende 1955 kam es aber zu einem neuen Kontakt mit den Zugvögeln. Deren Bundeskanzler war damals Peer Krolle und dieser lud Gero und seine Gruppe zu einem Geländespiel im Ratinger Wald und dann erneut zu einem Zugvogel-Treffen ein und zwar zum Silvester-Treffen des Zugvogels 1955/56 in der DJH Wegberg. Und Gero und seine Gruppe fuhren dorthin.

---

[105]Geburtstagsrede von Gero 2010
[106]Geburtstagsrede von Gero 2010

Gero berichtete zu diesem neuen, für sein weiteres Leben so entscheidenden Kontakt mehrfach. Hier sind 2 seiner Berichte mitgeteilt, die sich gegenseitig ergänzen:

„Im Herbst 1955 fand im Ratinger Wald ein Geländespiel statt, an dem alle Bünde aus unserer Gegend teilnahmen. Organisiert hatte es Peer Krolle, der zu dieser Zeit Kanzler des Zugvogels war. Das Spiel begann am Samstagnachmittag und endete Sonntagmittag. Die ganze Nacht suchten die Fanatiker ihren Gegner, während die Phlegmatiker sich aufs Ohr hauten. Aber erst am Sonntag gegen Mittag trafen wir aufeinander. Es war ein wildes Raufen mitten auf einer Straße, bis sich ein Junge ein Bein brach. Ich musste Peer, den Veranstalter des Spiels, erst aus einer Traube von Menschenleibern hervorzerren, damit er etwas unternahm. Er kannte sich in der Gegend aus und wusste, wo das nächste Telefon zu erreichen war.

Das Spiel hatte für uns nur insoweit Bedeutung, als wir dort Peer kennen lernten, der uns auch einlud, zu Silvester an ihrem Bundeslager in der Jugendherberge Wegberg teilzunehmen.

Wir hatten nach der Großfahrt nach Jugoslawien, Griechenland und Türkei einige neue Jungen dazukeilen können, und da die Gruppe für eine Kothe zu groß war, teilten wir sie, in dem ich die Erfahrenen dem Werner übergab und ich selbst die Jüngeren nebst Hubert und Uli behielt. Wir fuhren also zu Silvester 55 mit diesen beiden Gruppen nach Wegberg. Dank Peer hatte der Bund sich um Rotten aus Düsseldorf, Mönchengladbach, Krefeld und Aachen vergrößern können.

Für mich war ein Bund eigentlich nichts weiter als ein Dachverband, dem man angehörte und an dessen Veranstaltungen man teilnahm, wenn man Lust dazu hatte. Das änderte sich aber gründlich, als ich am Feuer an der feierlichen Zeremonie des Zugvogels teilnahm und ich Trenks Feuerrede hörte. Ich war sofort im Bann dieses Mannes!
Ich hatte mich in meinem bisherigen Leben für den Nationalsozialismus begeistert, hatte die furchtbare Niederlage erlebt und von den unfassbaren Verbrechen gehört. Ich war daher allen Ideologien und Idolen mehr als überdrüssig und wollte mich nie mehr von jemand begeistern und mitreißen lassen. Aber dieser Mann sprach mir aus der Seele. Er drückte alles aus, was ich noch gar nicht ordnen konnte: über unsere deutsche Geschichte mit ihrem Irrweg, ihren Verbrechen und der Unzahl der Toten, aber auch über die Zukunft, mit dem geteilten Deutschland, das drohte unter den Auseinandersetzungen zwischen Ost und West vernichtet zu werden; er sprach über den Wandervogel, die bündische Jugend und über den Zugvogel und die Ritterlichkeit.

In diesem Bund konnte man nicht einfach Mitglied werden, hier musste man aktiv teilnehmen - das wurde mir sofort klar. Aber bisher hatte uns niemand gefragt, ob wir in den Bund eintreten wollten. Nun, am Feuer wurden plötzlich meine Jungen, immer sechs auf einmal, in den Feuerkreis gerufen und bekamen von Trenk die blaue Mantilla umgebunden und wurden zu Knappen erhoben. "Sei Knappe, treuer Knappe im Bund!" Mir wurde es sehr mulmig, denn zu dieser Zeit war der so genannte "Pimpfenklau" eine Art Sport. Ich machte das ja auch so. Wenn wir mit einer anderen Gruppe zusammentrafen, versuchte ich auch gleich ein paar Pimpfe wegzukeilen. Womöglich fuhren meine Jungen als Zugvögel nach Hause und ich stand allein. Aber auch Werner wurde nicht aufgerufen. Und dann wurden wir zwei vor den Bundesführer gerufen und waren plötzlich Ritter! Das war Peers Art. So etwas passierte später nie wieder.

Peer Krolle, der Kanzler, sagte mir und Werner anschließend: "Ihr könnt euch auf keinen Fall einem Orden anschließen, ist müsst selbst einen Orden gründen."

Auf der Fahrt nach Hause, im Zug, machte ich den Vorschlag, dass wir uns Geusen nennen sollten. Die Geusen, die für ihre Freiheit und für ihren Glauben dem allmächtigen Kaiser des heiligen römischen Reichs getrotzt und gewonnen hatten, könnten für uns Anspruch und Vorbild sein. Dieser Vorschlag wurde angenommen.

Ein Jahr später wurde ich, wieder in der Jugendherberge Wegberg, zum Kanzler des Bundes gewählt, weil Peer beruflich zu sehr eingebunden war.

Der Zugvogel-Bund besteht aus Knappen und Rittern und hat (als einziger Bund) zusätzlich Herzöge. "Der vor dem Heer herzog ward Herzog genannt!" Die Ernennung zum Herzog erfolgte immer im kleinen Kreis der Herzöge. Ich wurde im Sommer 1956 Herzog und die Ernennung durch Trenk erfolgte im feierlichen Rahmen in seiner Wohnung.

Ich möchte noch etwas zur Klärung meines Namens sagen. Ich hatte noch keinen Fahrtennamen. Das änderte sich auch im Zugvogel vorerst nicht. Auch als Kanzler hieß ich noch Rolf und auch als Herzog blieb es bei meinem Vornamen. Aber dann bekam ich mit, dass man mir einen Namen anhängen wollte und die Vorschläge waren alles andere als rühmlich. So kam ich ihnen zuvor. Ich verschickte Einladungen zu meiner Geburtstagsfeier im Oktober 1956, am Wochenende um den 17. herum, ins Heim des Ordens der Barden in Krefeld: "Herzog Gero lädt ein". Ich wählte die Anfangsbuchstaben meines Namens **Ge**hrke **Ro**lf. Ich hatte auch Roger erwogen, aber mir gefiel Gero dann besser.

Zu diesem Geburtstag erbat ich mir von dem Ordensführer der Barden, Friedel Limberg eine Melodie zu dem Liedtext, der mir auf einer Baustelle während der Arbeit eingefallen war. "Singt Freunde, lasst die Klampfen klingen…". Ich denke, er hat eine gute Melodie gemacht!"[107]

Und in Geros Geburtstagsrede 2010 heißt es dazu:
„Kurz vor Silvester 1955 überredete uns P. K., den wir kennen gelernt hatten, doch als Gäste nach Wegberg zu kommen. Eigentlich verdanke ich es ihm, dass ich Zugvogel geworden bin. Am Silvesterabend stand ich mit unseren Jungen am Feuer und lauschte der Zeremonie, als plötzlich meine Jungen, einer nach dem anderen, aufgerufen wurden und jeder einzelne plötzlich „Knappe, treuer Knappe ihm Bund" war. Mein Name wurde nicht genannt und ich witterte bösen Verrat. Einen Moment wähnte ich, dass W., den ich zum Gruppenführer der zweiten Gruppe gemacht hatte, mit all den Jungen in den Zugvogel eingetreten war und ich ohne Pimpfe wieder nach Hause fahren konnte. Pimpfen-Klau war damals durchaus üblich. Aber dann war ich unversehens Ritter unter dem Löwenbanner der Herzöge Mayenne, ohne dass mich jemand gefragt hätte. Ich wollte natürlich keinen Skandal heraufbeschwören und schwieg. Meine Meinung änderte sich dann aber sehr bald.

Als Junge hatte mich ein Idol begeistert und ich hab mich begeistern lassen und bin ihm bis zum bitteren Ende gefolgt. Anschließend stand für mich fest, dass ich mich nie wieder von irgendetwas oder von irgendjemand begeistern lasse. Silvester 1955 in Wegberg am Niederrhein im Feuerkreis des Zugvogels, wurde diese Absicht zur Makulatur. Ich hörte zum ersten Mal Trenk reden. Hier sprach einer Wahrheiten aus, die ich selbst in mir fühlte, die ich aber in dieser Adenauerdemokratie nirgendwo sonst hörte. Das man eine neue Wehrmacht grundsätzlich und vollständig ablehnte, das kannte ich aus den Protestversammlungen des Jahrgangs 22, die ich besuchte. Eines Jahrgangs, der den Krieg vom ersten Moment an mitgemacht hatte, der durch diesen Krieg ungeheuer dezimiert war, dessen Angehörige man nach dem Zusammenbruch als Kriegsverbrecher und Angehörige einer kriminellen Vereinigung beschimpfte, sollte urplötzlich der Grundstock einer neuen Armee werden. Aber Trenk wandte sich nicht nur gegen die neue Armee; er zeigte deutlich

[107] Gero, eMail vom 25. 1. 013

auf, wie Adenauer von Anfang an, die Spaltung Deutschland vorantrieb, wie dieser erst die ostdeutsche CDU ausschließen lies und dann alle, die an der Einheit Deutschlands festhielten. Was letztlich zur Gründung der BRD führte, während die andere Seite für Adenauer und seine Gesinnungsbrüder immer die SBZ, die sowjetisch besetzte Zone blieb. Ich habe von keinem anderen Bund gehört, der in dieser Weise zu den politischen Ereignissen Stellung bezogen hätte.

Meine Verbindung zu Trenk wurde eine innige Freundschaft und auf einigen Fahrten, die wir zu zweit unternahmen, lernte ich ihn viel besser kennen. Ich glaube, ich kann sagen, dass wir uns ergänzten. In einigen praktischen Dingen war ich ihm überlegen, in Menschenkenntnis war er zu vertrauensvoll und es war gut, dass ich mich manchmal einmischte. Aber seine ungeheure Schöpferkraft, seine Fähigkeit aus ein paar gehörten Worten oder Begriffen singbare Lieder zu schaffen, sein Ideenreichtum, seine Wortschöpfungen, seine wunderbaren Geschichten verblüfften und begeisterten mich immer wieder. Als ich mit ihm durch die Eifel tippelte staunte ich jedes Mal, wenn er beim Einkaufen in einem Tante Emma Laden seinen „köllschen" Dialekt auspackte, von dem man sonst kaum etwas spürte, und letztlich alle anwesenden Leute durch ihn in einem regen Gespräch waren, oder wie er Leute ansprach, die uns aus ihren Fenstern heraus beobachteten. Er klönte dann mit den Leuten, als sei er ein alter Bekannter von ihnen. Aber er konnte auch urplötzlich stehen bleiben, die Hand waagerecht vor die Stirn halten und irgendwelche Leute anstarren, die uns, ob unserer merkwürdigen Kleidung und Ausrüstung zu auffällig betrachtet hatten. Also, ich weiß ganz genau, ohne Trenk wäre ich sicher nie Zugvogel geworden."[108]

P. K. war in den frühen 50er Jahren Bundeskanzler des Zugvogels und hat viel zum Wachsen des Bundes beigetragen. Ab 1956 zog er sich von diesem Amt zurück, weil er durch sein Studium zeitlich eingeengt war. Daraufhin wurde Gero an Silvester 1956/57 zum Bundeskanzler gewählt. P. K. blieb weiter im Bund als Ordensführer. Gero sagte damals, dass er der Kanzler von Alo sein möchte, nicht der Kanzler des Bundes. Damit wollte Gero ausdrücken, dass er eng mit Alo zusammenarbeiten und dessen Ziele unterstützen wollte.

Die Tätigkeit von Gero als Kanzler war nicht einfach. Es gab Spannungen zwischen dem Bundesgründer Alo Hamm und Gandhi, zwischen Alo Hamm und dem Rottenführer der Silberspringrotte, zwischen Alo und Peer und zwischen Alo und Teilen des Zugvogelbundes. Jedes Mal entschied sich Gero für die Seite von Alo Hamm/Trenk, teilweise musste er die Kontrahenten von Alo Hamm aus dem Bund ausschließen bzw. deren Austritt erleben. Das war nicht leicht für ihn.

Die weitere Geschichte des Zugvogelbundes soll hier bewusst übergangen werden, weil das ein eigenständiges größeres Thema ist, aber auch wegen der bedauerlichen kleineren und größeren inneren Konflikte im Bund. Wer an diesen Spannungen die Hauptschuld trug und an welchen Themen sie sich entzündeten, war in jedem Fall anders. Sicher war auch Alo Hamm häufig nicht schuldlos. Denn er hatte nicht die Begabung, in schwierigen Situationen geschickt mit Menschen umzugehen. Das war eine der Schwächen dieses idealistischen Mannes mit den wertvollen Visionen.

Jedenfalls führte die Entwicklung dahin, dass der 1953 so hoffnungsvoll von Alo Hamm gegründete „Wandervogel-Elitebund" Zugvogel, der zum wahren edlen „Wandervogel-Ritterbund" werden sollte, stückweise zerfiel.[109] Dazu kam der sich kontinuierlich verschlech-ternde Gesundheitszustand von Alo Hamm. Mitte der 60iger Jahre trat dann Alo Hamm in Etappen von der Bundesführung des Restbundes zurück.

---

[108] Geburtstagsrede von Gero 2010

[109] Siehe dazu die Bemerkungen von Gero in seiner eMail vom 26. 1. 2006 an Helmut Wurm, im Anhang auszugsweise beigefügt

Für Gero bedeutete das, sich ebenfalls immer mehr aus dem Zugvogelbund zurück zu ziehen und sich wieder stärker seinem privaten Arbeitsleben zu widmen.

Die Arbeitsverhältnisse Geros ab den 1960iger Jahren bis zu seinem Arbeitsende

Gero war in dieser Zeit noch voll im Arbeitsleben eingespannt. Er berichtet nicht ohne berechtigten Stolz von dieser Zeit:

„Ich habe die wunderbare Zeit erlebt, in der es keinen Arbeitsmangel, sondern einen Arbeitskräftemangel gab. Wer keine guten Löhne zahlte, hatte auch keine Arbeitskräfte. Und ich denke, die Arbeitgeber litten trotzdem keine Not. Auch dem Staat ging es so gut, das eine Partei fast täglich forderte "Wir brauchen den schlanken Staat!" Jedenfalls konnte man dem Chef sagen, "ich brauche 6 Wochen unbezahlten Urlaub, oder ich muss leider kündigen!" Einmal bat mich einer bei meiner Rückkehr in sein Büro zu kommen und die Tür zu schließen, dann fragte er, "Sagen Sie mal, warum muss ein Mann wie Sie für 6 Wochen in den Knast?" Es war schwer ihm zu erklären, dass ich nur Urlaub gemacht hatte. Obwohl man doch nach sechs Wochen nicht braungebrannt aus dem Knast kommt.

So konnte ich fast jedes Jahr eine dreiwöchige Osterfahrt unternehmen und 6 Wochen in den großen Ferien mit der Rotte unterwegs sein. Aber irgendwann musste ich auch an mein Älterwerden und an die Rente denken. Außerdem wurde gegen Ende der 60er Jahre plötzlich die Arbeit knapp. Aber ich machte 65 noch die Großfahrt nach Marokko, von der Kai sagte, "Das war die Fahrt schlechthin".

Ich muss auf meine Arbeitsverhältnisse grob eingehen. Nach 13 Jahren Firma Nieswandt, der Firma des Oberbürgermeisters von Essen, warb mich einer der dortigen Bauleiter, der zur Firma Fischedick in Bottrop gewechselt war, ab. Es war eine Kastenbrücke zu bauen und er suchte für die Baustelle einen so genannten "Schieber", so etwas wie einen Vorarbeiter. Ich finde den Begriff "Schieber" in diesem Zusammenhang besser, da er genau ausdrückte, was ich zu tun hatte. Dafür zu sorgen, das die Arbeit voran ging.

Was mir an dem Brückenbau in der damaligen Zeit bemerkenswert erscheint, sind die Umstände unter denen damals gebaut wurde. Es wurde ein Kasten von einer bestimmten Länge in der Höhe zusammengebaut und vernietet, dann kam der nächste Kasten dran. Jeder einzelne Kasten hatte seitlich ein Einstiegsloch, damit man auch nach Fertigstellung noch ins Innere der einzelnen Kästen kommen konnte. Unterhalb dieser Einstiegslöcher stand die Feldschmiede, in der die Nieten auf eine bestimmte Temperatur erhitzt wurden. Mit einer langen Nietenzange wurde dann die heiße Niete zum Einstiegsloch geworfen, wo sie mit einem Stahltrichter aufgefangen und rennend zum Nietloch getragen wurde. Von innen wurde gegen gehalten und von außen mit dem (Luft-) Niethammer der runde Nietkopf geschlagen. Das war ein Höllenlärm, vor allem im Innern der Brücke. Ohrenschützer musste man sich schon selbst kaufen, wenn man auf so etwas Wert legte. Ich habe nie jemand mit Ohrenschützern gesehen.

Die Brücke wurde fertig und wir zogen auf andere Baustellen. Dann kam ich 1964 vom Bundeslager zurück nach Hause, da saß der oben genannte Bauleiter bei meinen Eltern im Wohnzimmer. "Du warst doch schon ein paar Mal in Griechenland. Kannst du morgen nach Griechenland fliegen?" Er klärte mich auf. Es war eine Rüben-Kipp-und-Stapelanlage, ein Monstrum von 45 Tonnen, aufzustellen. Der Monteur, der das bisher gemacht hatte, besaß 5 Kinder und seine Frau ließ ihn nicht ins Ausland. Die Einzelteile waren schon in Larissa, wo eine Zuckerfabrik gebaut wurde und es fehlte ein Mann, der die Anweisungen zur Montage gab. Natürlich sagte ich zu und flog nicht am Dienstag schon nach Athen, das war mir doch zu hektisch, aber am Mittwoch. Ich rief Tarass an und bat ihn, während meiner

Abwesenheit die Ordensführung zu übernehmen. Immerhin besaßen wir zu dieser Zeit noch 5 Rotten.

Ich flog also von Düsseldorf nach Athen und nach kurzem Aufenthalt weiter nach Thessaloniki, wo mich eine Dame am Flughafen empfing, mir die Auslösung (so etwas wie Spesen für besondere Aufwände) für eine Woche überreichte und mich ins Hotel fuhr. Thessaloniki war mir ganz gut bekannt und ich unternahm noch einen Bummel durch verschiedene Gaststätten und wurde am Morgen von der Dame wieder abgeholt und zum Bahnhof gebracht. Erster Klasse ging es mit dem Zug nach Larissa, wo ich am Bahnhof mit den Worten "Sie sind der Spezialist, gut das sie endlich da sind." Empfangen wurde. Ein Spezialist, der keine Ahnung hatte. Aber es ging alles gut. Ich hatte zehn griechische Arbeiter und einen Dolmetscher. Ich hatte eine einigermaßen kühle Baracke, in der ich weitestgehend den Tag verbrachte, es gab eine Bibliothek für die über 50 deutschen Monteure, es gab klimatisierte Container mit Einzelzimmern und Toilette, gemeinsamen Duschen in diesem Container, und eine deutsche Kantine, die allerdings nur griechische Speisen anbot.

Die mir versprochenen Baupläne waren allerdings nicht mitgeliefert und es gab nur einen groben Übersichtsplan, wie das elektrisch fahrbare Gerät aussah. Aber es gab eine ausführliche Kolliliste[110], aus der zu sehen war, welche Teile zusammengehörten und so legte sich meine Angst zu versagen schon bald. Die Griechen wünschten, dass ich die erste Rübenernte noch mitmachen sollte, aber die Firma rief mich zurück und schickte mich nach Österreich, wo die vier österreichischen Arbeiter, die mir zugeteilt waren, die Maschine besser kannten als ich. Anschließend und im Winter sollten 15 Maschinen in der Sowjetunion aufgestellt werden. Da wollte ich aber nicht hin und so endete meine Tätigkeit im Apparatebau.

Anschließend ging ich für die Mess- und Regeltechnikfirma Benke aus Hamburg zunächst zwei Jahre nach Burghausen am Inn, wo eine neue Raffinerie gebaut wurde. Ich kam in diesen zwei Jahren nur einmal zu Weihnachten nach Hause.

So bekam ich erst spät zu hören, dass der Zugvogelbund im Jahr 1966 sanft entschlafen war.[111] Auch die Rotten des Ordens hatten sich aufgelöst, aber in Essen blieben einige der nun älter gewordenen Zugvögel auch weiterhin in ständigem Kontakt. Sie trafen sich zu Singerunden, zu gemeinsamen Besuchen von Veranstaltungen, z.B. zu den Auftritten von Theodorakis oder von Degenhardt und Süverkrüpp. Sie machten auch eine gemeinsame Fahrt nach Marokko, in Erinnerung an das 1965-Erlebte. Diesmal aber schon mit ihren jungen Frauen. Wenn ich von der Firma Benke irgendwo in der Nähe von Essen tätig war, konnte ich hin und wieder an den Singerunden und Feiern teilnehmen, die anfangs immer bei Kai stattfanden, später dann in der Rosastraße, wo Emu wohnte, dem wir den Titel "die goldene Stimme von Rüttenscheid" (dem Essener Stadtteil in dem er wohnte) verliehen. Irgendwann setzte dann auch ein Kindersegen ein und irgendwann im Jahr 1975 stellte man mir die Frage, "Gero, was sollen wir mit unseren Söhnen machen? Sollen wir die vielleicht zu den katholischen Pfadfindern schicken? Du musst wieder was machen!"

Nicht sofort, aber bald ließ ich mich breitschlagen. Das war mal wieder mein beruflicher Abstieg. Ich hatte in den elf Jahren, die ich bei Benke war, keine Überstunde ausgelassen. Wenn für Reparaturen an Feiertagen wie Weihnachten, Ostern oder Pfingsten Leute gesucht wurden, meldete ich mich immer freiwillig. Ich leitete kleinere Baustellen selbst-

---

[110] Lieferliste, die angibt, welche Teile in welchem Paket/in welcher Verpackung enthalten sind.

[111] Siehe dazu die Bemerkungen von Gero in seiner eMail vom 26. 1. 2006 an Helmut Wurm, im Anhang auszugsweise beigefügt

ständig, ich machte beim Aufbau von zwei neuartigen Hubherdöfen[112], bei der die Firma Benke die Mess- und Regelanlagen installierte, den Schieber und hatte für 90 Mann die Arbeit einzuteilen und zu überwachen. Ich war spezialisiert auf die Montage von pneumatischen Geräten und wurde mehrmals geholt, wenn andere nicht weiterkamen. Ich war ein guter Mann. Das kann ich ruhig sagen.

Plötzlich, als ich begann den Zugvogelbund wieder aufzubauen, hatte ich keine Zeit mehr. Meine neue Antwort auf Sonderschichten lautete: "Tut mir leid, dieses Wochenende kann ich nicht arbeiten" oder "an diesen Feiertagen habe ich leider keine Zeit." Ich hatte ja nie mehr Zeit, denn natürlich musste ich am Samstag für den Neuaufbau des Bundes zur Verfügung stehen. Ich hörte einmal wie der Chef sagte, "Der Gehrke ist ein guter Mann - wenn er da ist!" So einen Mann braucht man nur, wenn Arbeitskräftemangel ist. Und das war 1976 nicht der Fall. Und als Leute entlassen werden mussten, war ich so ziemlich als erster dabei. Im Herbst 1977 wurde ich entlassen. Aber das kam dem Bund und Molko zu Gute."[113]

6.3. Gero als Neugründer des Zugvogels

Nach dem endgültigen Rücktritt von Alo Hamm von der Bundesführung zerfiel der Rest-Zugvogelbund rasch. Aber einige mittlerweile erwachsene ehemalige Zugvögel hatten sich in kleinen Singekreisen weiter mit ihren Familien getroffen, z.B. eine Zeitlang bei Kleinfischbach im Taunus, nahe Königstein, oder eine Gruppe der ehemaligen Geusen in Essen. Insgesamt kamen zu solchen Treffen noch ca. 25 aktive Ehemalige. Gero war nur gelegentlich dabei, wenn er an diesen Wochenenden frei hatte. Anfangs kam auch Alo Hamm noch gelegentlich zu diesen Treffen. Dabei wurden Kohten mitgebracht und an Lagerfeuern gefeiert und gesungen.

Diese Ehemaligen hatten mittlerweile auch wieder Kinder und so kam bei ihnen der Wunsch auf, dass der Zugvogelbund wieder neu belebt werden sollte. Der Älterenkreis der Geusen in Essen sprach Gero darauf an, ob er den Zugvogel als langjähriger Kanzler wieder neu beleben wollte und Gero sagte zu. Da er aber die praktische Arbeit als Kanzler bevorzugte, fragte er Gerd Kittel (Tarras), ob der Bundesführer werden wollte und dieser sagte mit knappen Worten zu.

Die offizielle Neugründung erfolgte im Herbst 1977 in der Jugendherberge in Brüggen. Knapp 40 Personen waren bei diesem Neugründungstreffen dabei. 1978 erfolgte bereits eine Großfahrt nach Griechenland mit ca. 30 Leuten.

Bei dieser Neugründung des Zugvogel-Bundes durch Gero und Tarass erfolgte keine inhaltliche und ideelle Umorientierung, wie das öfters bei Neugründungen ehemaliger Bünde der Fall ist, sondern Gero und Tarass führten konsequent und treu die alten Formen, Ziele und Ideale von Alo Hamm weiter. Sie strafften nur in den Formulierungen manche der früheren Zielsetzungen und machten sie dadurch prägnanter. Das lässt sich deutlich in den beiden erhaltenen Feuerreden von Tarass und Gero[114] und in der kleinen Selbst-Orientierungs-Schrift erkennen, die Gero als Bundesführer herausgegeben hat.[115]

Der neu gegründete Bund hatte aber noch kein Zentrum, ähnlich wie zu Trenks Zeiten. Ein solches erstes Zentrum schuf Gero. Gero berichtet über diese frühe Zeit der Neugründung:

---

[112] Erklärung dazu von Gero in Mail vom 7. 2. 013: Hubherdöfen braucht man in Walzwerken. Brammen, dicke Stahlplatten, die kalt vom Hochofen zum Walzwerk transportiert werden, werden von der einen Seite in den Ofen gelegt und mittels eines Hubwerkes über offene Flammen zur anderen Ausgangsseite transportiert wo sie dann die richtige Temperatur haben um sofort gewalzt zu werden.
[113] Gero, eMail an Helmut Wurm vom 7. 2. 2013
[114] Siehe Anhang
[115] Siehe einige Auszüge daraus im Anhang

„Nachdem man mich aufgefordert hatte den Bund wieder aufzubauen, schrieb ich so ziemlich als erstes an Tarass: "Wir wollen den Bund wieder aufleben lassen. Wir brauchen einen Bundesführer! Bist du bereit?" Die Antwort lautete kurz und knapp, "Ich bin dabei!"[116] Tarass war für uns der richtige Mann. Er war ungeheuer belesen, er konnte hervorragend malen, er liebte klassische Musik, er schrieb mitreißende Feuerreden und gestaltete die Feierstunden insgesamt ausgezeichnet. Eines konnte er nicht, er war kein Macher! Da war ich schon der richtigere. Ich liebte es nicht in der Öffentlichkeit zu stehen, ich konnte wohl Vorträge halten, aber Reden sind etwas ganz anderes. Die dabei notwendigen Floskeln und Phrasen wollten und wollen mir nicht so über die Lippen. So ergänzten wir uns hervorragend. Ich bedauere heute noch, dass ich Tarass Leistungen viel zu wenig hervorgehoben habe. Wenn Tarass etwas vorlas, war es mucksmäuschen still. Ich weiß noch, dass ich selbst gebannt war von seiner Kunst des Vorlesens. Als er gesundheitlich noch dazu in der Lage war, verbrachte er die Wochenenden gerne mit uns und wir mit ihm.

Der Anfang war etwas mühsam, aber die Zugvogelsöhne brachten Freunde mit und auch ein paar etwas Ältere konnten wir begeistern und so nahmen wir bereits 1976 mit 35 Jungen und ein paar Männern an dem überbündischen Treffen auf dem Allenspacher Hof teil.

Hier knüpfte Tarass einige für uns sehr wertvolle Kontakte. So vermittelte er unser erstes Auftreten auf Burg Balduinstein und er selbst nahm im darauf folgenden Jahr an einem Wochenendlager der autonomen Jungenschaft Hellas teil und besuchte sie später auf ihrem "Schloß Molko".

1977 waren wir in etwa gleicher Stärke in Griechenland. Mit dem Zug nach Ancona und dann mit dem Schiff bis Igoumenitza. Ich hatte Rasa beauftragt, Verbindung mit griechischen Pfadfindern aufzunehmen, um eventuell einen Lagerplatz zu besorgen. Das Lager schlugen wir dann bei Sivota auf. Rasa veranstaltete dort das Lager für die Jüngeren und ich zog mit den Älteren los ins Ossagebirge mit dem Endziel Kokinonero, was rotes Wasser bedeutet. Dieses tatsächlich rote, eisenhaltige Wasser bewährte sich, besser als jedes „Renni" gegen mein Sodbrennen. Ich nahm dann auch ein paar Flaschen mit."[117]

Das neue Bundeszentrum Molko entsteht

1977 auf dem überbündischen Treffen auf dem Allenspacher Hof in Süddeutschland (in der Schwäbischen Alb) hatte Tarass Bekanntschaft mit der „autonomen Jungenschaft Hellas" (ajH) gemacht und wurde auf deren Sitz Schultenhof, genannt „Schloss Molko", am Niederrhein (bei Rees) eingeladen. Dort bekam der neu entstehende Zugvogel das Angebot, den "Rittersaal" für den Zugvogel als Bundeszentrum und für Feste auszubauen.

Der ab Herbst 1977 arbeitslose Gero übernahm ab Ende 1978 diese Aufgabe als erfahrener Renovierungsleiter, wohnte zusammen mit einem anderen Zugvogel (G.) die meiste Zeit in Schloss Molko und renovierte. Am Wochenende halfen ihm andere Zugvögel bei der Arbeit und Materialbeschaffung. Auch deren Frauen kamen mit und kochten. Es war nach Gero eine enthusiastische Zeit. Gero erzählt begeistert von dieser Zeit, wo er seine beiden Nachkriegs-Lebensstränge Bündisches Leben und handwerkliche Arbeit zusammenführen konnte:

Noch im Herbst forderte Tarass uns dazu auf, einmal mit nach Molko zu fahren. Wir waren neun gestandene Männer, die staunend in dem kleinen Saal erlebten, wie Zwölf- und

---

[116] Nach seiner Geburtstagsrede 2010 schrieb Gero an Tarras: „Würdest du bei einem Neuanfang den Bundesführer machen?" Zwei Tage später kam die Antwort: „Ich bin dabei." (s. Anhang)
[117] Gero, 7. 2. 2013

Dreizehnjährige über Gustav Mahler, über Wagner und Tschaikowsky redeten. Dagegen waren wir absolute Banausen.

Aber dann kam unser Auftritt. Ho, der Bundesführer der ajH und Bewohner des "Schlosses", bot uns an, einen Saal in dem Gebäude zu mieten. Wir betraten den angebotenen Raum und wollten sofort wieder fliehen. Ein riesiges Loch in der Decke schreckte uns, die Feuchtigkeit der Wände und des Bodens zeigten Probleme an, und die kleinen Fenster kurz unterhalb der Decke machten keinen guten Eindruck auf uns. Es gab keinen Wasser-Anschluss, es gab keine Möglichkeit einen Ofen zu installieren. Dann begann ich laut zu denken: Wenn wir mit dicken Brettern quer unter der Decke Balkenträger vortäuschen, bekommen wir das Loch in der Decke gut zu; die Wände müssten neu verputzt werden; vom Haupthaus kann man mit Plastikschläuchen einen Wasseranschluss herstellen; wir könnten dort eine kleine Küche einrichten; der kleine eckige Raum wäre eine ideale Dusche; dort in der Ecke könnte man einen Kamin hochziehen; für den Fußboden müssten wir jede Menge alte Teppiche besorgen. Sollen wir den Raum nehmen?

Am kommenden Wochenende standen 25 Männer in dem Saal und kratzten den alten Putz von den Wänden. Ho kam irgendwann und sagte nur, "Ist ja gewaltig!" Der Einsatz war großartig. Es war zum ersten Mal, das der Zugvogel einen festen Sitz hatte, wenn wir auch nur Untermieter eines Mieters waren. Ein wunderbarer Kamin wurde gebaut und voschrifts-mäßig durch das Dach geführt. Aus dem Saal einer Kneipe im Bergischen Land bekamen wir einen großen Kanonenofen, der wie der Teufel brannte und uns dazu brachte, in der kältesten Winternacht mit freiem Oberkörper unsere wildesten Lieder zu schmettern, während der Ofen glühte. Wobei die Jujas und Hemden praktischer Weise über den stählernen Lampengestellen aus der Jugendherberge Oer Erkenschwick hingen. Der Ofen verbrannte neben Kohle auch Koks und eines Tages war die Ofenecke bis unter das Dach mit dem Deputat-Koks von Werners Opa gefüllt.

Für den Rittersaal bekamen wir ebenfalls aus der aufgegebenen Jugendherberge Oer Erkenschwick einen schweren alten Holztisch, der die ganze Länge des Raumes füllte, dazu zwei ebenso lange Bänke und mehrere Stühle. Die Wände zierten unsere Ritterschilde und unsere Rotten- und Ordensfahnen. Die Schwerter und Lanzen passten zwar nicht ganz zu einem pazifistischen Bund, aber da hielt ich es mit Adenauer, "Man muss doch nicht so pingelig sein!"

Bommel besorgte einen schweren Mühlstein und ließ "Unser Fahren wird kein Ende haben einmeißeln". Dieser Stein wurde dem Jungenbund dann vom Älterenkreis des Zugvogel geschenkt. Nachts gegen 3 Uhr fassten wir in der Jugendherberge Haltern den Entschluss, ihn noch in der Nacht nach Molko zu transportieren. Ho ist nicht einmal aufgewacht, als wir mit elektrischen Bohrhämmern die Ankerlöcher für den Stein in die ungeheuer harte Wand hämmerten. Da wir uns unserer Sache nie ganz sicher waren, befestigten wir ein kleines Kärtchen an dem Stein und damit man wusste, woher wir kamen, schrieben wir im Ruhrgebietsdeutsch darauf "Nicht am Stein packen!" Mancher hat uns gefragt, woher dieses merkwürdige Deutsch stammt.

Im Frühjahr 1978 luden wir zum ersten Mal Gäste in unseren neuen Rittersaal ein. Dank unserer Herbergseltern und Dank des Älterenkreises konnten wir 60 Personen mit einem üppigen 3-Gänge-Menü verwöhnen, nachdem es am Nachmittag schon eine große Kuchenschlacht gegeben hatte. Zu unseren ersten Gästen gehörten z.B. die Grauen Reiter, Old Church vom VCP Dortmund, Tönnchen von der Waldjugend und Helmut Bock (der damals auch noch zur Waldjugend gehörte). Sie zeichneten sich durch ihr freiwilliges Spülen des Riesenberges an Geschirr aus. Ich war auch stolz, dass einige bekannte Nerother ihren Weg zu uns gefunden hatten. Fränz hatte ich ja schon auf Balduinstein kennen gelernt, aber er brachte Wanja und Myket mit. Ich erinnere mich noch gut, wie sie

am Sonntagvormittag draußen vor dem Rittersaal saßen, gemeinsam sangen und die übrig gebliebenen Bierreste erledigten. Ich hatte mir da schon angewöhnt, nach jedem Schluck aus dem Krug "Wohlsein" zu schreien. Ich habe mich köstlich darüber amüsiert, wenn Wanja, aber auch andere versuchten mir zuvorzukommen. Das gelang kaum jemand. Jedenfalls wurde mein „Wohlsein‟ so bekannt, das viele uns (vielleicht abschätzig) "Die Wohlseins" nannten.

Natürlich wollte ich, dass unser Bund und seine Lieder bekannter wurden. Ich sprach einmal auf der Balduinstein mit Fränz und er sagte mir, wir sollten aufpassen, dass unsere Lieder nicht bald von anderen vermarktet werden. Wir sollten unsere Lieder doch selbst aufnehmen, bevor andere das täten. Ich sträubte mich anfangs zwar ein wenig, aber dann begannen wir mit Uli zu üben. Pimpfen-Stimmen hatten wir genug und alte Kerle sowieso. Ich glaube man kann mit Recht sagen, unsere erste Kassette, von Fränz herausgegeben, schlug wie eine Bombe ein. Bis auf eines waren alle Lieder unbekannt und alle waren mitreißend. Ho von der aJH fragte mich: "Gero, bist du sicher, dass das Lied von Dir ist?" Er meinte das Lied "Singt Freunde, lass die Klampfen klingen", das die Panduren vom Zugvogel mitgenommen hatten, als sie zu den Nerothern gingen. Sie sangen allerdings "neues Glück lacht uns noch jeden Tag", statt des Originals "Geusenglück lacht uns noch jeden Tag!" Aber ich konnte ihn überzeugen.
Nach dem Erfolg der ersten Kassette schickten wir gleich im nächsten Jahr eine weitere hinterher. Später entstand dann noch die Wohlseins-Kassette. Ich denke, diese Kassetten haben den Bund vor allem bekannt gemacht, denn zu unseren Festen kamen anfangs ja fast nur geladene Gäste.

In den Osterferien des Jahres 1980 war ich mit meiner Rotte Oranien im Bayrischen Wald. Als wir nach den drei Ferienwochen in Molko ankamen, hatte Tarass die hintere Wand bemalt. Es war das bekannte Werk von Repin "Die Kosaken schreiben einen Brief an den Sultan." Ich war so überwältigt, das ich anfangs gar nichts sagen konnte. Tarass, der damals schon nicht mehr bei voller Gesundheit war, hatte anfangs von der Leiter aus das ca. 4 x 3 Meter große Bild in Angriff genommen, bis Ho ihm ein Gerüst baute, so dass es etwas leichter ging. Während ich mich drei Wochen auf Fahrt amüsierte, hatte Tarass genau diese drei Wochen hart an dem Bild gearbeitet. Aber jetzt war unser Rittersaal erst vollständig. Leider mussten wir das Bild dort an der Wand zurücklassen, als der Bund Molko aufgab.

Das "Schloß Molko" liegt auf einer so genannten Motte, das ist eine erhöhte Stelle, die immer hochwasserfrei bleibt. Denn schließlich liegt das Gebäude direkt am Altrhein. Vor ca. 600 Jahren als Schultenhof gebaut, war es dann lange Zeit eine Molkerei. Einem Schloss ähnelte es kaum. Doch dass man aus dem Gebäude etwas machen kann, wenn man über Geld verfügt, zeigt der heutige Anblick des Hauses. So ähnlich, wie es der heutige Besitzer gestaltet hat, hätte ich es auch gerne gehabt. Aber Geld hatten wir nicht, nur unsere Arbeitskraft und einen großen Kreis von Gefährten, Freunden und uns sonst wie Wohlwollenden. Heute ähnelt es schon eher einem Schloss. Aber auch wir Zugvögel haben einiges dazu beigetragen, das es mit unserem Einzug schöner wurde. Schließlich hatte die aJH die Denker und wir hatten die Malocher.

Nebenbei bemerkt, als Ho mir erzählte der Schultenhof sei 600 Jahre alt, war das für mich der Anlass sofort ein genaues Datum zu erfinden und gemeinsam mit der aJH eine gewaltige Feier zu starten: "600 Jahre Schloss Molko!

Neben den Zimmern im Wohnhaus, die von verschiedenen Horten der aJH gemietet wurden, gab es im Parterre das kleine Zimmer in dem Ho wohnte, sowie Toilette, Bad und Küche. Darunter einen geheimnisvollen Keller, in dem im Wesentlichen die Pumpe für die Wasserversorgung untergebracht war. Aber es gab auch sehr dunkle Ecken mit großen

Trögen, aus denen zum Entsetzen der Pimpfe gelegentlich nachts fürchterliche Geister in Nachthemden auftauchten. Zudem sollte in diesem Keller ausprobiert werden, wie lange sich Bier in Flaschen hält. Leider konnte dieses Experiment nie zu Ende geführt werden, weil immer wieder mal Not am Mann war und sich einer erinnerte "Wir haben ja noch ...".

Aber wie wunderbar war das, als wir nach 6 Wochen Marokko gegen 4 Uhr morgens in Molko ankamen und der besagte Kasten unserer harrte. Einer unserer jüngsten Pimpfe fand dann auch noch die Flasche Himbeergeist, die mal übrig geblieben war. Der Pimpf meinte zwar, er habe schon oft Himbeergeist getrunken und das habe ihm immer sehr gut geschmeckt, aber wir konnten ihn davon überzeugen, dass eine Orangenlimonade besser für ihn wäre.

Vom Parterre des Wohnhauses führte ein schmaler Gang in die große Halle. Wenn man vom Wohnhaus in diese Halle kam, befand sich zu Linken erst ein Saal in dem die aJH tagte, dann unser neuer Rittersaal. Die leere Halle war der größte Raum. In ihr standen mehrere Fuhrwerke und landwirtschaftliche Geräte, die dem Bauern, dem Eigentümer des Anwesens gehörten. Ein großer Teil der Halle war mit leeren Obstkästen voll gestellt. Es gab auch eine begehbare Grube für Autoreparaturen. Auf diese Halle richtete sich mein Begehren eigentlich von Anfang an, doch anfangs hatten wir mit dem Rittersaal genug zu tun.

Doch eines Tages überredete ich Ho mit dem Eigentümer zu sprechen und nicht sofort, aber irgendwann stimmte der Bauer zu. Dann begann wieder eine Heidenarbeit. In die Halle kam man durch ein großes Schiebetor, das als erstes dran glauben musste. Die Fahrzeuge kamen jetzt sowie so aus der Halle, natürlich auch die Kisten, und die Reparaturgrube wurde dicht gemacht. Das gefiel nicht jedem aber in einem Festsaal kann man keine Montagegrube brauchen.

Wir konnten irgendwo eine schöne weiße Doppeltür preiswert erwerben, die dem Ganzen schon einen schlossähnlicheren Anstrich gab. Die großen Fabrikfenster teilten wir in schmale, elegant wirkende, weiß gestrichene Schlossfenster. Mauki fuhr in dieser Zeit für seinen Bruder einen LKW und die großen Hausbesitzer, so wie bei mir die Wohnbau Genossenschaft, rissen zu der Zeit ihre Fenster heraus und bauten dafür die neuen doppelverglasten Kunststofffenster ein. Die ausgebauten Fenster landeten am Straßenrand und letztlich auf Molko. Decke und Wände erhielten neuen Putz und neuen Anstrich. Da die Decke sehr hoch war gestaltete sich die Renovierung der Decke etwas schwierig, aber erfahrene Männer halfen uns schließlich.

Das Prunkstück war der "Tiara" genannte Kronleuchter. Er war auf meinen Wunsch von Ho entworfen worden und bestand aus drei, an Ketten hängenden Stahlringen von 2 Metern, 160 und 120cm. Es war ein gewaltiges Ungetüm. Wir mussten auf dem Dachboden extra einen Stahlträger einziehen, damit das Ding einen festen Halt hatte. Die Ringe wurden mit Lampenfassungen versehen und bei feierlichen Anlässen erstrahlten 60 Glühbirnen mit jeweils 60 Watt.

Ich ließ noch eine Bühne bauen und auf die Rückwand von Mauki, dem gelernter Schildermaler, in großen gotischen Buchstaben den leicht abgeänderten Spruch von Trenk schreiben: „Wer im Moor einen Weg findet, braucht das Parkett der Schlösser nicht zu scheuen". Bei Trenk hieß es, „Wer im Moor einen Weg findet, braucht den Asphalt der Städte nicht zu scheuen".

Wenn man die große Halle jetzt durch unser neues Tor betrat, lag rechts unser Rittersaal, noch davor, mit hohen Schränken abgeschirmt, unsere Küche mit Spüle und Ablage, einem großen Herd, einer Kippbratpfanne und einer altertümlichen Geschirrspülmaschine. Bei

Festen liehen wir noch 2 Frittiergeräte dazu. Im Rücken hatte man die Schränke mit Töpfen, Pfannen, Geschirr und Bestecken. Später kam eine große Paellapfanne hinzu, die Bommel aus Spanien mitgebracht und gespendet hatte.

Den Saal von außen betretend waren links Anbauten, die ursprünglich wohl mal Ställe oder Abstellräume waren. Hier entstand schon vor Fertigstellung der Halle das Pimpfen-Nest mit acht dreistöckigen Betten. Ich bin jetzt noch erleichtert, dass da nie ein Pimpf herunter-gefallen ist. Das Nest war so ziemlich immer gut gefüllt, natürlich vor allem bei unseren Veranstaltungen.

Vor dieses Pimpfen-Nest ließ ich drei Toiletten und drei Duschen bauen. Von irgendwoher hatten wir Berge von Fliesen geschenkt bekommen. Es waren natürlich alles Reststücke und meine Aufgabe war es, die irgendwie zusammenpassenden Kacheln rauszusuchen, die der mittlerweile verstorbene Töpsch dann einbaute.

An den Toiletten und den Duschen vorbei hatte ich zwei kleine Zimmer erworben, in denen ich hauste, wenn ich in Molko war. In dem einen Zimmer, dessen Fenster bunte Scheiben hatte und daher von Ho die Kathedrale genannt wurde, standen im Winkel zwei Betten, eins für mich und eins für Grizzly, der über lange Zeit mit mir in Molko arbeitete und sich große Verdienste erwarb.

Das alles ging natürlich nur langsam voran, weil wir kaum etwas kaufen konnten und die Einzelteile „zusammenfechten" mussten, aber wir waren sehr stolz, als wir den Saal vollendet hatten.

Zur Eröffnung hatte ich die Idee, ein "Fest der Freunde" zu veranstalteten und dazu wurden tatsächlich nur Leute eingeladen, die wir als Freunde empfanden. Es gab am Nachmittag Kuchen verschiedenster Art. Ho und ich waren die ganze Woche mit der Beschaffung und dem Herstellen von Kuchen beschäftigt und wir brachten solche Massen zusammen, dass die Gäste am Sonntag noch Kuchen als Wegzehrung mitnahmen.

Dann stellten sich die Gruppen auf der Bühne mit einem Lied vor und am Abend gab es ein Festessen, das an den Tischen von unseren Pimpfen serviert wurde. Danach folgte eine kurze Pause, in der wir abräumten, spülten und die Tische umbauten, und dann ging das Fest los. Ich kann mich rühmen bei jedem Fest fast ausnahmslos der letzte und immer Herr der Lage gewesen zu sein.

Finanziell rechneten wir immer so, das wir keine großen Verlust erlitten und um das auszudrücken schrieb ich in den Einladungen, "Verpflegung und Getränke zu bekannt günstigen Zugvogelpreisen!" Und das war damals kein Reklamegeck! Das änderte sich später, aber der Spruch blieb."[118]

Die Italienfahrten mit Gero in den 80iger Jahren

Die bündischen Fahrten und Großfahrten kamen in dieser Bauzeit nicht zu kurz. Fahrten fördern meistens das Zusammengehörigkeitsgefühl von Gruppen. Und der neu entstehende Zugvogel-Bund war bald zahlenmäßig stark genug, auch mit größeren Fahrtengruppen Großfahrten zu unternehmen. Anfangs gingen die Fahrten bevorzugt nach Griechenland, in dieser Zeit der 80iger Jahre bevorzugte Gero das gebirgige Süditalien als Fahrtenraum. Gero berichtet dazu:

„Die von mir unternommenen Fahrten endeten so gut wie immer in Molko. Als ich zum Beispiel mit den Pimpfen 1977 aus Griechenland zurückkam, wurden wir am Bahnhof

[118] Gero, 7. 2. 2013

Empel-Rees abgeholt und an die von unserem Älterenkreis fürstlich gedeckte Tafel im Rittersaal geführt.

Eigentlich gingen die Fahrten der von mir geführten Rotte Oranien bis Anfang der 80er Jahre mit geringen Ausnahmen immer nach Griechenland, dann entdeckten wir Kalabrien und in Kalabrien den Aspromonte. Der Aspromonte liegt im südlichsten Zipfel des italienischen Stiefels. Wir fuhren immer mit dem Zug bis Reggio di Calabria und von dort mit dem Bus nach Gambari, einem kleinen Luftkurort, der auch eine Seilbahn besitzt, die eigentlich ins Nichts führt. Es geht von dort kein Weg weiter, aber wir schlugen uns von dort aus immer durch den dichten Wald bis wir auf den geschobenen Weg zum Montalto, mit über 1900 Metern dem höchsten Berg Kalabriens, kamen.

Oft fuhren wir bis an die südlichste Spitze des Stiefels, bis Spropolo, ein kleiner Ort, der sich eigentlich durch nichts auszeichnete. Es gab nur ein kleines Stückchen Sandstrand, an dem die wenigen Einwohner badeten. Das wertvolle für uns war die Dusche. Außerdem befand sich 50 Meter weiter ein winziger Tante-Emma-Laden, der aber so ziemlich alles besaß, was wir brauchten. Ich ging jeden Morgen Brot kaufen und was wir sonst so brauchten und gönnte mir eine kühle Flasche Bier. Ich bekam regelmäßig einen Stuhl angeboten und trank dort die Flasche aus und versuchte, mit den Leuten ein wenig zu plaudern. Dann kamen wir in einem Jahr wieder einmal dort hin und ich ging morgens wie gewohnt über die Straße hinüber zum Laden, da sah ich, dass die alten Leute ihr Geschäft aufgegeben hatten. Ich wollte gerade umkehren, da bemerkten sie mich und ich bekam meinen Stuhl und die Flasche Bier wie sonst auch immer. Zum Broterwerb mussten wir dann allerdings 3 Kilometer weiter. Das war natürlich uninteressant und so wiederholten wir unsere Besuche dort nicht mehr.

Es gab an dem Strand nur eine kleine Wiese und auf der ließen wir uns beim ersten Mal nieder und bauten aus den Kothenbahnen ein Sonnendach. Dann kam ein Kalabrese mit einem halben Dutzend Ziegen an und ich bemerkte, dass wir auf ihrem Weideplatz lagen. Ich bot dem Mann natürlich sofort an hier zu verschwinden, aber er meinte, die Ziegen könnten gut eine Stück weiter laufen. Er sprach überraschend englisch und wir kamen dann ins Gespräch. Seine Englischkenntnisse waren ein Überbleibsel seiner Gefangenschaft in England! Da hatten wir ein gemeinsames Gesprächsthema.

Unsere Pimpfe fühlten sich dort immer sehr wohl, es gab auch Schatten, man konnte ins Meer springen und man konnte das Meerwasser unter der Dusche abspülen. Ich hingegen lag oft dort und sah sehnsüchtig zu den Bergen in unserem Rücken und wünschte mich in die dortige Kühle. Auch die etwas älteren Jungen hatten oft genug vom Sonnen und Faulenzen. Einmal schlug ich vor, dass die Jüngsten am Strand bleiben sollten, während wir in die Berge wollten. Ich sprach einige der Einwohner an und bat sie, ein wenig ein Auge auf die Jungen zu werfen.

Wir machten uns auf in die Berge, fuhren wieder nach Gambari hoch und wanderten von dort los. Ganz gegen unseren Willen kamen wir in dem etwas größeren Ort Delianova an. Ich hatte versprochen, wir gehen heute Abend essen. Aber vergeblich suchten dort wir eine Pizzeria. Dann gab man uns die Auskunft, die Pizzeria sein 5 km die Straße aufwärts. Dort, wo wir hergekommen waren. Nur diesmal ging es bergauf. Aber für eine Pizza nimmt man schon gern eine Strapaze in Kauf. Wir waren die einzigen Gäste, aber es war noch früh, die Italiener essen meist später. Wir mussten auch lange warten. Aber der Grund war ein anderer. Es war irgendein lokaler Feiertag und nach Einbruch der Dunkelheit ging es los - ein Feuerwerk! Ich habe öfter Feuerwerke in Italien erlebt und immer gestaunt, warum die Italiener für Feuerwerke so ungeheuer viel Geld ausgeben. Das Feuerwerk, das wir jetzt erlebten, war auch gewaltig.

Mit einem Mal sahen wir, dass auf dem Hof der Pizzeria etwas hell lodernd brannte. Ich lief zum Hausherren, der gerade mit den Pizzen beschäftigt war, und sagte ihm, dass es auf dem Hof brenne. "Mamma mia", sagte er nur und machte sich ans Löschen. Es war Hochsommer, alles war pulvertrocken und wir sahen von der am Berghang gelegenen Pizzeria, wie es überall brannte. Die Feuerwehren waren unterwegs und Wasserwagen, mit denen die Bauern sonst ihre Felder bewässerten, wurden zum Löschen eingesetzt. Wir selbst löschten bei unserem Rückweg ins Städtchen eine Holzbrücke, die bereits in Flammen stand. Aber da sie über einen gut gefüllten Bach führte, war das keine Schwierigkeit.

Wir wollten morgens um fünf mit dem Bus fahren und schliefen daher in einem Park. Wir bemerkten, dass der Park immer voller wurde, je später es wurde. Um ein Uhr nachts ging das zweite Feuerwerk los, genau so gewaltig wie das erste. Immerhin lehrte sich der Park danach und wir konnten endlich schlafen. Ich hatte in dieser Nacht einen furchtbaren Traum, ich sah unsere Jungen am Strand in der Kothe verbrennen! Ich wachte auf und hatte einfach keine Ruhe mehr. Das war auch gut so, denn wir hätten sonst den Bus bestimmt nicht mitbekommen. So fuhren wir mit dem Bus nach Villa San Giovanni. Da die nächsten Stunden keine Zug fuhr, setzten wir für 2 Mark nach Messina über und vor dort, zum gleichen Preis, nach Reggio di Calabria, Von dort fährt ein Bus über Melitta di Porto Salvo nach Spropoli. Unsere Sonnenschutzkonstruktion stand dort am Strand, aber von den Jungen war keiner zu sehen. Zufällig sah ich dann einen von ihnen auf einem Balkon. Die Einwohner hatten die Pimpfe nach meinem Abmarsch kurzerhand zu sich nach Hause geholt. Die Pimpfe waren sehr sauer, dass wir schon so früh zurückkamen.

Man kann von Mailand auf zwei Wegen nach Kalabrien fahren: Entweder an der gesamten italienischen Westküste entlang bis Reggio di Calabria, oder an der Ostküste entlang über Bologna, Rimini Taranto, um die Stiefelspitze herum ebenfalls bis Reggio di Calabria. Ich löste die Bahnfahrkarten für die Hinfahrt immer bis Locri über Reggio di Calabria und die Rückfahrt von Locri nach Essen an der Ostküste Italiens entlang.

Der Apennin erstreckt sich 1500 km lang von den Alpen bis zur südlichsten Spitze Italiens. Kalabrien ist teilweise nur 40 Kilometer breit, von beiden Küsten geht es ziemlich steil aufwärts auf die Höhen des Apennins. Man kann von Locri aus für kleines Geld 10 oder 15 Kilometer mit dem Bus fahren und ist mitten im Nationalpark Aspromonte. Während man in Locri mittags 40 Grad und mehr verzeichnet, ist die Temperatur im Aspromonte höchst angenehm. Wenn wir von den Bergen genug hatten, gingen wir hinunter zur Westküste und fuhren dann erneut nach Reggio. Das ging mit dem Gruppenfahrschein ausgezeichnet; es war nicht feststellbar, dass wir die Strecke manchmal 3-mal fuhren. Wenn wir in Spropoli waren und genug vom Baden hatten, fuhren wir weiter bis Locri und von dort mit einem Bus auf die Höhen des Aspromonte, wo wir dann wanderten.

Man weiß wahrscheinlich, dass hier das Gebiet einer mächtigen Mafia ist. Eigentlich heißt sie in Kalabrien die „Ndrangheta" aber bleiben wir der Einfachheit halber bei dem Sammelbegriff Mafia. Die erste bewusste Bekanntschaft machten wir, als wir mit dem Bus von Locri kommend in die Amandolea-Schlucht wollten. Es gab keine vernünftigen Karten aus dieser Gegend, eine Straßenkarte war die einzige Hilfe und nach der mussten wir uns orientieren. So standen wir plötzlich auf einer Staumauer und es gab keine Möglichkeit an ihr vorbei nach unten zu kommen. Wir mussten mühsam wieder ein ganzes Stück hoch und sahen dann über uns ein Haus. Wir stiegen hinauf und betraten den Innenhof des Gebäudes. Ich wäre gerne wieder zurückgegangen, aber das ging ja nicht. Da saßen drei Männer auf der Bank im Schatten und reinigten ihre Gewehre. Philo, der ganz gut italienisch sprach, fragte die verdutzt blickenden Männer, die uns wohl nicht kommen gehört hatten, wie man ins Tal des Amandoleo käme und sie gaben ihm auch bereitwillig Antwort.

Wir kamen dann auch in das Tal und das Vorwärtskommen erwies sich als äußerst schwierig. Das Tal bestand nur aus Felsbrocken unterschiedlicher Größe, wir kamen in der Stunde höchstens einen Kilometer weiter. Dafür boten sich uns schon gewaltige Aussichten. So liegen an einer der engsten Stellen des Tales, mehrere hundert Meter hoch, rechts und links zwei kleine Dörfer: Rocaforte del Greco und Roghudi. Es muss von oben ein noch tollerer Anblick gewesen sein, aber wir waren nie da oben.

Anfangs gab es natürlich überall Trinkwasser, aber dann fanden wir keine Quelle mehr. Es nahte auch langsam der Abend und hier auf den Steinen wollte ich auf keinen Fall übernachten. Also mussten wir hoch. Auf der östlichen Seite des Tales musste nach der Straßenkarte Bova liegen. Wir kamen an einen Bergeinschnitt, in den in verschiedenen Höhen Stauwehren für das im Frühjahr gewiss in Massen hinabstürzende Wasser gegossen waren. Mir Hilfe unseres Seiles zogen wir jeweils das Gepäck hoch, während wir seitlich vorbei krochen. Tatsächlich stießen wir nach mühsamer Überwindung mehrerer Dämme auf einen etwa 1 Meter breiten Zementweg. Und kaum hatten wir ihn erreicht, kam von links unten ein junger Mann den Weg herauf gelaufen, so als wäre er beim Jogging. Wir waren alle hoch erfreut, als er uns sagte, nur wenige Meter weiter wäre eine Quelle. Und das stimmte auch. Wir labten uns erst einmal, füllten unsere Feldflaschen erneut auf und machten uns dann auf den restlichen Weg nach Bova, der nun keinerlei Mühe mehr machte und wo es für jeden ein köstliches Eis gab.

Was uns höchst erstaunte, war die Tatsache, dass in Bova Spruchbänder in griechische Sprache hingen. Wir erfuhren, das Bova schon in römischer Zeit von griechischen Siedlern gegründet wurde, das die Mehrheit auch heute noch einen griechisch-kalabrischen Dialekt spricht und das alljährlich einmal griechische Folkloregruppen zu ihnen kommen.

Ein anderes Mal waren wir auch wieder im Aspromonte unterwegs und kamen an eine Straße, die auf der Karte gar nicht verzeichnet war. Außerdem zweigten hier drei verschiedene Wege ab. Wir machten erst einmal im Schatten Rast, als wir ein Auto kommen hörten. Philo rannte sofort zur Straße und es kamen tatsächlich zwei Wagen, die auf sein Winken hielten. Es wunderte mich, dass alle Insassen ausstiegen und Philo schrie winkend, es sollen noch zwei Mann kommen. Die Kofferräume wurden geöffnet und die Pimpfe beladen. Es handelte sich um eine Großfamilie, die von ihrem Picknick nach Haus fuhr. Und alles, was nicht aufgegessen und ausgetrunken wurde bekamen wir nun. Für mich waren immerhin 6 kleine Flaschen Bier dabei und für Philo eine angebrochene Flasche Wein. Ansonsten Brot, Schinken, Käse, Pizzateile und allerlei Leckereien. Außerdem sagten sie uns, dass ein paar hundert Meter weiter eine Quelle sei.

Dort war nicht nur eine Quelle, sondern ein wunderschöner Platz, auf dem hohe Bäume Schatten spendeten. Wir waren allerdings nicht allein, aber das war eigentlich eher günstig. Es lagerte dort wieder eine Großfamilie, die mit drei Wagen gekommen war und nun in großen Kesseln zu kochen begann. Ein Kassettenrecorder spielte kalabresische Musik und Opa und Oma tanzten schließlich mit. Nur die Jugendlichen, die zur Familie gehörten, hielten sich weit abseits und lauschten berauschenden amerikanischen Tönen. Wir blieben dort drei Tage, weil ein Dorf nicht weiter als einen Kilometer entfernt war und wir dort einkaufen konnten.

Noch eine Geschichte aus Kalabrien. Wir wollten über den Montalto und waren fast in der Höhe, in der der Baumbestand aufhört, als ein gewaltiges Gewitter losbrach. Es ging steil bergauf und bergauf war ich immer so ziemlich der letzte. Die vor mir waren schneller gelaufen und für kurze Zeit meinen Blicken entschwunden. Als ich auch über den Knick kam, der die Sicht verhinderte, und bekam ich „bald zuviel". Bei dem unaufhörlichen Blitzen und Krachen hockte die ganze Bande unter dem einzigen Baum weit und breit. Ich scheuchte sie unter die Büsche, wo es zwar auch keinen Regenschutz gab, wo man aber

wenigstens etwas windgeschützt war. Wenig später dampften wir wieder in der niederbrennenden Sonne.

Als Minuten später das nächste Gewitter kam, nahte zufällig ein großer LKW, der Steine für den Straßenbau gebracht hatte und nun wieder runter nach Gambari fuhr. Ich winkte und bekam sogar vorne einen Platz, während die anderen sich gegenseitig halfen, auf die Ladefläche zu kommen. So landeten wir bald wieder in Gambari, von wo aus wir morgens aufgebrochen waren.

Plötzlich hörte es wieder auf zu regnen und wir gingen zu Fuß ein Stück. Da sahen wir, dass am Straßenrand auf der anderen Seite ein paar Tische aufgebaut waren mit herrlichen „Fressalien". Ich sagte aus Jux: „Die haben schon unser Mahl bereitet", da winkten die Frauen auch schon. Ich schickte ein paar Pimpfe hinüber, weil ich dachte, sie wollten uns irgendetwas schenken, aber wir mussten alle hinüber und wurden dermaßen gefüttert, dass selbst die Hungrigsten total satt waren. Amüsant fand ich noch, dass sie allen anderen, auch den jüngsten Pimpfen eine Dose Bier in die Juja-Tasche stopften, ich aber einen köstlichen Wein trinken musste. Sie zeigten mir mit dem Finger die Umdrehungen an, die der Wein hervorbringen könnte. Ich solle ein wenig vorsichtig sein. Er sei schließlich 20 Jahre alt. Er schmeckte tatsächlich köstlich und ich hätte nichts dagegen gehabt, die ganze Flasche mitzunehmen.

Ein anderes Mal hatten wir unter freien Himmel mitten im Wald übernachtet und wir lagen noch in unseren Schlafsäcken, als plötzlich 4 junge Burschen auftauchten. Sie suchten angeblich ein paar ausgerissene Pferde und wollten von mir wissen, was wir hier wollten. Wie sollte ich denen klarmachen, dass wir hier nur wandern wollten, ohne eigentlich ein Ziel zu haben. Mit fiel als einziges die kleine Stadt Delianova ein. Da ließen sie von uns ab.

Gegen Abend kamen wir an ein großes Gehöft und wir sahen, dass es hier auch eine richtige Straße gab. Ein paar Leute saßen an Tischen und aßen und tranken. Im Brunnen kühlten die Bierflaschen. Das kam mir eigentlich sehr gelegen, denn für den Abend war eigentlich nur eine kräftige Tütensuppe vorgesehen gewesen. Hier aber gab es Pommes, Eier mit Speck und Salat. Das war so herrlich, dass wir aller Sparsamkeit zum Trotz noch einmal nachlegen ließen.

Plötzlich tauchen die jungen Burschen von heute morgen auf. Sie kamen wütend zu uns und bauten sich vor unserem Tisch auf. Ich hätte doch gesagt, wir wollten nach Delianova. Plötzlich pfiff der Wirt, die vier drehten sich um, rannten zu ihm hin, küssten ihm die Hand und stiegen Minuten später in ihr Auto und verschwanden. Ich aber sagte: "Hier bleiben wir, hier sind wir sicher!" [119]

Gero unternahm seine letzte zünftige Großfahrt im Jahr 1991 als Wanderfahrt in den Sommerferien nach Griechenland. Die Gruppe bestand nur aus 5 Teilnehmern, der älteste außer Gero war 18 Jahre, der jüngste 12 Jahre. Gero empfand sie noch einmal als eine tolle Fahrt, auf der die Gruppe mit der Gamba-Schlucht das schönste Engtal durchquerte, das Gero bis dahin gesehen hatte.

Diese Gamba-Schlucht liegt im südlichen Peloponnes. Der Weg zum Einstieg in die Schlucht beginnt am Langadia-Pass auf der Straße von Kalamata nach Sparta. Die Gruppe war von Kalavrita auf dem "europäischen Wanderweg Nr. 5" drei Tage bergauf und bergab nach Süden gewandert. Sie war dann von Tripoli mit der Bahn nach Kalamata und von dort mit dem Bus, der nach Sparta fährt, bis zum Langadia-Pass gefahren, wo der europäische Wanderweg Nr. 5 weitergeht. Man wandert von da ab einen guten Tagesmarsch bis zum Einstieg in die Schlucht. Die Griechen beschreiben die Schlucht auch mit dem Namen

[119] Gero, Mail vom 7. 2. 2013

Kampos-Schlucht, so wie sie häufig verschiedene Namen für eine Ortschaft haben. Für die Schlucht braucht man einen guten Tagesmarsch. Sie ist teilweise von riesigen Felsbrocken blockiert und man kann oft nur unter den Felsen durchkriechen. Die Schlucht endet in der Nähe von Kardamili, an der Straße von Kalamatra nach Githion im Süden des Peloponnes.[120]
Im Sommer 1992 unternahm Gero zwar noch eine weitere Fahrt nach Griechenland mit 11 Zugvogel-Jungen, aber das war für ihn mehr eine Reise als eine bündische Fahrt, wenn auch bis heute die damaligen Teilnehmer sagen, dass es eine schöne Fahrt gewesen wäre. Nach dieser Fahrt im Sommer 1992 hat sich Gero aus dem Fahrtenleben des Jungenbundes heraus gehalten.[121]

Im selben Jahr 1992 meinte Gero, genug für den Zugvogel getan zu haben und trat als Bundesführer des Zugvogels zurück. Weitere Gründe waren nach Geros Aussage verständliche Ermüdungserscheinungen und auch unterschiedliche Auffassungen zwischen nachrückenden Führern und ihm.[122]

Wotan übernahm nach Gero für 1 Jahr das Amt des Bundesführers, 1993 folgte ihm Dietze in dieser Position. Der neue Bundesführer Dieter Feist (Dietze) begann dann erfolgreich, den kurz vorher für den Bund erworbenen Kochshof im Dhünntal (Nähe Kloster Altenberg, Bergisches Land) als neues Bundes-Zentrum zu renovieren und auszubauen.

Gero wechselte in den Bundes-Älterenkreis, wo bequemere Fahrten mit dem Wohnmobil auf ihn warteten. Er war mit 67 Jahren auch nicht mehr der Jüngste und hatte das verdiente Anrecht auf bequemere Fahrten.

Mit diesem Älterenkreis war ursprünglich ein Kreis des Bundes gemeint, der allerdings im Wesentlichen von den älteren Geusen aufrechterhalten wurde. Als aber die damalige neue Bundesführung die Ansicht vertrat, in diesen Bundes-Älterenkreis dürften nur ehemalige Zugvögel aufgenommen werden, haben die Mitglieder beschlossen, diesen Älterenkreis auf den Orden der Geusen zu beschränken, in den auch Nicht-Zugvögel aufgenommen werden können. Seitdem gibt es so gut wie keinen Bundes-Älterenkreis des ZV mehr.[123]

Der Beginn der Sängerfeste des Zugvogels

Sobald der Rittersaal voranschritt, kam der Gedanke an ein jährliches Fest auf. Gero schlug vor, es Fest der Freunde zu nennen Das 1. Fest der Freunde fand 1980 statt.

Um 1985 hatte Philo die Idee, einen jährlichen Sängerkrieg oder Singewettstreit in Molko zu veranstalten. Da es solche Wettstreite aber schon genügend gab, schlug Gero vor, es Sängerfest zu nennen. Das erste dieser Sängerfest fand 1987 noch auf Schloss Molko statt, das zweite musste an einem anderen Ort, nämlich in einem großen Hühnerstall in der Nähe von Odenthal bei Kloster Altenberg abgehalten werden.

Wie es dazu kam, schilderte Gero verkürzt:

„Beim 1. Sägerfest in Molko waren über 400 Bündische erschienen, eine endlose Reihe von PKW und VW Bussen war entlang der schmalen Straße geparkt. Die Polizei hatte nichts zu beanstanden. Dann kam zufällig ein Reporter vorbei und wurde auf seine Fragen an R. verwiesen und der vergrößerte die Zahl der Gäste vielleicht etwas und erzählte, dass sie

---

[120] Nach Mail von Gero vom 7. 2. 013 und 13. 2. 013
[121] So Gero in seiner Mail vom 13. 2. 013
[122] Nach Mail vom 7. 2. 013 und nach mündliche Mitteilung vom 17. 5. 012, Protokoll des Gespräches mit Gero in seiner Wohnung
[123] Nach Gero, Mail vom 13. 2. 013 und vom 15. 2. 013

aus ganz Deutschland kämen (was auch stimmte). Am Montag las der Kreisjugendpfleger in der Zeitung den groß herausgebrachten Artikel mit Bild vom Sängerfest und fiel aus allen Wolken. Großes Trara, Jugendamt, Feuerwehr, Gesundheitsamt und wer weiß noch alles besichtigten das "Schloss" und waren total entsetzt. Wir mussten den "Beherbergungs- und Bewirtschaftungsbetrieb" sofort einstellen."[124]

Etwas ausführlicher beschreibt Gero diesen Beginn folgendermaßen:
„In den 80iger Jahren fuhr man regelmäßig nach Hamburg zum Singewettstreit, um zuzuhören, aber auch um selbst zu singen. Es haben auch bündische Gruppen versucht dort etwas zu gewinnen, aber gegen die Perfektionisten hatte eine normale Rotte oder auch ein normaler Orden keine Chance. Auf einer Kalabrienfahrt sprach ich mit Philo darüber und er meinte, wir sollten selbst einen eigenen Singewettstreit „aufziehen". Ich äußerste, dass wir gegen Hamburg keine Chance hätten, aber der Nachteil in Hamburg sei, dass nach dem Singen in der Messehalle alle auseinander liefen. Wir könnten ein „Sängerfest" veranstalten, in das wir einen Singewettstreit einbauten.

Daher lud ich zum 1. Mai 1987 zum ersten „Zugvogel Sängerfest" nach Molko ein. Eingebettet in dieses Sängerfest sollten junge Gruppen auftreten, keine Musikreisende, die von Fest zu Fest eilten und die Pokale abholten. Außerdem sollten selbst gemachte Lieder besonders bewertet werden, aber auch uralte Lieder, die man wieder aufpolierte.

Es kamen über vierhundert Bündische. Wir hatten von einem Bauern eine Wiese für die Jurten und Kothen angemietet und an der Ausbaustrecke, die von Grietherbusch an Molko vorbei nach Rees führt, stand Auto an Auto. Die Polizei kam, hatte aber keine Einwände.

Dann kam zufällig ein Reporter der lokalen Zeitung vorbei und witterte eine Sensation. Auf seine Fragen wurde er an Ratte verwiesen, der die Zahl der Teilnehmer noch leicht erhöhte und erzählte, dass die Jungen und Mädchen aus ganz Deutschland kämen. Zu der Zeit gab es ja noch die DDR und "aus ganz Deutschland", das konnte ja vielleicht auch ein Fall für den Verfassungsschutz sein. Ich kann mir die Aufregung des Kreisjugendpflegers vorstellen, wie er beim Frühstück von einem großen Jugendtreffen in "seinem" Kreis las, von dem er keinerlei Kenntnis hatte.

Noch am gleichen Montag ging der Zirkus los, die verschiedenen Ämter gaben sich die Klinke in die Hand. Der "Beherbergungs- und Bewirtschaftungsbetrieb" auf Molko musste sofort eingestellt werden."[125]

Das bedeutete, dass sich dort auch keine Gruppen mehr über Nacht treffen durften. Damit war Schloss Molko als Bundeszentrum für den Zugvogel nicht mehr geeignet und uninteressant geworden.

Zum Glück hatte hauptsächlich Dietze dafür gesorgt, das der Kochshof unser Eigentum wurde. Aber der Hof war ja erst einmal auch nicht viel mehr als eine Ruine und für das nächste Sängerfest 1988 musste eine Lösung gefunden werden.

Das 2. Sängerfest 1988 fand in einer Art Hühnerfarm (in der Gemeinde Erberich, Verbandsgemeinde Odenthal) statt, die aufgelöst werden sollte. Ein großer niedriger Saal wurde zur Verfügung gestellt, der in harter stauberfüllter Arbeit ausgemistet und hergerichtet werden musste. Der Besitzer war froh, dass er die Anlage kostenlos gereinigt bekam."[126]

---

[124] Mail von Gero vom 9. 8. 01
[125] Gero, Mail vom 7. 2. 013
[126] Nach Mail von Gero vom 9. 8. 012 und vom 7. 2. 013

Und im nächsten Jahr 1989 fand das 3. Sängerfest, dank Ratte, in Ottenstein/Münsterland statt. Das Fest sollte einen legendären Ruf bekommen, obwohl es gar nicht in Ottenstein stattfand, sondern in der Bauernschaft Dömern. Den Namen Ottenstein hatte Gero deshalb gewählt, weil er für ihn besser klang als etwa Dömern.[127]

Anschließend fanden bis 2010 die Zugvogel-Sängerfeste in Ottenstein im Münsterland statt.

6.4. Gero als Liedschöpfer

Gero hat nicht Gitarre zu spielen gelernt. Er hatte eigentlich von Alo erwartet, dass dieser ihm das Gitarrenspielen beibringen würde, aber leider ist es dazu nicht gekommen. Das bedauert Gero bis heute. Aber trotzdem hat er den Text einiger Lieder geschaffen.

Es handelt sich um die Texte:

1. Singt Freunde, lasst die Klampfen klingen... (Melodie von Friedel Limberg. Er schenkte Gero diese Melodie auf dessen Wunsch zu seinem 31. Geburtstag am 17. 10. 1956).

2. Wir zogen von Korinth herauf… (Melodie nach einem Theodorakis-Lied)

3. Der Winter dahin und der Sommer nicht mehr weit… (Melodie von Alo Hamm)

4. Dem Volke die Freiheit zu geben… (Ordenslied der Geusen) (Melodieherkunft unbekannt)

4. Nun greift in die Saiten… (Melodie von Robin, d. i. Walter Oppenberg)

7. Gero als privater und bündischer Rentner

Gero ist dem Zugvogel-Bund als privater und bündischer Rentner nicht verloren gegangen. Regelmäßig hat er an wichtigen Veranstaltungen des Zugvogels als geehrter Älterer und Gast teilgenommen. Dann kann er immer interessante Berichte und Erlebnisse beisteuern.

Eine große Feier fand aus Anlass seines 85sten Geburtstags im Kochshof statt. Dort hat er in seiner Eröffnungsrede vor den Gästen seine bündische Zeit noch einmal Revue passieren lassen. Diese Rede ist es wert, hier als Abschluss eines bewegten und zugleich weitgehend zufriedenen Lebens ungekürzt angefügt zu werden:

8. Anhänge

1. Feuerrede des Bundesführers Tarass Pfingsten 1981 beim 40. Bundeslager des Zugvogels (bei Manderscheld in der Eifel)

(Abgedruckt In: Unser Bund, Selbstdarstellung einer bündischen Gemeinschaft, ohne Jahr [vermutlich um 1990], herausg. vom Zugvogel, Deutscher Fahrtenbund e.V., Bundesführung, Rolf Gehrke Essen, 1. Auflage, S. 24-32)

Gefährten!

Als ich mir Gedanken machte, was beizutragen ist zum traditionellen Ablauf der Feier am Bundesfeuer, um wieder an die großen Feuer der Vergangenheit heranzukommen, fiel mir ein schon langst vergessenes schmales Gedichtbändchen von Hans Erich Nossack in die Hände, welches 1947, also in der ersten Nachkriegszeit, erschien.

---

[127] Nach Gero, Mail vom 7. 2. 013

Ich fand darin das folgende Gedicht:

Rief da ein Mann?
Zur Nacht, weil alle Menschen schliefen,
rief da ein Mann? 0 wie er rief!
Zweimal! Zwei Rufe, die mich riefen.
0 Trägheit, dass ich weiter schlief.

Vom Flusse her ein wildes Klingen,
zweimal und dann war wieder Nacht.
Und ich verschlief das Hilfebringen,
zweimal und bin nicht aufgewacht.

Bin nicht vom Lager aufgesprungen
zur Tür und fragen, was es sei.
Ich schlief, ich schlief bis es verklungen.
0 der du nach mir riefst, verzeih.

Heut morgen kommen sie und fragen:
Wer rief und hat die Nacht gestört?
Rief man nach Gott? Und ich muss sagen:
Ich schlief und habe nichts gehört.

Es war nicht Gott, dem es gegolten,
ich war es, den ein Bruder rief.
Zwei Rufe, die zum Bruder wollten,
vom Bruder und der Bruder schlief.

Es rief, damit es mich erwecke,
zur Nacht zweimal vom Flusse her:
0 Mensch, wie liebst du deine Decke,
dein Bett und deinen Schlaf so sehr.

Wie dumpf und stumpf ist dein Gewissen,
wie satt und matt du im Erhörn!
Ach, dass erst Schüsse fallen müssen,
aus deinem Schlaf dich aufzustörn.

Ja, ich bin trag und taub geschaffen
und ließ dich letzte Nacht allein.
Heut Nacht werd ich gewiss nicht schlafen;
heut, Bruder, muss ich selber schrein.

Diese Zeilen will ich vorerst einmal für sich stehen lassen - komme am Ende meiner Gedanken, die ich hier aussprechen will - darauf wieder zurück. Die Welt ist, wie sattsam bekannt, in zwei große waffenstarrende und machtpolitische Blöcke geteilt, die sich unverrückbar bis zur letzten Konsequenz gegenüberstehen. Beide Blöcke besitzen heute Atomwaffen in einer Fülle und Starke, die beim Einsatz alles Leben mehrfach auf der Erde auslöschen werden. Ein dritter und damit endgültig letzter Weltkrieg scheint in greifbare Nahe gerückt. Schon spricht und schreibt man täglich davon. Und Kriege sind oft herbeigeredet worden. Dabei wird neben dem wahnsinnigen und die Volksvermögen verschwendenden Wettrüsten die betrügerische Karte der Abrüstungsverhandlungen von beiden Seiten ausgespielt. Die Infamie besteht darin, dass jede Seite sagt: Natürlich werden wir abrüsten, wenn die andere Seite damit anfängt! Immer nach dem alten

Schema: Wasch mir den Pelz, aber mache mich dabei nicht nass, bzw. nach dem Grundsatz: Hannemann, geh-du voran!

Die Menschen aber in allen Staaten wollen Frieden. Wie kommt es nur, dass die Regierungen beider Blöcke so entgegengesetzt vom Willen und den Wünschen ihrer Völker auftreten? Und genau hier liegt der Denkfehler. Die Bürger, die Menschen, denken und handeln in ihren eigenen Bereichen um keinen Grad friedlicher oder kompromissbereiter wie ihre jeweiligen Regierungen. Uns interessiert hier nur die Situation in der Bundesrepublik. Nach dem Kriege hat der Wiederaufbau von Staat, Gesellschaft, Kultur, dem sozialen Gemeinwesen und der völlig überflüssigen Wiederbewaffnung für fremde Interessen einen erschreckenden Weg genommen, der so von der Mehrheit der Deutschen nicht gewollt war. Wir hatten die einmalige und nie wiederkehrende Gelegenheit, eine neue Gesellschaft und einen neuen Staat aufzubauen. Es wurden aber lediglich die alten Trümmer schamlos restauriert.

In einem Artikel über brauchbare menschliche Qualitäten und Eigenschaften fand ich vier Begriffe, die mir wesentlich erscheinen:

- friedlich sein -
- freundlich sein -
- individualistisch sein -
- aufgeschlossen sein -

Was können wir als kleiner Bund zur Gegensteuerung einer verfahrenen Weltsituation tun? Grob gesehen: Gar nichts! Aber nachgedacht: Manches, ja sehr vieles! Wir leben heute in einer menschlichen Eiszeit! Eine Eiszeit, zumal bei uns in der BRD, durch erschreckende seelische Kälte hervorgerufen. Die zwischenmenschliche soziale Wärme gibt es in dieser Republik, die von uns schon vor fünfundzwanzig Jahren als Piratenrepublik bezeichnet wurde, nicht mehr. Alles ist ausgerichtet auf den rücksichtslosen Kampf um den besten Fressnapf. Unsere Nachkriegsgesellschaft hat sich auf die kannibalische Ellenbogentaktik der Neandertaler eingelassen. Jeder versucht über den Nebenmann hinweg zu schreiten, mag der Bruder dabei umkommen - bildlich, wie wörtlich gemeint. Der brutale Kampf um die besten Positionen ist seit Jahrzehnten voll entbrannt unter dem falsch angewandten Begriff der "Leistungsgesellschaft".

Das Erschreckenste daran ist, selbst die jüngsten Bürger sind in diesen Brutalitätskrieg eingeschlossen. In den Schulen schon steigt aus der Jagd nach den besten Noten die unmenschliche Eiszeit auf. Wer kümmert sich heute noch um seinen Nebenmann, wer bringt noch menschliche Wärme für den Schwächeren auf und hilft ihm gar, seine Probleme zu meistern? Unsere seelische Aufnahmefähigkeit, unsere herzliche Anteilnahme wird zerstört. Übrig bleiben menschliche Funktionsroboter, die nur nach ihrer industriellen Ausbeutbarkeit beurteilt werden. Der unbarmherzige Gesellschaftskampf jeder gegen jeden - der nichts mit den klassischen Klassengegensätzen gemein hat - schließt schon die Acht- bis Zehnjährigen ein! Der heutige Mensch ist kein idealer Individualist in der Gesellschaft mehr, sondern das vereinsamte Massenprodukt der abendländischen und christlichen Fehlentwicklung! Wer wundert sich noch, dass die Weltlage beängstigend auf Krieg eingestellt ist?

Hier kehren wir zu den vier aufgezeigten Eigenschaften zurück:

1. Friedlich sein!

Unser Bund führt wohl als einziger Bund in seiner Präambel den wesentlichen Leitsatz: Der Bund setzt sich mit Nachdruck für die absolute Gewaltlosigkeit ein! Dieses Bekenntnis

entstand aus den bitteren Erfahrungen einer in Frieden und Krieg missbrauchten Generation. Und dies soll nicht nur totes Papier bleiben, sondern in unserer Gemeinschaft praktizierte Wirklichkeit. Wir wirken aber nur durch das eigene Bild nach Außen mit unserem Bekenntnis glaubwürdig.

Ich möchte nicht missverstanden werden. Wir bekennen und stehen als Bund zu dieser Gewaltlosigkeit und werden jeden Gefährten unterstützen, der glaubt, aus innerer Überzeugung als Kriegsdienstverweigerer seinen Weg zu gehen. Andererseits werden wir nicht in den Fehler kleiner und kleinster Gemeinschaften verfallen und aus unserer Minderheit und Enttäuschung über den Verlauf einer, nach unserer Ansicht, falschen Politik, uns für unsere Grundsätze, in eine doch nur zur Ohnmacht verurteilte, fanatisierte Sekte verwandeln. Jeder Heranwachsende in unseren Reihen hat das selbstverständliche Recht auf die eigene Entscheidung. Wer glaubt, seinen Wehrdienst leisten zu müssen, wird dessentwegen in unserem Bund weder diffamiert noch ausgeschlossen. Nur lassen wir an unserer grundsätzlichen Einstellung nicht rütteln und sind zu keiner Diskussion darüber bereit. Wir werden wohl jeden auftretenden Neonationalismus und Fremdenhass, der schon wieder rassistische Züge annimmt, aus unserem Bund bannen - mit allen Konsequenzen.

Gewaltlosigkeit und Frieden sollten also gerade bei uns praktizierte Wirklichkeit sein. Sehr oft ist das Gegenteil davon alltägliche Praxis. Wir hatten vor ein paar Jahren uns fest vorgenommen, nicht wieder die alten hemmenden Fehler zu begehen und vergaßen dabei als Voraussetzung, den inneren Burgfrieden zu halten, Frieden zu stiften, friedlich miteinander umzugehen. Ein Jungenbund wie der unsere, in dem drei Generationen miteinander leben, ist zur Friedenspflicht aufgerufen und sollte sie als das wichtigste Gesetz beachten. Wahre Männlichkeit zeigt sich nicht in gewalttätiger Kraftmeierei, sondern in der Beherrschung der arteigenen Aggressionstriebe.

Es häufen sich hässliche Auftritte, gegenseitigen Anbrüllens, das Herunterputzen eines Gefährten vor versammelter Mannschaft, fehlendes Einander-Verstehen-Wollen usw. Wie oft habe ich bei uns und anderen erlebt, wie Jüngere, Pimpfe, Knappen, mit den oft recht strapazierten Nerven eines Älteren spielen. Zumeist sind es die Jüngeren, die laut zeternd und klagend aufschreien, wenn sie selbst einmal zu einer nutzbringenden Tätigkeit für die Allgemeinheit gefordert werden. Wie oft habe ich bei uns und anderen erlebt, wie Ältere, Kraft ihrer Statur, Stimmgewalt und natürlicher Lebenserfahrung, Jüngere, die nicht genau so und nicht so rasch reagieren, wie der schreiende Altvordere es sich in seinen wechselnden Launen vorstellt, abkanzeln. Wie oft habe ich bei uns und anderen erlebt, dass in einem Wettstreit eine zeitweilig gute Rotte zwar Aufmerksamkeit und Beifall für sich als selbstverständlich voraussetzt, aber nicht bereit ist, ein Gleiches anderen Rotten entgegen zu bringen, sogar desinteressiert und willentlich stört. Wie oft habe ich bei uns und anderen erlebt, dass erwachsene Menschen sich gegenseitig um Bagatellen lauthals anschreien und kränken. Kleinigkeiten, die dann anschließend eine tage-, wochen-, ja monatelange hässliche Spannung erzeugen und die volle Handlungsfähigkeit der Gemeinschaft lahmen.

Wie oft habe ich erlebt, dass Gefährten, die selbst überempfindlich, sensibel sind - real und oft auch gespielt - auf den Gegenpartner oder Kontrahenten mit einem Rundschlaghammer eindreschen. Wer sensibel ist, hat die Pflicht, jeden Gefährten mit der gleichen Sensibilität zu behandeln, wie er selbst behandelt werden möchte. Wie oft habe ich bei uns und anderen erlebt, wie aus einer jähzornigen Unbeherrschtheit heraus, Gefährten gekränkt und beleidigt werden. Dies alles sind Fehler, ja Untaten, die allzu oft uns, und ich schließe mich da nicht aus, unterlaufen. In Zukunft werde ich bei jedem Fehlgriff in den angedeuteten Fallen, wo immer ich sie wahrnehme, mit den Mitteln, die ich als Bundesführer besitze, eingreifen. Und Eingreifen heißt für mich: ausgleichen und mahnen.

Alle Leistungen, alle Erfolge werden größer, vielfältiger, leichter und vermehrt erbracht, wenn wir die notwendige und selbstverständliche Freundes- und Friedenspflicht aufbringen. Nur eines ist dazu erforderlich, die Selbstbeherrschung. Der Mensch ist und bleibt ein unvollkommenes Wesen. Wir werden immer wieder bei allen guten Vorsätzen, in die aufgezeigten Fehler verfallen. Aber selbstverständlicher ist, sich selbst besiegend, Unrecht einzusehen und den Gekränkten oder Beleidigten um Entschuldigung, ja um Verzeihung zu bitten. Kein Herzog, kein Ritter, kein Knappe bricht sich dabei einen Zacken aus seiner behüteten Krone oder eine Ecke aus seinem Barett. Der souveräne bündische Mann kann sich nicht schöner und edler darstellen, denn als ein Bittender: Geheimnis und Vollendung wahrer Elite. Diese Haltung nur gibt uns den Adel, von dem wir im Bund sprechen. Dahin aber führt nur, wie schon gesagt, die Selbstbeherrschung.

Den Frieden gewinnen!
Im kommenden Jahre möchte ich unter allen Umständen Erfolge aufzeigen können. Nie habe ich, auch als Bundesführer nicht, ein besonderes Verhältnis zur Macht gehabt; der Kampf um eine Hausmacht stößt mich ab. Ich stehe und wirke ausschließlich mit meinem eigenen Bild, meinem eigenen Wort und meinem Bestreben, Gegensätze im Jungenbund auszugleichen. Mehr kann und will ich im Bereich der Macht nicht ausüben. Frieden halten und Vertrauen erwerben und erbitten, bleibt unser aller Vorrecht im Ring der Gefährtenschaft. Wer den Frieden will, muss ihn selbst glaubwürdig und schöpferisch darstellen. Dazu gehört Haltung und Charakter, Treue zur Gemeinschaft; Adel der Gesinnung, die Abkehr von Versuchen, seinen Willen, seine Vorstellungen als die allein richtigen durchzuboxen, ja zu erpressen. Frieden ist nicht das Land einer toten Wüstenei, gleichförmig, zerstörend und degenerierend, sondern der Garten lebendigen Austausches von Gedanken, Bildern und Werken. Frieden ist die alltägliche Plattform des Mit- und Umeinanderringens; der Wille zur bestmöglichen Einheit. Sie kann nicht nur durch gemeinsames Handeln im Werk und nicht nur in Taten errungen werden, auch nicht nur in fröhlichen Freundesfesten, sondern weit mehr in den Stunden beredter Stille und in den schöpferischen Pausen als Geschenk der uns wohl gesonnenen Götter der Jugend empfangen werden. Frieden ist nicht Langeweile, nicht verkommene Sehnsucht nach "Ruhe und Ordnung", sondern lebendiges, quellendes Sein. Packen wir es immer wieder neu und stark an.

2. Freundlich sein!

Freude ausstrahlen und Freude dem Nächsten, dem Bruder, entgegen bringen, unsere Leistungen, Opfer und Taten freudig verrichten, erleichtern nicht nur unser Leben, sondern sie erweitern unsere Kraft. Ein Mehr an Ergebnissen ist dabei selbstverständlich und ausstrahlend auf unsere Umwelt. Freundlich sein ergibt sich zwangsläufig aus der angestrebten Friedenspflicht. Es gäbe hier weit mehr aufzuzeigen. Ich will es dabei belassen.

3. Individualistisch sein!

Dazu haben zwei weitere Eigenheiten in unserem Bund Hausrecht:

a) Jeder besitzt im Bund gleiches Recht. Der Zehnjährige nicht minder wie der Sechzigjährige. Denn auch der Junge ist eine beachtenswerte Persönlichkeit. Der natürliche Respekt vor der Person jeden Alters bestimmt den internen Umgangston. Mit zunehmendem Alter vermehren sich nicht die Rechte, wohl aber die Pflichten. Uns bleibt beim Älterwerden letztlich nur ein Recht übrig: Das Vorrecht des Dienens!

b) Unser Bund ist innerlich stark genug, Einzelgefährten, Einzelgänger, zu verkraften, wenn sie sich dienend einfügen und bereit sind, notwendige Arbeiten und Werke zu übernehmen.

Der Sinn der Individualitätsförderung liegt im Freiraum, den wir der vollen Entwicklung der Persönlichkeit und zumal seinen musischen Fähigkeiten einräumen. Wie jeder Ältere bin ich stolz darauf, dass in unserem Bund zwar raubeinige, aber aufgeschlossene Jungen fest auf ihren Beinen stehen. Wir legen keinen Wert auf so genannte Edelknappen, die zumeist nur der Repräsentationsschau dienen. Unser Bild des Einzelnen erfordert Freiheit und Freiraum, den wir als selbstverständlich beanspruchen, trotz mancherlei Erschwernissen. Die Freiheit des Einzelnen ist uns das höchste menschliche Gut, welches wir rechtens zu verwalten haben. Andererseits fordert die Freiheit des Einzelnen dort ihre zu beachtende Grenze, wo sie an die Rechte des Nächsten stößt. Der Bund hat dafür Sorge zu tragen, dass die Freiheit des Einzelnen und sein Freiraum in der Gefährtenschaft so weit wie nur irgend möglich ausgedehnt bleiben. Nur so bleiben wir als Gemeinschaft aktions- und handlungsfähig.

4. Aufgeschlossen sein!

Alles bisher Aufgezeigte kann nur wirksam werden, wenn wir dazu die notwendige Aufgeschlossenheit erbringen. Aufgeschlossen für den Bruder, den Freund, die Gefährten. Aufgeschlossen für die Belange des Bundes, für seine Notwendigkeiten und Erfordernisse, aufgeschlossen für unsere Umwelt, unter Wahrung unserer eigenen Interessen. So sind alle vier Eigenschaften lebenswichtig und dabei kommt keine ohne die andere aus.

Wir werden zunehmend der Förderung und Einhaltung dieser für uns lebenswichtigen Elemente der Gesellschaft unsere Aufmerksamkeit widmen müssen. Daneben werden wir wie bisher, gegen Intrigen und Diffamierungen, die zumeist von Außen an uns heranreichen, das ganze Gewicht des Bundes aufbringen. Wir sind bisher stets ohne sie besser gefahren und sollten auch in Zukunft davon frei bleiben. Wir werden keine Gerüchteküche in unserem Raum dulden und uns auch nicht als Zwischenträger missbrauchen lassen. Überlassen wir solche Tätigkeiten getrost denen, die es nötig haben und in solchem Brackwasser sich suhlend wohl fühlen, beziehungsweise ihren bündischen Lebenssinn sehen. Der Freund, der Gefährte sind uns zu hohe Werte, um sie leichtfertig aufs Spiel zu setzen. Wir sind alle füreinander da, eine fest gefügte und verschworene Gemeinschaft, in der das Schicksal des Einzelnen alle angeht.

Darüber hinaus haben wir ein wachsames Auge auf neue politische und auch bündische Entwicklungen zu werfen. Denn nach dem Niedergang der politischen Linksaußenkrawalle Anfang der siebziger Jahre entstand eine spielerische Nostalgiewelle, die unmerklich in einem sattsam bekannten Konservatismus mündete. Da mischte so mancher alte Bündische wieder kräftig mit. Mit dem allmählich wieder auftauchenden braunen Unrat geraten wir zunehmend in den Sog des wiederauferstehenden nationalistisch-reaktionär verseuchten Konservatismus.

Täuschen wir uns nicht. Der alte-neue Faschismus steht, getarnt und unter anderen Vorzeichen, als latente Gefahr vor der Tür unserer Demokratie. Und wiederum mischen jetzt die rechten Vögel im bündischen Raum, wie angedeutet, mit. Dies wird bei der aufmerksamen Lektüre der verschiedenen bündischen Publikationen deutlich.

Wehret den Anfangen! Die Weimarer Republik ist nicht nur an den fehlenden Demokraten zugrunde gegangen, sondern vor allem an der selbstmörderischen Toleranz gegenüber den linken und vor allem den rechten, totalitären, radikalen Feinden der Demokratie. Die politische Dummheit so mancher Bündischer, ja Bünde, hat auch dazu ihren Teil beigetragen. Damit komme ich zum Schluss und an den Anfang meiner Ausführungen zurück. Das zuerst vorgetragene Gedicht erhält durch alles Angesprochene seinen Sinn und mit ein paar ähnlichen Zeilen aus dem vergangenen Jahre, die sich nahtlos an das zuerst zitierte anschließen, will ich enden. So können wir für den Frieden im Bunde wirken, diesen

Frieden nach außen tragen und damit das uns Mögliche und Gemäße zu seiner Erhaltung beitragen. Mehr können wir nicht, weniger sollten wir nicht tun!

Bruder in Ketten
ruft mich an, der ich lebe,
taub für Leid springe und laut singe,
um nichts zu hören dann.

Bruder in Ketten
sprengt selbst seine Not,
derweil ich verliere,
was er gewann.

Jetzt rufe ich:
Bruder in Freiheit
hilf M I R
in m e i n e r Not!
(ts.)

Als letztes kann ich nur sagen: Für Euch, ihr Gefährten im eigenen Bunde und in befreundeten bündischen Gemeinschaften.

Tarass

2. Feuerrede des Bundesführers Gero Pfingsten 1984 auf dem Zugvogel-Bundeslager im Trombachtal (in der Eifel, in der Nähe des Ortes Üdersdorf bei Daun)

(Abgedruckt in: Unser Bund, Selbstdarstellung einer bündischen Gemeinschaft, ohne Jahr [vermutlich um 1990], herausgeg. vom Zugvogel, Deutscher Fahrtenbund e.V. , Bundesführung, Rolf Gehrke Essen, 1. Auflage, S. 33-37)

Freunde! Gefährten!

"Ich weiß das alles, doch ich kann's nicht ändern;
Ich weiß das alles, doch ich kann es nicht versteh'n."

Als ich diese Sätze von Forrestier vor über dreißig Jahren zum ersten Mal hörte, da dachte ich: Dieser Mann hat ausgedruckt, was ich, was wir Bündischen empfanden. Und doch standen wir damals erst am Anfang einer gefährlichen Spirale und doch war damals noch alles so klar, so unkompliziert, so überschaubar. Viele glaubten an den ewigen Wohlstand, der nun ausgebrochen sei. Man glaubte an das einige (West)Europa, man riss euphorisch die Grenzbäume nieder. Man wollte immer mehr Demokratie wagen, man war liberal, wollte es dem Bürger selbst überlassen, was er moralisch für vertretbar fand. Das Wort ‚arbeitslos' gab es kaum noch... Und dennoch haben die Wachen im Lande damals schon gewarnt. Heute bröckelt und kriselt der Wohlstand, der neue Gott. Der viel gepriesene Sozialstaat wird mehr und mehr demontiert. Arbeitslosigkeit schwebt als Schreckgespenst über vielen Häuptern. Manch einer, der heute noch zur Schule geht, ist schon für die Ersatzarmee des Kapitals vorbestimmt. Die Probleme, die die Technik des 21. Jahrhunderts aufwirft, werden mit den Methoden des 19. Jahrhunderts bekämpft.

Die Chancenlosigkeit vieler, das Fehlen eines Zukunftsbildes lässt die Selbstmordrate hochschnellen, vor allem bei Jugendlichen. Sie suchen Betäubung in Alkohol und Drogen. Freilich spielen hier auch das Fehlen von Idealen und die unbeantwortete Frage nach dem

Sinn des Lebens eine Rolle. Zerstreuung wird in Diskotheken gesucht, von Montag früh bis Sonntag spät Rock und Pop. Stille kann man nicht mehr ertragen, keine Tätigkeit ohne Geräuschkulisse. Selbst auf der Straße heißt es noch: Stöpsel in die Ohren, nichts sehen, nichts hören als Rock und Pop.

Die Umweltverschmutzung nimmt katastrophale Formen an. Es stört uns kaum noch, wenn Kinder mit entsetzlichen Entstellungen geboren werden. Man kennt die Ausmaße der Naturvergiftung ziemlich genau und man doktert ein wenig daran herum. Man kann ja niemandem weh tun, man kann ja niemandem den Profit beschneiden, weil sonst der Wohlstand in Gefahr gerat. Man stellt Waffen auf unseren Boden, die niemanden mehr schützen können, aber alle gefährden. Man rüstet und rüstet und weiß doch, dass man die Waffen gar nicht alle einsetzen kann, selbst wenn man wollte, weil man sich vorher langst gegenseitig vernichtet hat. Man kann diese Aufrüstung auch gar nicht bremsen: Was soll mit den Arbeitskräften geschehen, die dann frei werden? Wo soll ein Ersatz für die Profite gefunden werden, die man heute noch mit dem Rüstungsgeschäft macht? Noch kann man die Waffen ja an die Dritte Welt verhökern: Waffen, die Milliarden kosten, wahrend im gleichen Land Menschen verhungern und verdursten.

"Ich weiß das alles, doch ich kann's nicht andern;
ich weiß das alles, doch ich kann es nicht versteh’n."

Was hat das alles mit uns zu tun? Wir können es ja doch nicht ändern! Auch in den Bünden vor 1933 ist häufig und viel so gedacht worden. Der Wandervogel, auch der Nerother Wandervogel, hat die Blaue Blume gesucht, hat sich in die Wälder oder auf seine Burg zurückgezogen, ist auf Weltfahrten gegangen und wollte von all den Problemen nichts wissen. Bis sie eines Tages in die KZ's wanderten oder in die Hitlerjugend eintraten.

Wir haben vorhin Bert Brecht gehört: Lasst euch nicht verführen! Lasst euch nicht betrügen! Trenk, unser Bundesgründer, hat uns in den 60er Jahren mit auf den Weg gegeben: Bewachet die Wächter! Seid wachsam! Der Faschismus muss nicht unbedingt mit Hakenkreuz und Liktoren-Bündel, mit Uniformen, Pauken und Trompeten daherkommen. Faschismus, das ist auch die totale Erfassung von der Wiege bis zur Bahre: gespeichert, abrufbereit für ewig und alle Zeiten. Jede Aktivität in einer Partei, einer Splittergruppe, einem Verein, ist es ihnen wert, gespeichert zu werden. Welches Flugzeug mit welchem Gepäck und welchem Gewicht du vor Jahren bestiegen hast - sie können es dir auf Flugnummer, Datum und Gramm genau sagen. Sie haben die Instrumente für einen neuen Faschismus schon geschaffen: für einen Faschismus, der diesmal noch totaler, noch allwissender, noch erfassender ist als der erlebte. Es muss nur noch der Rattenfänger kommen. Diesmal wahrscheinlich im eleganten Anzug und mit sanften Tönen. Die Instrumente zu absoluter Macht sind schon vorhanden. Er muss nicht einmal das Grundgesetz ändern, denn in den Schubladen liegen ja noch, man denkt kaum noch daran, die Notstandsgesetze, dem Ermächtigungsgesetzt von 1933 sehr vergleichbar. Es kann Euch nicht gleichgültig sein, was da vorgeht. Es ist euer Leben, eure Zukunft. Daher seid wachsam! Habt Acht auf die, die leichtfertig Gesetze umgehen und hemmungslos jede Moral über Bord werfen, wenn es ihnen nützt.

Faschismus, das ist auch die totale Vermarktung. Auch die Nazis haben mit ihrer Propagandamaschinerie die Wünsche der Volksgenossen dirigiert. Aber welche Waisenknaben waren sie gegenüber dem heutigen Konsumterror. Sobald das Kind ein wenig denken und sprechen kann, wird es zum Konsumenten getrimmt, beginnt via Fernsehen, Plakaten und Zeitschriften der Generalangriff, um Gelüste zu wecken, die ursprünglich gar nicht existieren. Da sind keine Tricks zu schmutzig und zu widerlich. Fröhlich muss verbraucht und produziert werden, ob man das Zeug nun wirklich braucht,

ob man damit die Umwelt gefährdet oder ob das Produkt für den Menschen oder für das Kind ungesund, gesundheitsgefährdend ist, das spielt überhaupt keine Rolle.

Lasst euch nicht verführen! Der Wandervogel hat das einfache Leben der Fahrt zu seinem Lebensstil erhoben. Der Satz der Stoiker: 'Alle Beschränkung beglückt' wird ihnen nicht fremd gewesen sein. Ebenso kannten sie die alte Volksweisheit 'Je mehr er hat, je mehr er will'. Eine Bedürfnisbefriedigung gibt es nicht, immer tauchen wieder neue Bedürfnisse auf, je mehr man seinen Wünschen und Gelüsten nachgibt. Die Suche nach dem Glück und dem Sinn des Lebens ist Vorrecht der Jugend. Wer glaubt dieses Glück in Diskothekenbesuchen, in Abenteuer- oder Horrorkonserven zu finden, in ständig wechselnden Freundinnen, im Nikotin- und Alkoholgenuss und schließlich im Drogenkonsum, der wird am Ende vor einer gähnenden Leere stehen und das selbst gewählte Ende eines solchen Lebens in totaler Resignation oder gar im Selbstmord ist fast zwangsläufig.

Seid froh, dass Euch ein anderes Leben gezeigt wurde, eine andere Welt. Das Leben der Fahrt, die Gemeinschaft mit Freunden, das eigene Musizieren, mit eigenen Liedern. Und wenn so eine Fahrt, eine Großfahrt vielleicht, nicht ohne Reibereien, nicht ohne Zank und Streit abging, wenn es nichts davon gab, was den Abenteuern im Fernsehen oder im Kino gleichkam, so hat es euch doch geprägt. Und während ihr Kinoabenteuer schon bald vergessen und aus eurem Gedächtnis gestrichen habt, bleiben euch die Erlebnisse der Großfahrt für immer erhalten.

Wenn jetzt in einigen Wochen einige ein Schiff werden führen dürfen, dann werden euch wohl kaum Piraten überfallen. Dennoch wird es eine Bewahrung für euch sein, wenn euch nächtens das Schiff anvertraut ist, wenn die Freunde im Vertrauen auf euch schlafen, wenn ihr vielleicht, trotz Sturm und Regen, in die Rahen steigt, weil ihr nun mal gerade Wache habt und ihr eure Pflicht den Kameraden und dem Schiff gegenüber erfüllt. Das alles ist Leben! Nicht ein Leben der Leinwand oder der Phantasie. Ein Leben, angefüllt mit den kleinen Pflichten, den alltäglichen Arbeiten, aber auch mit den Freuden, dem Erlebnis der Freundschaft, der Kameradschaft, der Gemeinschaft.

Wenn ihr in einem Dorf in Kalabrien, in Anatolien, in Irland oder auf der Peloponnes singen dürft mit eurer Rotte, so müsst ihr doch auch, so wie ich es empfunden habe, ein Gefühl des Stolzes, des Glücks, in einer solchen Gemeinschaft zu sein, gespürt haben. "Lebt das Leben, wie es kommet, gedenket nicht des ander'n Tag's" heißt es in einem bekannten Lied und ich habe mal die Zeilen geschrieben: "Morgen? Frage nie danach!" Das heißt natürlich nicht, dass ihr euch um die Zukunft nicht sorgen sollt. Leider ist es heute ja so, dass derjenige, der in der Schule mit schlechten Noten abschließt, so gut wie kaum eine Chance hat. Daran sollte man schon, auch wenn man noch so jung ist, denken. Aber es erscheint mir lächerlich, wenn ein Achtzehnjähriger sich Sorgen um seine Rente macht. Gemeint ist doch, dass man den Tag leben soll, so, als sei dieser Tag der letzte, der uns vergönnt ist.

Wachen Auges durch die Welt gehen, intensiv leben, die Stunde, den Tag genießen. Es ist das Vorrecht der Jugend, mit überschäumender Lebensfreude den Alltag zu bezwingen. Da dürfen ruhig einmal Ordnungen und Moralgesetze verletzt werden. Lasst euch nicht die Moral einer verkommenen, verlogenen bürgerlichen Gesellschaftsordnung aufschwatzen. Diese bürgerliche Gesellschaft hat seit ihrer Entstehung jederzeit die Moral so hingebogen, wie es ihr am besten passte. Da verlangte man die Jungfräulichkeit der Braut und zwang hunderttausende, weniger begüterter Mädchen in die Prostitution. Da redet man von 'Sauberkeit der Seele' und von 'sittlichem Leben' und lächelt, wenn ein führender Minister in einem Bordell-Viertel zusammengeschlagen und beraubt wird. Da redet man von 'Reinbleiben' und 'Reifwerden' und kann in Schulen und kirchlichen Häusern nicht früh genug Jungen und Madchen bei Diskomusik und Dämmerlicht zusammen kuppeln.

Ebenso bog und biegt sie ihre christliche Moral hin. Man schickt tonnenweise Pakete und Hilfsgüter nach Polen und verflucht die kommunistische Militärdiktatur, während man an anderen Orten der Welt rechtsgerichteten Staatsverbrechern die Hände schüttelt und das hungernde Volk zu Ruhe und göttlicher Ordnung mahnt.

Lasst euch nicht betrugen! Achtet auf das natürliche Moralgesetz in euch. Es sagt euch, so ihr noch unverdorben seid, was ihr zu tun und zu lassen habt! Lebt euer Jungenleben. Seid Jungen und nicht kleine Erwachsene mit all den Fehlern und Untugenden der großen Erwachsenen. Glaubt nicht, ihr wäret abnorm oder sexuell verkrüppelt, wenn ihr mit vierzehn oder fünfzehn Jahren noch keine, oder nur eine Freundin habt, wenn ihr noch nicht alles ausprobiert habt oder wenn ihr nicht in Diskotheken rumlungert. Ihr seid die moralische Norm, nicht die anderen! Die anderen, die ihr Leben hinwerfen und mit 18 oder 19 alles ausprobiert haben und nur noch 'Null Bock' auf nichts haben.

Geht hin und erlebt die Natur, so lange sie euch noch erhalten ist. Wenn demnächst das Betreten der Wälder nur noch nach dem Erwerb einer Eintrittskarte, wie im 'Phantasie-Land' möglich ist, dann ist es zu spät. Noch steht euch die Welt offen, noch! Nutzt die Zeit! Lasst uns gemeinsam den Bund leben als das, was er jahrzehntelang war: ein Bund von Freunden! Freunde, denen man vertraut, denen man sich anvertraut und denen man vertrauen kann. Freund unter Freunden, dem man zur Seite steht, auch dann noch, wenn er abgeirrt ist. "Wenn einer von uns müde wird, der andre für ihn wacht, wenn einer von uns zweifeln will, der andre gläubig lacht!" Lebt diesen Bund! Seid die lebenden Garanten eines ritterlichen Bundes und eines ritterlichen Wollens!
Ayen
gero[128]

2. Einige Bemerkungen von Gero zur Spätzeit und zum Niedergang des Zugvogels in den 60iger Jahren
(Auszüge aus einer längeren eMail von Gero an Helmut Wurm vom 26. Januar 2006)

…
Peer war ein hervorragender Kanzler, der viel für die Verbreiterung des Bundes getan hat. Als er aus beruflichen Gründen zurücktrat und mich als Nachfolger vorschlug, sagte ich, daß ich Peer nicht ersetzen und seine Erfolge nicht fortführen könne, den Bund aber innerlich festigen wolle … Ich wurde also nicht erst Kanzler als Peer den Bund verließ, ich war es seit 1957…

Nun kommt ein Thema zu dem ich keine Zahlen beisteuern kann:… Als ich auf Auslands-montage musste (1963), bat ich Tarras, den Geusenorden zu führen, was er auch tat. Da war Trenk noch - oder wieder - Bundesführer. In der Zeit, in der ich in Griechenland arbeitete, gründete Tarras zusammen mit Rolf Henn (Fugger) wegen unüberbrückbarer Schwierigkeiten mit Trenk den Wanderfalken und nahm die Geusen im Wesentlichen mit. Soviel ich weiß, machte nur Ochi den Übertritt nicht mit. Er war es auch, der mich in Trenks Namen bat, etwas zu unternehmen.

Ich will mich da nicht hervorheben, aber es gelang mir in kurzer Zeit die Geusen wieder zurück zu gewinnen. Damit war das Kapitel Wanderfalke erledigt. Ich schlug in den Winterferien ein Sühnelager in der Eifel bei Münstereifel am „Dicken Tünnes" vor, wo der nicht anwesende Trenk am Feuer einen Brief verlesen ließ, in dem er Jep als Bundesführer vorschlug. Das wurde dann auch angenommen. Da Jep sich selbständig machte, ging das nicht lange gut; der Bund und Trenk hörten lange Zeit nichts von ihm. Worauf ich von Trenk gebeten wurde, den Bundesführer des Zugvogel zu suchen.

[128] Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung des Verfassers Rolf Gehrke vom 27. 8. 012 per eMail

Wie die weitere Folge der Bundesführer war, weiß ich nicht. Soviel ich weiß wurde dann Troll aus Wuppertal Bundesführer und da er zur Bundeswehr ging, vertrat ihn seine Frau. (Sie war tatsächlich bei dem einzigen Kapitel, an dem ich teilnahm, anwesend und führte das große Wort). Das war 1965…

Als ich 1975 von Vätern, ehemaligem Geusen, gebeten wurde, doch den Zugvogel wieder ins Leben zu rufen; als ich zugesagt hatte und die ersten Jungen wieder mit uns auf Fahrt gingen, fragte ich bei Tarras an, ob er den Bundesführer machen wolle und er sagte zu und erfüllte dieses Amt auch sehr gut, bis er gesundheitlich so behindert war, dass er aufgeben musste. Die organisatorischen Aufgaben innerhalb des Bundes übernahm ich zusammen mit den Altgeusen…

3. Geburtstagsrede von Gero (Rolf Gehrke) am Abend vom 16. auf den 17. 10. 2010 im Kochshof zu seinem 85-jährigen Geburtstag

Freunde, liebe junge und etwas ältere Mädchen, Gefährten, liebe Gäste,

ich bedanke mich für Euer zahlreiches Erscheinen zu meiner Geburtstagsfeier und hoffe, dass wir alle unseren Spaß haben werden.

Ich will mich kurz fassen, wie man das von mir gewohnt ist, aber zum 85. sollte man schon etwas ausführlicher sein.

Als ich am 30.Mai 1948 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, wollte ich eigentlich ein ganz normales Leben beginnen, mir eine Frau anlachen, Kinder zeugen und malochen. Das mit dem Malochen klappte auch vorzüglich, mit dem anderen war es etwas schwieriger. Zur Durchführung dieses Planes zog ich also samstags mit einigen Arbeitskollegen los und suchte verschiedene Tanzlokale auf, die damals noch nicht Disco hießen, in denen die Musik noch nicht aus der Konserve stammte, in der die Musiker nicht in einer Band, sondern in einer Kapelle spielten, und wo man das Gesungene noch verstehen konnte. Die Ergebnisse waren, außer ein paar flüchtigen Erfolgen, sehr mäßig und irgendwann gab ich es auf.

Wenn ich also kein Familienvater und Oberhaupt einer großen Sippe wurde, ist das bedauerlich, aber die vielen schönen und gelungen Fahrten und die gewaltigen Feste, entschädigten mich dafür bestens. Wenn ich heutzutage abends in mein Bett steige, denke ich oft an die Momente zurück, die mir unendlich viel bedeuteten: mit den Füßen fast in den leise plätschernden Wellen an irgendeinem südlichen Strand liegen und über mir den ungeheuren Sternenhimmel bestaunen, der mich an die eigene Winzigkeit erinnert.

Dazu möchte ich eine Geschichte einflechten, die ich schon des Öfteren erzählt habe. Ich war mit Old Church in Griechenland unterwegs und lag auf die gerade geschilderte Weise in einer wunderschönen kleinen Bucht dicht am Wasser und erfreute mich an dem Bild der untergehenden Sonne. Zwei junge Burschen fuhren bei Old Church mit, die im VW Bus schliefen. Einen von ihnen hörte ich fragen: „Old Church", sollen wir nicht lieber den alten Mann im Auto schlafen lassen?" Old Church klärte sie auf, dass der alte Mann extra so weit fahre um hier im Freien am Meer liegen zu können.

Aber zurück zu meinen Anfängen. Nach den vielen mehr oder weniger mißratenen Tanzabenden, kaufte ich mir für 45 DM ein Fahrrad der Marke Vaterland, mit einem federnden Sattel und einer Dreigangschaltung, die schon bald dafür sorgte, dass ich immer mit schwarzen Fingern nach Hause kam. Damals hatte man als Arbeiter kein Bankkonto, es gab jeden Freitag einen Lohnabschlag bar in die Hand. Und das waren 1949 genau 45 Mark. Und für genau diesen Abschlag kaufte ich mir das besagte Fahrrad.

Natürlich hatte ich nicht die geringste Lust allein durch die Gegend zu fahren und so fragte ich meine jungen Arbeitskollegen. Ich fand auch mehrere, die dazu bereit waren. Aber alle nur ein mal. Meine Fahrten sahen zum Beispiel so aus, dass wir am Samstag, an dem man nur sechs Stunden arbeiten musste, sofort nach Feierabend zum Bahnhof fuhren, mit dem Zug nach Finnentrop und von da mit dem Rad quer durch das Sauerland zum Möhnesee. Wer diese Strecke schon mal zurückgelegt hat, weiß, was das schon allein für eine Strapaze ist. Aber unterwegs übernachteten wir dann auch noch mit einer dünnen Decke; bei dieser Fahrt; auf dem Steinfußboden einer Waldkapelle. Sonst waren wir froh einen offenen Holzschuppen zu finden oder wir nächtigten komfortabel in den auf den Feldern aufgestapelten Getreidehaufen. Am Sonntag kamen wie dann spät abends wieder in Essen an, um am nächsten Morgen um sechs wieder auf der Baustelle zu sein.

Ich fand das ganz toll, die Kollegen nicht. Sie machten diesen Unfug alle nur einmal mit. Bis ich dann den jüngsten Lehrling bei der Firma Nieswandt fragte, ob er keine Lust zu so was hätte. „Ja", sagte er, „wenn ich noch einen Freund mitbringen darf." Dieser damals jüngste Lehrling, Schl., ist heute übrigens hier anwesend. Wir sind uns heute noch verbunden und er war und ist mir gerade jetzt nach meinem Unfall, aber auch sonst sehr oft eine große Hilfe. Ich muss nur zum Telefon greifen und seine Hilfe ist mir gewiss. Er und sein Freund E., bald Kai genannt und heute Kai der erste, fuhren nicht nur einmal mit, sie waren von nun an dabei und ich kann mich nicht erinnern, dass sie zu einer Wochenendfahrt fehlten.

Das war der Beginn meines bündischen Lebens, denn bald kamen die ersten beiden Schüler dazu, die Freunde mitbrachten, und schon bald führte ich eine ziemlich stramme Gruppe. Da war ich 25 und fühlte mich viel zu alt um mit kleinen Jungen auf Fahrt zu gehen.

Zu Ostern fuhren wir mit den Rädern in die Eifel und dann durchs Ahrtal und Rhein abwärts wieder zurück. In Blankenheim trafen wir vier Jungen aus Moers. Ich machte ein paar alberne Scherze mit ihnen und sie schlossen sich uns an. Dass ist der eigentlich Ursprung des Ordens der Schalme, obwohl der sich erst viel später nach einer heute eher lustig erscheinenden Auseinandersetzung von den Geusen trennte und den Orden „Der Schalme liebe Brüder" gründeten.

Bei dieser, von Blankenheim aus gemeinsamen Fahrt trafen wir in der Jugendherberge Altenahr auf einen Haufen von der Freischar, die in dem Aufenthaltsraum ihre nassen Kohtenbahnen trockneten und sangen. Zum ersten Mal hörte ich das Petsamo Lied „in der Ohio Bar" und andere mir noch nicht bekannte bündische Lieder. Die Moerser Jungen, die da noch dem Wandervogel Deutscher Bund angehörten, klärten mich über die schwarzen Bahnen auf und wo man solche erwerben konnte und schon bald waren auch wir stolze Kothenbesitzer.

1951 unternahmen wir, allerdings nur zu fünft, eine Großfahrt in die Schweiz, für die man damals noch ein Visum brauchte. Es war meine erste Trampfahrt überhaupt. Ich erinnere mich, dass ich da in der Schweiz mit meiner speckigen Lederhose in einem piekfeinen Mercedes saß und der Besitzer des Autos mich plötzlich fragte, „wie macht man diese Lederhosen eigentlich sauber?" Ich wollte ihn gerade aufklären, dass man die gar nicht säubert, sondern dass man sogar das Messer daran abwischt, damit sie ordentlich speckig wird, da hatte er zum Glück die Antwort selbst parat, „sicher mit Waschbenzin?" Ich bejahte eifrig.

Die nächste Großfahrt führte uns nach Nordstrand, von wo uns der Dauerregen erst an die Ostseeküste vertrieb und dann in den Harz, wo wir uns in der Jugendherberge zur Waldläufertrucht anwerben ließen. Ich hatte nicht die Absicht mich zu binden, ich war nur das ständige Gefrage leid „was seid ihr denn für'n Haufen?"

Wir hatten also gar nicht die Absicht an dem Bundesgeschehen, das hauptsächlich in Hessen und im Großraum Frankfurt stattfand, teilzunehmen. Wir zahlten unseren Beitrag und damit war die Sache für uns erledigt. Der Bund fand das gar nicht lustig und stellte uns ein Ultimatum. Also machten wir uns zu Pfingsten 1955 auf den Tramp zum Bundeslager, irgendwo am Main. Wir hatten eine zweite Gruppe bilden müssen, weil nicht mehr alle in eine Kohte passten und außerdem war D. aus Düsseldorf mit einigen Jungen zu uns gestoßen, so dass wir ein ganz stolzer Haufen waren. Wir übten intensiv zwei Lieder für den Wettstreit und waren gar nicht schlecht. Durch einen kaum glaublichen Zufall traf sich der größte Teil von uns an einer ziemlich toten Autobahn Auffahrt im Westerwald und hatten die Schnauze vom Trampen voll. So beschlossen wir, die anderen an der Auffahrt abzufangen und unser eigenes Lager in der Nähe an einem schönen Platz abzuhalten. Bevor man uns rausschmiss, kündigten wir selbst.

Ein Kamerad aus der Gefangenschaft, mit dem ich im Briefverkehr stand, schrieb mir, dass er mit einem Jungenbund in Verbindung stehe und als ich ihm erfreut antworte, dass ich selbst einen Jungenhaufen führte, lud er uns zu einem Treffen ein. Wir fuhren, verstärkt durch eine andere Essener Gruppe mit der wir uns sehr oft im Ratinger Wald trafen, zu diesem Treffen und so lernte ich den damals gerade erst gegründeten Zugvogel kennen. Das Treffen stand unter keinem sehr guten Stern. Der damalige Zugvogel war ein sehr biederer, nicht sehr zahlreicher Haufen, der uns wenig beeindruckte, zumal wir ihnen an Zahl fast gleich kamen. Außerdem hatte wir damals, aus welchen Gründen immer, die rote Welle drauf und sangen neben anderen ähnlichen Liedern „Spaniens Himmel", „auf, auf zum Kampf" und ähnliches. Trenk hielt uns denn auch für verkappte Kommunisten. Dennoch glaubte er wohl uns ändern zu können und gab uns einiges Werbematerial mit, so auch den Ritterspiegel.

In viereinhalb Jahren Gefangenschaft konnte ich, dank guter Kameraden, meine eher mäßige Bildung ganz ordentlich erweitern und erlangte auch eine ganz passable Kenntnis in Philosophie, insbesondere hatten mich die Schopenhauerschen Werke begeistert. Mit diesen Schopenhauerschen Maximen ging ich nun an den Ritterspiegel des Zugvogel heran.

So sagt Schopenhauer zum Beispiel über die im Ritterspiegel hervorgehobenen Ehre, dass sie nur die Meinung anderer über unseren Wert und unsere Furcht davor ist, und begründet das damit, dass z.B. jeder tumbe Raufbold und Saufbruder einen hoch intelligenten und für die Gemeinschaft wertvollen Mann um seiner Ehre willen zu einem Duell zwingen und ihn abstechen kann. Ich weiß noch genau, wie ich bei der Gruppenstunde die einzelnen Punkte des Ritterspiegels vorlas und dann zerpflückte. Außerdem missfiel mir sehr, dass der Bund damals noch Ritterbund von Laval hieß. Ich empfand das wohl ein wenig als Hochstapelei, obwohl es natürlich nie so gedacht war. Auch das Rittertum an sich machte mir nach all den entsetzlichen Verbrechen Kopfschmerzen. Jedenfalls konnte ich damals den Weg zum Bund nicht einschlagen. Ich habe übrigens bei der Neugründung des Bundes Tarras sofort gebeten, den Begriff des Ritters und den Ritterspiegel neu zu definieren, was ganz und gar auch in seinem Sinne war.

Einer der Moerser Jungen hatte mich eines Tages gefragt, ob er seinen jüngeren Bruder mitbringen dürfe, was ich natürlich sofort bejahte. So kam der U. zu uns, dem ich und dem der Bund viele Erfolge zu verdanken hat. Er traute sich zu, mit uns unsere Silberspringlieder auf die CDs zu bringen, die den Zugvogel erst bekannt gemacht haben. Als er damals zu uns stieß, begann er gerade erst Gitarre zu spielen und es war sicher auch mein ständiges Drängen, dass ihn sehr schnell zu einem mitreißenden Gitarrenspieler machte.

1955 versuchte ich die Gruppe mit der Erzählung nach Schottland zu locken, dass ich wüsste, wo die Reichskriegsflagge eines U-Bootes auf dem Gelände des ehemaligen Gefangenenlagers vergraben sei. In 14 Tagen sollte es losgehen. Wir trafen uns noch

einmal zu den letzten Besprechungen zu denen ich mit der Nachricht kam, „ es regnet in Schottland schon seit sechs Wochen". Wenn das in meiner Gefangenenzeit passierte, konntest du den ganzen Sommer vergessen. Daraufhin sagte U. lapidar, „in Jugoslawien sind 40 Grad!" Da war die Schottlandfahrt erledigt und wir trampten nach Venedig um von dort gemeinsam auf der „Proliterka" nach Split zu fahren. U. kannte das alte Partisanenlied „Janes, krainsky Janes" schon und wir übten es und hatten damit vor Ort große Erfolge.

Wir lernten ein bitterarmes kommunistisches Land kennen, in dem wir ständig überwacht und beobachtet wurden. Da passierten manchmal die seltsamsten Dinge: meistens gab es nur Maisbrot, das anfangs noch gut schmeckt, einem aber schon bald zum Hals raus hängt; wenn wir nicht pünktlich um sechs Uhr morgens zum Bäcker kamen, gab es kein Brot mehr; einmal bekamen wir ein Brot nur, wenn wir ein Kilo gekochten Schinken dazu kauften; einmal abends gab es Fleisch am Spieß, das sehr lecker war. Als ich hinter dem Haus die Reste sah, war mir klar, dass ich erstmals Hund gegessen hatte.

Aber bei Makarska ereignete sich auch die wundersame Pfannekuchenvermehrung. Wir aßen die Dinger immer sofort nach Fertigstellung und Uli schuf dort die Weisheit, „man soll den Pfannekuchen nicht vor dem Wenden loben". Mitten in der Herstellung überraschte uns ein gewaltiges Gewitter, bei dem wir die innen stehenden Kothenstangen festhielten, damit sie der Sturm nicht mit sich riss. Anschließend war den Pott mit dem Teig wieder schön voll und wir konnten weitermachen.

Was uns auffiel war, dass von den Mängeln, unter denen die Menschen dort litten in Serbien absolut nichts zu spüren war. Dort gab es alles. Von den uns vorhergesagten Ressentiments gegen Deutsche spürten wir während der gesamten Fahrt absolut nichts.

Die Fahrt endete in Belgrad von wo aus die Trampgruppen mit 5 Mark nach Hause entlassen wurden, weil wir drei Älteren F., H. und ich, für ein Vierteljahr nach Süden, nach Griechenland und in die Türkei trampten. Was dann der Anlaß war die nächste Großfahrt unbedingt nach Griechenland zu planen.

Kurz vor Silvester 1955 überredete uns P. K., den wir kennen gelernt hatten, doch als Gäste nach Wegberg zu kommen. Eigentlich verdanke ich es ihm, dass ich Zugvogel geworden bin. Am Silvesterabend stand ich mit unseren Jungen am Feuer und lauschte der Zeremonie, als plötzlich meine Jungen, einer nach dem anderen, aufgerufen wurden und jeder einzelne plötzlich „Knappe, treuer Knappe ihm Bund" war. Mein Name wurde nicht genannt und ich witterte bösen Verrat. Einen Moment wähnte ich, dass W., den ich zum Gruppenführer der zweiten Gruppe gemacht hatte, mit all den Jungen in den Zugvogel eingetreten war und ich ohne Pimpfe wieder nach Hause fahren konnte. Pimpfenklau war damals durchaus üblich. Aber dann war ich unversehens Ritter unter dem Löwenbanner der Herzöge Mayenne, ohne dass mich jemand gefragt hätte. Ich wollte natürlich keinen Skandal heraufbeschwören und schwieg. Meine Meinung änderte sich dann aber sehr bald.

Als Junge hatte mich ein Idol begeistert und ich hab mich begeistern lassen und bin ihm bedenkenlos bis zum bitteren Ende gefolgt. Anschließend stand für mich fest, dass ich mich nie wieder von irgendetwas oder von irgendjemand begeistern lasse. Silvester 1955 in Wegberg am Niederrhein im Feuerkreis des Zugvogels, wurde diese Absicht zur Makulatur. Ich hörte zum ersten Mal Trenk reden. Hier sprach einer Wahrheiten aus, die ich selbst in mir fühlte, die ich aber in dieser Adenauerdemokratie nirgendwo sonst hörte. Das man eine neue Wehrmacht grundsätzlich und vollständig ablehnte, das kannte ich aus den Protestversammlungen des Jahrgangs 22, die ich besuchte. Eines Jahrgangs, der den Krieg vom ersten Moment an mitgemacht hatte, der durch diesen Krieg ungeheuer dezimiert war, dessen Angehörige man nach dem Zusammenbruch als Kriegsverbrecher und Angehörige einer kriminellen Vereinigung beschimpfte, sollte urplötzlich der Grundstock

einer neuen Armee werden. Aber Trenk wandte sich nicht nur gegen die neue Armee; er zeigte deutlich auf, wie Adenauer von Anfang an, die Spaltung Deutschland vorantrieb, wie dieser erst die ostdeutsche CDU ausschließen lies und dann alle, die an der Einheit Deutschlands festhielten. Was letztlich zur Gründung der BRD führte, während die andere Seite für Adenauer und seine Gesinnungsbrüder immer die SBZ, die sowjetisch besetzte Zone blieb. Ich habe von keinem anderen Bund gehört, der in dieser Weise zu den politischen Ereignissen Stellung bezogen hätte.

Meine Verbindung zu Trenk wurde eine innige Freundschaft und auf einigen Fahrten, die wir zu zweit unternahmen, lernte ich ihn viel besser kennen. Ich glaube, ich kann sagen, dass wir uns ergänzten. In einigen praktischen Dingen war ich ihm wohl überlegen, z. B. in Menschenkenntnis war er zu vertrauensvoll und es war schon gut, dass ich mich manchmal einmischte. Aber seine ungeheure Schöpferkraft, seine Fähigkeit aus ein paar gehörten Worten oder Begriffen singbare Lieder zu schaffen, sein Ideenreichtum, seine Wortschöpfungen, seine wunderbaren Geschichten verblüfften und begeisterten mich immer wieder. Als ich mit ihm durch die Eifel tippelte staunte ich jedes Mal, wenn er beim Einkaufen in einem Tante Emma Laden seinen kölschen Dialekt auspackte, von dem man sonst kaum etwas spürte und letztlich alle anwesenden Leute durch ihn in einem regen Gespräch waren, oder wie er Leute ansprach, die uns aus ihren Fenstern heraus beobachteten. Er klönte dann mit den Leuten, als sei er ein alter Bekannter von ihnen. Aber er konnte auch urplötzlich stehen bleiben, die Hand waagerecht vor die Stirn halten und irgendwelche Leute anstarren, die uns, ob unserer merkwürdigen Kleidung und Ausrüstung zu auffällig betrachtet hatten. Also, ich weiß ganz genau, ohne Trenk wäre ich sicher nie Zugvogel geworden.

Als zweiten Mann im Zugvogel möchte ich Gandhi erwähnen, der ja schon so hieß, weil er sich für die Friedensbewegung einsetzte. Seine Hilfe für Wehrdienstverweigerer war ihm ein absolut dringendes Anliegen. Und diese Hilfe war notwendig, denn diese Gewissensprüfer stellten so idiotische Fangfragen,, die man gar nicht oder kaum beantworten konnte. Nach dem Grundgesetz, das lediglich festlegt, dass kein Deutscher zum Dienst an der Waffe gezwungen werden kann, in dem kein einziges Wort von einer neuen Armee steht, hätten doch eigentlich die Befürworter des Kriegsdienstes begründen müssen, warum sie wieder einen Wehrdienst wollten. Aber abgesehen von seinen Einsatz gegen eine Wiederbewaffnung war der liebenswerte Gandhi ein guter und lustiger Gefährte.

Neben Trenk und Gandhi bescherte mir der Zugvogel die anfängliche Bekanntschaft und spätere Freundschaft mit Tarras. Unvergesslich sind mir, und gewiss auch vielen Zugvögeln von damals, die nächtlichen Kothenrunden in denen wir alle atemlos und mucksmäuschenstill der Vorlese- und Erzählkunst unseres Tarras lauschten. Unvergesslich seine Erzählung von dem gefangenen Kosaken. Man hörte förmlich, wie die Fingernägel den Mörtel zwischen den Steinen herauskratzten. Selbst die jüngsten Pimpfe lauschten andächtig.

Unvergesslich seine vielen Bilder die er schuf, unvergesslich sein „Bosnischer Wind". Aber seine größte Leistung, die er vollbrachte war unzweifelhaft das gewaltige Bild von Repin „Die Saporoger Kosaken schreiben einen Brief an den Sultan".

Er schuf es während ich mit den Jungen auf Großfahrt in Griechenland war. Zu der Zeit endeten unsere Großfahrten auf Molko, wo uns der Älterenkreis ein Festmahl bereitete. Ich weiß wie ich sprachlos vor dem grandiosen Gemälde stand, das nun die vormals kahle Wand zierte. Es ist nur bedauerlich, dass es sich nicht zum neuen Bundessitz mitnehmen ließ.
Und Tarras war da, wenn der Bund ihn rief und brauchte. Als mich die Freunde des Älterenkreises des Ordens der Geusen, fragten, „wohin sollen unsere Jungen gehen, hier in Essen gibt es nicht mal vernünftige Pfadfinder? Gero, du musst wieder was machen!", da

ließ ich mich breitschlagen, dachte nicht mehr an die spätere Rente, verzichtete auf die Auslandsmontagen und schrieb als erstes an Tarras: „Würdest du bei einem Neuanfang den Bundesführer machen?“ Zwei Tage später kam die Antwort: „Ich bin dabei.“
Sein hauptsächlicher Verdienst als Bundesführer des Zugvogels ist es, den vorher eng geschlossenen Bund nach außen hin geöffnet zu haben. Beim überbündischen Treffen auf dem Allensbacher Hof knüpfte er, während wir die anderen Bünde bestaunten und an den Veranstaltungen teilnahm, etliche Verbindungen, so mit namhaften Leuten aus dem BdP, mit der Eisbrecherredaktion, als dessen Folgen er an den im Eisbrecher immer wieder erwähnten Glasperlenspielen teilnahm und auch Mitglied der Redaktion wurde. Für uns war die wichtigste Verbindung, die er knüpfte die zur ajH, die uns schließlich Molko bescherte. Dort wären wir ohne ihn nie hingekommen.

Aber wenn ich von Molko spreche, dann muss ich auch über W. reden. Während G. und ich über Monate hinweg die notwendigen Arbeiten in Molko verrichteten und zwischen Zementsäcken und Bierkästen vor dem einzigen Ofen nächtigten, karrte der treue W. regelmäßig Verpflegung und das Volksnahrungsmittel Bier heran. Als einmal die Straßen total vereist waren, kam er nach meinem Notruf trotzdem und rettete uns vor dem Hunger- und Dursttod. Die Feste in seiner Jugendherberge sind allen damaligen Beteiligten mit Sicherheit noch heute in Erinnerung.

Die Einbindung der ganzen Familie P. vollzog sich schon, als er noch kein Herbergsvater war und in einer Wohnung in Neukirchen-Vluyn wohnte. Seine Frau I. musste es einfach ertragen, dass urplötzlich eine ganz Horde halb erfrorener, hungriger und durstiger Buben in ihre Wohnung einfiel. Und sie konnte froh sein, dass Silvester die drei Pakete Chinaböller ihren knapp über dem Erdboden liegenden Balkon nicht wegsprengten und dass die Idee, ihr Wohnzimmer mit einem Fries aus Rote Beete zu verzieren, nicht umgesetzte wurde. Aber ich habe ihn auch allein erlebt und manche eindringliche Fahrt mit ihm allein unternommen und das war immer ein Erlebnis.

Mit P. und dem etwas abhanden gekommenen St. kauften wir, ich denke Anfang der siebziger Jahre, einen VW Bus mit Schiebedach, Sambabus genannt. P. rüstete ihn so aus, das wir alle drei gut darin pennen und leben konnten. Wir hatten immer alles dabei und hätten jederzeit eine kleine allgemeine Hungersnot überleben können. Zu dritt reisten wir damit in die Türkei und dort kreuz und quer, bis kurz vor den Van-See, wo wir dann abends von drei Waffen tragenden Gestalten überfallen wurden, die allerdings nur unser Geld haben wollte. Aber da eine Großfahrt ohne Moos nicht schön ist, verweigerten wir die Herausgabe. Zu unserem Glück waren die drei wohl Amateure, denn sie gaben auf, wobei sie als Entschädigung unsere Armbanduhren mitnahmen. Uns war damit allerdings die Lust auf Großfahrt erstmal vergangen.

E. führte zwar eine Rotte in Marl und ich kannte ihn natürlich, aber richtig lernte ich ihn erst kennen, als er als nach seinem Studium einige Monate zur Ausbildung in Köln lebte und ich für drei Jahre bei einer Kölner Firma arbeitete. Später wurde ich fast zu einem Mitglied der Familie, egal wohin sie auch umzogen, ich fand sie immer wieder. Ich lernte Ortschaften kennen, von deren Existenz ich noch nie etwas gehört hatte. Altwarmbüchen, zum Beispiel, Wilstedt war nicht ganz so fremd, aber Münster-Sarmsheim hielt ich für einen Stadtteil von Münster.

Unvergesslich für mich und die alten Geusen war die Zeit, als er und Illa in Essen in der Rosastraße wohnten. Die Singeabende dort waren immer ein Ereignis und allgemein wurde die goldene Stimme von Rüttenscheid gerühmt.

Unsere gemeinsamen Großfahrten waren so erlebnisreich, dass wir noch heute immer wieder davon erzählen. Aber eine der schönsten und gehaltvollsten war die große

Griechenlandreise, wo wir nun endlich alle historischen Sehenswürdigkeiten abklapperten, nachdem wir die Jahre zuvor mit der Rotte immer nur dort auf Fahrt waren. P., St. und ich waren mit unserem Sambabus dabei und die jung verheirateten Ks hatten unseren Tarras auf dem Rücksitz, wo er sich so wohl fühlte, dass er nur kurz zur Notdurft ausstieg und den beiden die Reise leicht vermieste.

Dass die Freundschaft zu E. erhalten blieb und dann auch wie selbstverständlich K. mit einbezog, erfreut mich immer wieder. Ich kann kaum aufzählen, wie oft E. mir in der Vergangenheit mit Rat, aber auch in finanziellen Notlagen zur Seite stand.
Unserem K., der zweite ist natürlich gemeint. ist es hauptsächlich zu verdanken, dass ein Kreis von Älteren den Zusammenbruch des Zugvogels überlebte, sich mehr oder weniger regelmäßig traf, gemeinsame Fahrten, auch Großfahrten unternahm, zweimal für einen längeren Zeitraum eine Wiese pachtete um dort unbehelligt zelten zu können und der Gedanke an die Männer von der Mayenne aufrecht erhalten blieb. Eine Feier, eine größere Fahrt ohne Kai war gar nicht denkbar. Wenn Kai die Gitarre in die Hand nahm, ging die Feier los.

Wenn ich C. sehe oder seinen Namen höre, denke ich sofort an die Fahrten in seinem eleganten Auto, in dem ich als Beifahrer viel mehr liegen als sitzen durfte. Und ich denke an die denkwürdige Fahrt, die ins Emsland ging und in W. Wohnzimmer endete. Und die Reise nach Sankt Michaelisdon, wohin M. Mutter mich eingeladen und dummerweise gesagt hatte, ich könne noch ein paar Leute mitbringen. Die etwas über dreißig, mitternachts die Internationale grölenden Halbwilden waren ihr denn doch ein wenig zu viel.

Um meine Erlebnisse mit J. zu schildern, würde der heutige Abend nicht reichen. Ich kenne ihn länger als er es wahr haben will, aber unsere Freundschaft begann erst in der Zeit, als der Zugvogel nicht existierte. Vieles haben wir gemeinsam gemacht und er ermöglichte mir eine Großfahrt, weil er mir beim Bau seines Hauses Arbeit und Verdienst gab. Fast jeder kennt die Auftritte, die ich in großen Discountläden mit ihm erlebte, sei es wie ich mir mehrmals hintereinander über den Lautsprecher anhören musste „Herr Gero, Ihre Kinder warten an der Kasse auf Sie", oder wie er die Käufer bat, sie möchten einem dicklichen Herrn im Parka sagen, dass er an der Kasse erwartet würde, worauf jeder zweite auf mich zu stürzte und ich mir nicht mehr anders helfen konnte, als den Laden schnellstens zu verlassen.

Durch ihn und seinen Lieblingsorden der Samos-Bruderschaft lernte ich das Hohe Venn kennen, wo die Kerle mich im eiskalten Winter durch das Moor führten und sich köstlich amüsierten, dass der Gero durch den Knüppelsteg durchgebrochen war, bis zur Hüfte im Schlamm steckte und den vollen Hordenpott hochreckte. Aber auch so was endete, wie immer an einem großen Feuer mit wilden Liedern und Geschichten.
Ich müsste sicher noch eine Menge Gefährten aus früherer Zeit erwähnen, mit denen ich zusammen Fahrten und Feste erlebte. Sie mögen mir verzeihen, wenn ich sie hier nicht im Einzelnen erwähne.

Als Dietze anfangs nur seinen Sohn zum ZV brachte, wurde er natürlich auch gleich zu Arbeiten herangeholt, was er gern tat, wobei er nicht nur selbst mauerte, sondern auch einige Pimpfe anlernte, von denen zumindest einer später auch Maurer wurde. Aber ich denke wir tragen die Schuld daran, dass er sein Fahrtenblut wieder entdeckte und, natürlich auch um seinen Sohn Streuer nicht nach Essen schicken zu müssen, selbst einen Orden aufbaute, der heute prächtig gediehen ist. Mit Dietze erweiterte sich der Kreis der mir besonders nahe stehenden. Als er Kanzler des Bundes wurde, haben wir manchen Strauß miteinander ausgefochten aber auch schöne Erfolge erzielt und uns immer wieder zusammengerauft. Im Laufe der Zeit ist daraus zu meiner stillen Verwunderung ein herbe

aber herzliche Freundschaft geworden, was ich besonders in der letzten Zeit, als es etwas einsam um mich herum geworden ist, mit Freude verspürt habe.

Als B. und W. zu einer Silvesterfeier auf die Burg Blankenheim luden, erschien ich mit meiner Rotte, mit F. und ein paar anderen Zugvögeln von dem Winterlager, das wir in der Nähe veranstaltet hatten, erst kurz vor Mitternacht im Rittersaal der Burg. Dort wurde mir auch ein Mann vorgestellt, den man R. nannte. Ich habe es lange Zeit nicht fertig gebracht, ihn mit R. anzusprechen und auch heute benutze ich unter anderen Menschen seinen Vornamen H. Er war mit zwei Söhnen da, aber der eine war und ist ein Handballer, den wir nicht keilen konnten. Anders sah es mit seinem jüngeren Sohn B. aus, der in dieser Nacht Zugvogel wurde und mit dem ich viele, viele Fahrten und Großfahrten erlebte.

Viele Eltern transportieren ihre Söhnchen zum Fußballspiel und zum Training. Weil die Deutsche Bahn so teuer war und die ehemals 50%ige Ermäßigung für Jugendgruppen gestrichen war, kutschierte uns R. - auch schon mal mit elf Mann in seinem VW Bus, bei dem gelegentlich während der Fahrt schon mal die Seitentür rausfiel - unter anderem nach Mannheim, von wo wir nach Sardinien starteten, nach Basel, von wo wir in die Toscana fuhren und wo man R. beinahe nicht mehr in die BRD zurückreisen lassen wollte, nach Singen am Hohentwiel, wo wir Maggiluft schnupperten und wo die Kalabrienfahrt begann, oder sogar nach Spiez in der Schweiz, zum Beginn der Griechenlandfahrt. Und jedesmal holte er uns auch dort wieder ab, wohin er uns gefahren hatte. In Spiez wurden wir bei der Rückkehr mit der Lautsprecherdurchsage empfangen „Herr Gero vom Zugvogel, Ihre Abholung verzögert sich. Bitte, warten Sie hier!" Als er dann selbst Zugvogel war, haben wir etliche Großfahrten mit den Jungen und ohne sie gemacht. Denkwürdig die Fahrt an der W. teilnahm, bei der die beiden sich in der Umbra Forreste von uns verabschiedeten, um zu wallfahren, wobei sie u. a. im Separé eines hoch vornehmen Sportlerheims, die Biervorräte vernichteten, mit Schlangen und Skorpionen kämpften und der eine von ihnen den staunenden Pilgern in San Giovanni Ritondo an heiliger Stätte seine buchtige Unterhose zeigte, in dem er sich auf dem Marktplatz öffentlich umkleidete.

Das Treffen zur gemeinsamen Rückfahrt war in Monte Sant Angelo, einer mittleren Kleinstadt verabredet und ich schickte die Jungen los und sagte ihnen, sie sollten nur nach einem Wirtshausschild fahnden auf dem Birra ala Spina, also Bier vom Fass stand und nach Möglichkeit noch eine deutsche Biermarke. Sie fanden die Beiden, die dort mittlerweile zu den unverzichtbaren Stammgästen gehörten auf Anhieb.

Ohne R. hätte ich nach der Wende die neuen Länder nicht so intensiv kennengelernt. Er hatte in Eggessin noch etwas für die Bundeswehr zu erledigen und machte daraus eine sehr großzügige Rundreise, die unter anderem auch über die Halbinsel Usedom führte. Bundesführer Dietze hatte keine Lust zum fünfjährigen Bestehen der Vagabunden zu fahren und schickte R. und mich als Abordnung nach Gerretsriet. Wir nutzten es, um mir durch einen etwas größeren Umweg Gelegenheit zu geben, den Thüringer Wald kennen zu lernen.

Mit Ratte organisierte ich einige Wintertippel. Ich möchte hier erwähnen, dass diese Tippel alle nicht spektakulär waren und keine Höchstleistungen erforderten, dass dafür aber fast der ganze Bund einschließlich der Pimpfe teilnahm. Einen dieser Wintertippel wollten wir in der sächsischen Schweiz verlegen, was sich als unmöglich erwies, weil man dort nirgendwo ein Bundesfeuer entzünden konnte. So lernte, ich dank Ratte die sächsische Schweiz kennen, das Erzgebirge und Dresden.

Als ich in einer vornehm aussehenden Jugendeinrichtung, in der ich fragte, ob wir eine Nacht mit 60 Jungen in einem ihrer Säle schlafen könnten eine Abfuhr bekam, sagte ich etwas sauer, dass sich um die Jugend niemand kümmere. Sagte der vornehme Herr doch

tatsächlich: „Oh, wir tun sehr viel für die Jugend. Wir haben erst jetzt über 350 Nikolaustüten gepackt!"

Ratte war übrigens sehr großzügig, wenn es darum ging Quartier auszumachen. So besuchten wir eine Burg im Erzgebirge, in dessen Burggraben sich zwei Bären gelangweilt herum wälzten. R. ließ sich den piekfeinen Speisesaal zeigen, Damast gedeckt! Und ich stellte mir unsere Jungen nach einen Tagesmarsch an dieser vornehmen Tafel vor. Wir würden unserem Bund die auf jeden Fall als Quartier empfehlen, - sagte R. Ähnlich war es in einem Hotel, wo er erwähnte, dass wir für 60 bis 90 Personen Unterkunft über Silvester brauchten. Mit Begeisterung wurden uns die bereits renovierten Zimmer gezeigt und versprochen, dass bis dahin auch die anderen Zimmer fertig seien. Auch da wollten wir die Entscheidung dem Zugvogel Gremium überlassen und zogen uns zurück in die kalten Schlafsäcke im VW Bus.

B. und W. baten mich einst, ihren Sohn doch für den Zugvogel zu begeistern. Ich überredete ihn mit zum Allensbacher Hof zu fahren, der dank W. bei uns schon bald nur noch der Amselfelder Hof hieß. Ich kümmerte mich intensiv um diesen Sohn und er dachte wohl, er könne den Amselfelder Rotwein genau so trinken wie ich. Er hat zwar ein paar Tage gelitten, aber es muss ihn doch auch etwas zum Bund hingezogen haben. Da er seine Mitmenschen allzu häufig mit „du F." ansprach, hatte er schon frühzeitig seinen abgemilderten Namen F. weg.

Einmal wartete ich in Pili in Griechenland sehnsüchtig auf F. und war sehr froh, als er dann tatsächlich kam. Zu meiner größten Enttäuschung wollte er keine Gitarre spielen, weil dies der höchste griechische Feiertag war. Ich musste mich damit abfinden, bis St. mit seinen Leuten singend und Klampfe spielend die Pinte betraten. Sofort griff F. nach seiner Gitarre und setzte sich zu den Sängern an den Tisch. Ich beschimpfte ihn daraufhin fürchterlich. Er drohte mir seine Rache an, auf die ich sehr gespannt war. Sie fand dann in Ottenstein in Form eines Liedes statt, das mich sehr erfreut hat und dass ich als Ehre ansah. Ich möchte ihm bei dieser Gelegenheit dafür danken und ihm vor allem viel Glück bei der Führung des Bundes wünschen.

Als der Orden der Geusen mal wieder so ziemlich am Ende war, wählten die Übriggebliebenen gegen meinen Willen T. zum Ordensführer. Ich habe längst eingeräumt, dass ich mich damals geirrt habe und dass er der richtige Mann für den Orden ist. Letztendlich hat er die Verbindung zum Bund der Sonne entgegen geknüpft und damit auch dafür gesorgt, dass der Orden dieses Haus jetzt sein Eigentum nennen kann. Ich wünsche ihm und uns sehr, dass die vorübergehende Krise im Orden bald überwunden wird.

Auf wie viel Hilfe ich zählen kann, merkte ich erst richtig, als ich mir als Silvesterscherz den Oberschenkel brach. Ich möchte mich hier bei T. bedanken, der mich ständig durch die Gegend kutschiert und der an jenem letzten Silvesternachmittag mir erste Hilfe leistete und dafür sorgte, dass ich ins Krankenhaus kam, wo er bis Mitternacht hin und herfuhr um Sachen für mich zu holen und so lange blieb, bis feststand, was mit mir, bzw. meinem Bein los war. Aber wir haben auch schon manche größere Reise mit seinem Wagen oder mit einem geliehenen Wohnmobil unternommen und hoffen noch auf einige Wiederholungen. Auch wenn J. es nicht mehr hören mag, er organisierte und dirigierte hervorragend eine Hilfswelle, die mich letztlich von der zweiten Etage ins Erdgeschoß in eine schöne neue Wohnung trug. Ich denke, so einen geballten Einsatz hatte die Giesebrechtstraße zuvor noch nicht erlebt. Ich möchte mich hier an dieser Stelle noch einmal bei allen bedanken, die mir finanziell und oder körperlich dazu verholfen haben.
Und da ich schon mal beim Bedanken bin, möchte ich nicht versäumen R. zu danken, der sich spontan bereit erklärt hatte, dieses Fest zu organisieren. Ebenso danke ich S., die

wieder einmal die Kocherei übernommen hat. Dank auch an H. und alle Geusen und Zugvögeln, die hier Arbeit geleistet haben und Arbeit leisten.

Ich habe bei meinen Aufzählungen sicher nicht alle Freunde und Gefährten erwähnt, die hätten erwähnt werden müssen. Ich bitte das zu verzeihen und möchte darauf hinweisen, dass diese Freundschaften nun schon die Dauer eines normalen Lebens währen.

Abschließend sei gesagt: ich bin jetzt 85, ich brauche keine besondere Vorsicht oder Vorsorge mehr walten lassen, denn wie alt soll ich denn noch werden? Aber versteht mich nicht falsch. Ich habe eine schöne neue Wohnung mit für mich neuen Möbeln und ich habe so viele Interessen, dass die Zeit einfach nicht ausreicht, um sie alle zu bedienen. Ich will euch sagen, dass ich gerne noch eine Weile lebe. Aber wenn es denn anders kommt, ich habe das Leben genossen!

Darauf möchte ich mit Euch trinken! Wohlsein!

9. Auflistung der bis zum jeweiligen Stand benutzten Hauptquellen

1. Eröffnungsrede von Gero am 16. 10. 2010 anlässlich der Feier zu seinem 85. Geburtstag im Kochshof (Ausdruck des Rede-Manuskripts).

2a. Biografie von Rolf Gehrke in: www.jugend1918-1945.de, Lebensgeschichten, Gehrke Rolf, verfasst von Herrn Dr. Martin Rüther, NS-Dokumentationszentrum Köln, ohne Jahr (vermutlich Frühjahr 2012).

2b. Schreiben mit Korrekturen und Ergänzungen von Rolf Gehrke an Herrn Dr. Martin Rüther vom NS-Dokumentationszentrum Köln zu dessen Bericht über Gero in www.jugend1918-1945.de (ohne Datum, vermutlich Frühjahr 2012)

3. Protokoll des biografischen Gespräches zwischen Rolf Gehrke (Gero) und Helmut Wurm am 17. 5. 2012 in Essen-West, verfasst von Helmut Wurm.

4. Erster Teil der Ergänzungen und Berichtigungen zum Gesprächs-Protokoll vom 17. 5. 2012 durch Rolf Gehrke (Gero), e-Mail vom 25. 5. 2012 von Rolf Gehrke an Helmut Wurm.

5. Zweiter Teil der Ergänzungen und Berichtigungen zum Gesprächs-Protokoll vom 17. 5. 2012 durch Rolf Gehrke (Gero), eMail vom 22. 7. 2012 von Rolf Gehrke an Helmut Wurm.

6. Dritter Teil der Ergänzungen und Berichtigungen zum Gesprächs-Protokoll vom 17. 5. 2012 durch Rolf Gehrke (Gero), besonders zu Bildern im Band II der Rolf-Gehrke-Biografie, e-Mail vom 31. 7. 2012 von Rolf Gehrke an Helmut Wurm.

7. Überlassung von biografisch interessanten Fotos durch Rolf Gehrke beim Gespräch am 17. 5. 2012 und wiederholte Übersendung weiterer solcher privaten Fotos durch Rolf Gehrke an Helmut Wurm per eMail.

8. Anmerkungen und Unterschriften zu übersandten Fotos, eMail vom 1. 8. 2012 von Rolf Gehrke an Helmut Wurm

9. Telefongespräch mit Rolf Gehrke zu Details (Text und Bilder) bezüglich seiner Biografie am 2. 8. 2012

10. Telefongespräch mit Dr. Martin Rüther, NS-Dokumentationszentrum Köln am 31. 7. 2012 bezüglich Bildrechten und Textverwendung

11. Verschiedene Gespräche direkt mit Gero oder als Zuhörer bei Gesprächen von Gero mit anderen Anwesenden mit biografischen Inhalten. Solche Angaben wurden aus der Erinnerung mit verwertet.

12. Direkte Einträge in den Korrekturband I zugesandt per Mail vom 3. 8.; 8. 8.; 12. 8. und 16. 8. 012; einige Stellen betreffen auch den Band II.

13. Eine weitgehende Zusammenstellung und Überarbeitung der bisherigen Ergänzungen durch Gero per e-Mail vom 6. 9. 012.

14. Umfangreichere Berichte von Gero über die Treffen und Fahrten der Jahre 1954/55 und über seinen Eintritt in den Zugvogelbund in Form von eMails vom 12. 1. 013; 18. 1. 013; 25. 1. 013 und 7. 2. 013 an Helmut Wurm.

15. Daneben eine Reihe kleinere Ergänzungen und Korrekturen von Gero, ebenfalls meistens per eMail zu verschiedenen Daten an Helmut Wurm geschickt. Sie sind jeweils in den Fußnoten angegeben.

16. Feuerrede des Bundesführers Gero Pfingsten 1984 auf dem Zugvogel-Bundeslager im Trombachtal (mit freundlicher Genehmigung von Rolf Gehrke vom 27. 8. 012 per eMail zugesandt; abgedruckt in: Unser Bund, Selbstdarstellung einer bündischen Gemeinschaft, ohne Jahr [vermutlich um 1990], herausgeg. vom Zugvogel, Deutscher Fahrtenbund e.V. Bundesführung, Rolf Gehrke Essen, 1. Auflage, S. 33-37)

17. Kittel, Gerd (Tarass), 2003: Gründung des Bundes. In: Welt erfahren, 50 Jahre Zugvogel, S. 12.

18. Bemerkungen Geros zur Spätzeit und zum Niedergang des Zugvogelbundes in den 60iger Jahren, eMail von Gero an Helmut Wurm vom 26. 1. 2006.

(Die Berichte wurden überwiegend verfasst von Rolf Gehrke; die Quellen wurden gesammelt, bearbeitet und lektoriert und die Verbindungstexte verfasst von Helmut Wurm)